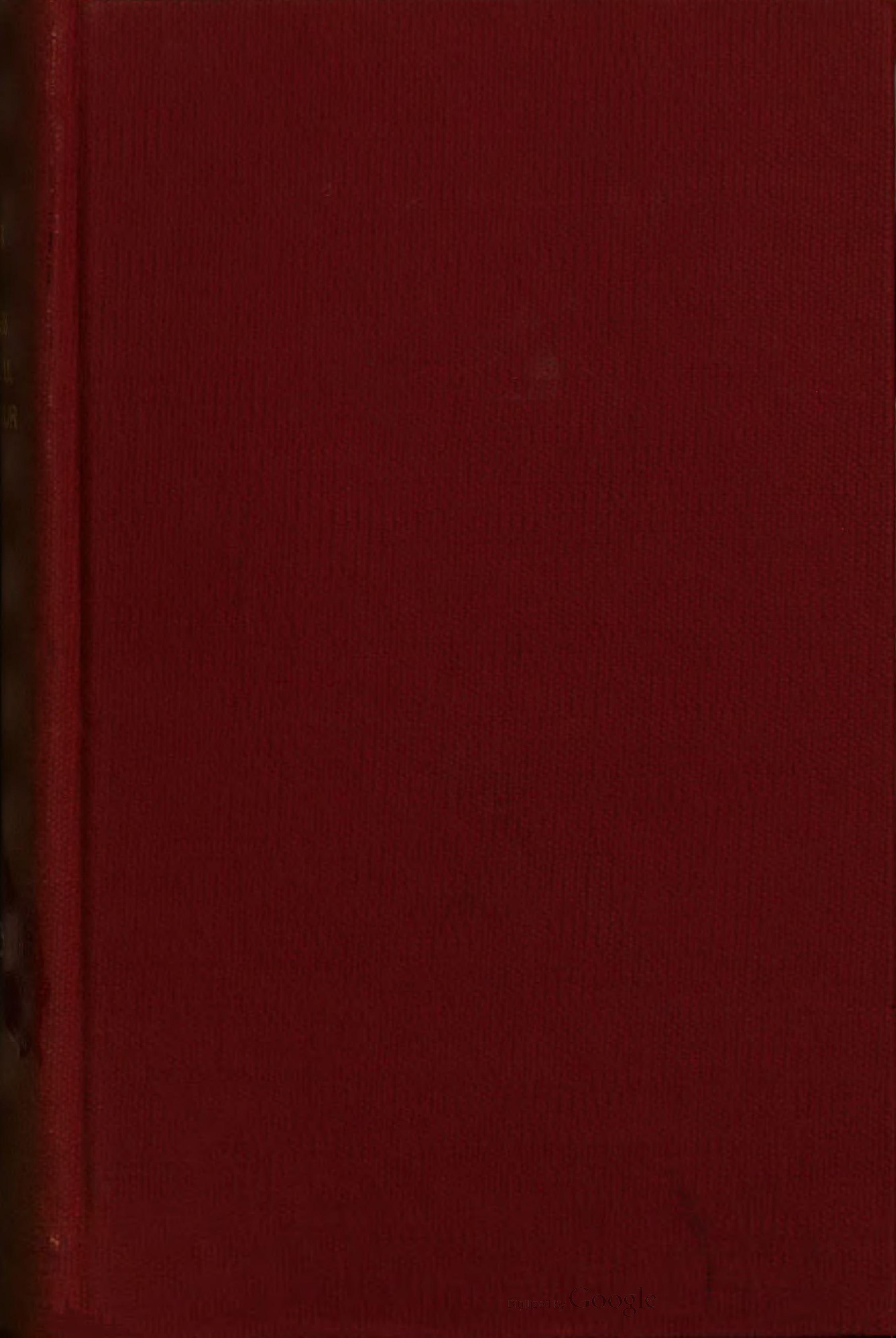
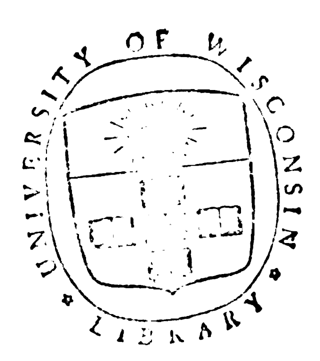



UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

FÜNFUNDDREISSIGSTER BAND

BERLIN 1912
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. ZIMMERSTRASSE 94



INHALT.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXV, 1. april 1911

Karl Verner. Afhandlinger og breve udgivne af Selskab for germansk filologi med en biografi ved Marius Vibaek. trykt på Carlsbergfondets bekostning. København, J. Frimodts forlag (und Leipzig, Otto Harrassowitz) 1903, XCII und 372 ss. 8°.

Der junge germanist von heute hantiert mit dem 'Vernerschen gesetz' wie mit dem 'Grimmschen' oder dem i-umlaut oder der 'brechung' oder sonst einem der älteren requisiten der historischen grammatik. wer aber in der mitte der verflossenen 70er jahre selbst noch studierte, den umschwung, den Verners entdeckung in plötzlicher wie andauernder würkung hervorrief, mitanschaute und erlebte, dem hängt an ihr noch eine menge persönliches, aus ihrer aufnahme bei seinen lehrern und studiengenossen, aus dem phänomen des entdeckers, der deutschen namen trug, aber Däne war, später noch ab und zu in deutsche zeitschriften kleine beiträge sante, für die germanistische öffentlichkeit dann verstummte und so für manchen den schein eines meteors annahm, das hell einmal aufglänzt, dann verlischt. ein solcher leser des vorliegenden buches wird auch stärker den reiz empfinden, den dieses schöne denkmal des früh verstorbenen ausübt, und stärker die überzeugung würdigen die es schafft: dass die entdeckung selbst kein geschenk des zufalls, sondern der gewinn planmäfsiger studien war, den ein mit angeborner starker kraft auf beobachtung lebendiger sprache gerichtetes talent auf seinem wege fand. dieselbe kraft äufsert sich in anderen weittragenden beobachtungen, die Verner in briefen darlegt (und verstreut): die lebende sprache, die vorstellung des überlieferten als gesprochener sprache, seine deutung aus zuständen gesprochener sprache heraus bleibt immer das treibende und stoffgebende. Verner war slavist, die germanistische entdeckung war parergon seiner studien über slavischen accent, sein hauptwerk, das accentsystem der slavischen sprachen — lebte vorderhand in seinen akademischen vorlesungen, zu einer für den druck bestimmten abfassung kam er nicht — weil ihm in Kopenhagen die lebendige unmittelbare berührung mit slavischen idiomen fehlte, die vervollständigt hätte, was er in jüngerén jahren in Russland und Westpreufsen gesammelt und beobachtet hatte?

Die veröffentlichung des buches wurde von der Kopenhagener Gesellschaft für germanische philologie auf anregung von Marius

Vibaek unternommen, der auch den biographischen teil geschrieben hat. als material lag zunächst das vor was Verner bei lebzeiten drucken liefs. fast alles sprachwissenschaftliche ist hier auf 115 ss. wider vereinigt. die beiden abhandlungen aus Kuhns zeitschrift bd 23 sind nach Verners handexemplar mit einigen dort vorgefundenen zusätzen abgedruckt, unter denen die bemerkungen über die suffixform in *hauhiþa* u.ä. einerseits, *auþida*, *vairþida* anderseits hervorzuheben sind. hierzu kommt ein zu ende der 80er jahre verfasster, unvollendeter aufsatz über den gebrauch grofser anfangsbuchstaben in der dänischen orthographie, der nach Verners tod zuerst in der Dania bd 4 veröffentlicht worden war. Verners auf die praxis des unterrichts sich beziehender vorschlag, im schreiben die grofsen anfangsbuchstaben nur für eigennamen und nach gewissen satzzeichen anzuwenden, lesetexte hingegen in der schreibung ihrer verfasser zu drucken, entspricht zwar durchaus den wissenschaftlichen ausgangspuncten des aufsatzes, wäre aber in seinem zweiten teil wol erst beim mittleren unterricht durchführbar. aus dem verzeichnis der publicationen Verners s. x ersieht man das wenige das in die sammlung nicht aufgenommen wurde. darunter sind die artikel, die er zu Salmonsens grofsem conversationslexikon beigesteuert hat: nach der bemerkung auf s. LXXII der biographie scheinen sie litterarhistorischer art zu sein, und man wünschte wenigstens proben gerade dieser singularität in Verners schriftstellerei. man vermisst auch die skizzen 'Fra en ferierejse i Rusland' (aus der Aarhuser zeitung Jyllandsposten 1873), und wenn auch nur als stilprobe. denn in den briefen, besonders denen an Hoffory, ist seine feder (und seine polemik) viel lebhafter als man sie bisher aus den gedruckten sprachwissenschaftlichen abhandlungen kannte — vielleicht weil diese zumeist in der ihm nicht ganz geläufigen deutschen sprache gedruckt sind (man vgl. zb. seinen brief an Kuhn s. 297). ein vortrag den Verner in der Kopenhagener gesellschaft der wissenschaften 1892 über seine phonometrischen untersuchungen hielt, ist (vgl. s. LXXVII) nicht gedruckt worden.

Aufserdem verfügten die herausgeber über eine auswahl aus Verners hinterlassenen papieren, die nach seinem tod Cl. Wilkens getroffen hatte. sie enthielt briefe an ihn und entwürfe zu eigenhändigen briefen. ein aufruf an das publicum bot wenig erergänzung. Vibaek brachte bei einem aufenthalt in Deutschland einige briefe an Verners alte Leipziger freunde und jüngere bekannte hinzu. die hauptmasse der wichtigen correspondenz mit Hoffory tauchte nicht mehr auf — an dem inhalt des restes beurteilt, ein empfindlicher verlust. später konnten mit hilfe Thomsens die wertvollen briefe an seinen lehrer, den slavisten CWSmith, einbezogen werden, die von der wissenschaftlichen ausbeute der reisen nach Russland und in das kaschubische gebiet Preufsens reden, und noch einiges andere. aus diesem vor-

rat wurden ausschliefslich briefe Verners, und zwar das aus ihnen was wissenschaftlicher natur ist, herausgenommen. mitteilungen aus seinem äufseren leben wurde zumeist ausgelassen, aber in der biographie verwertet und zum teil dort abgedruckt. doch auch das dort aufgenommene beschränkt sich auf die geschichte seiner wissenschaftlichen entwicklung. das in engerem sinne private ist sehr spärlich vertreten. der monumentalität des buches kommt das zu gute, aber die menschliche persönlichkeit Verners wäre anders wol anschaulicher geworden. auch aus den briefen an ihn wünschte man mehr mitgeteilt, besonders aus der zeit der entdeckung des germanischen freien accents, die nun einmal im mittelpunct seines andenkens wie auch dieses buches steht. so tritt die impulsivität Scherers in der biographie nicht recht hervor, Verner erscheint dabei ziemlich steifleinen. ein latenter gegensatz zu Scherer, in den er durch seine beziehungen zu den 'junggrammatikern' geriet, ist s. LVIII angedeutet. auch aus der darstellung Vibaeks schimmert hervor, dass man seine Hallenser zeit, mit den paar germanistischen artikeln die sie zeitigte, für wenig fruchtbar hielt: als ob nicht seine beschäftigung, stellung, verkehr dort doch von ganz anderer bedeutung für ihn gewesen wäre, als der hauslehrerposten, die eisenbahn-practicantenanstellung, an die zu denken er in Aarhus gezwungen war!

Der wissenschaftliche gehalt der briefe legt glänzendes zeugnis ab für das intensive, höchst fruchtbare forscherleben des jungen unter sehr erschwerenden umständen arbeitenden gelehrten: was ihn lebenlang beschäftigte, was die haupttitel seiner berühmtheit schuf, ist in den briefen aus seinem sechsten quinquennium bereits enthalten. er gehört zu den allerersten, die von der lebenden sprache weg aus den weg zum verständnis historischer erscheinungen suchten (jeg er en ivrig partigænger for 'det levende ord' s. 173), lautphysiologisches, vor allem der accent, steht von anfang an im vordergrunde; die slavischen sprachen sind sein nächstes studiengebiet, aber mit weitem blick und der ihm eignen exactheit (jeg er . . en meget langsom arbejder s. 169) geht er im bestreben beleuchtende parallelen zu finden auf indisches, germanisches gebiet hinüber und studiert dort die verwanten fragen. die briefe schwellen zu abhandlungen über den indischen udatta und svarita, den griechischen accent, den dänischen stofston — über diesen hat er ein eigenes werk im auge.

Und mit dieser richtung seiner frühzeit hängt auch die arbeit zusammen, die in späteren jahren ihn lebhaft beschäftigt, die construction eines phonometrischen apparates. dessen beschreibung, von der hand seines bruders, des ingenieurs RWerner, beschliefst den band.

Joseph Seemüller.



Eigla-studien von **A. Bley**, professor an der universität Gent. [Université de Gand. Recueil de travaux publiés par la faculté de philosophie et lettres. 39me fascicule.] Gand 1909/10 xx ss. x + 253 ss. 8.— 8 fr.

Bleys darstellung folgt der heuristischen methode. um kurz zu sein, habe ich im folgenden eine systematische darstellung seiner gedanken zu geben versucht. indessen bin ich nicht ganz sicher, den gedanken, die Bley bei verschiedenen gelegenheiten in verschiedener form ausspricht, im system immer die von ihm gewünschte stellung und schwere gegeben zu haben. die sagas sind im grofsen und ganzen nicht als historische werke nach den anforderungen unserer zeit zu bezeichnen (s. 64. 129). sie tragen alle nach gehalt und gestaltung eminent poetische, dh. auf das gefühl berechnete züge an sich (s. 64—113. 126. 129). so sind die sagas poetische, und zwar wegen der künstlerischen, erzählenden darstellung epische werke (s. 121—129). poetisch und historisch (nach unseren anforderungen) schliefst sich aber aus (s. 112). trotzdem kann man eine reihe von sagas als 'historische sagas' bezeichnen, weil sie politischen inhalt haben und auf zeugnissen beruhen, die wenigstens einen starken kern von wahrheit besitzen (s. 113f. 129). das sind die konungasögur. dagegen haben die slægtsögur nicht politischen, sondern privatgeschichtlichen inhalt, und dieser ermangelt der beglaubigung (s. 114). die privatgeschichte der Eigla kann, weil poetisch, nur in geringem grade anspruch auf glaubwürdigkeit machen (s. 131). die zt. grofse masse mitgeführten historischen, dh. beglaubigten politischen stoffes kann die zuteilung zur andern gruppe nicht bedingen (s. 64).

Dementsprechend sucht Bley speciell für die privatgeschichte der Eigla zu beweisen:

1. sie ist durch quellen nicht beglaubigt, und die zeugnisse widersprechen ihr sogar. 2. sie ist nach den bedingungen der zeitgeschichte des zehnten und elften jahrhunderts nicht wahrscheinlich und nicht möglich. 3. sie ist nach allgemeinen bedingungen poetischer schöpfungen gearbeitet und zu verstehen. 4. sie zeigt die geistig-moralische physiognomie Snorres; also ist sie sein werk.

Zu 1. die Eigla ist durch quellen nicht beglaubigt, ja die zeugnisse widersprechen ihr sogar. die konungasögur wissen von Þórólf Kveldúlfsson nichts. Landnámabók (Sturlubók und Melabók) beruhen auf der Eigla; Eyvind hat nicht die witwe Þórólfs geheiratet, ja der bruder Skallagríms hat Herlaug geheifsen (Hauksbók) und Ketil hæng kann nicht Þórólf gerächt haben, den es nie gegeben hat (s. 179—190). so fällt der inhalt von Eigla 1—27; denn für Skallagríms ansiedelung wird es eine mündliche überlieferung von einiger ausdehnung noch nicht gegeben haben. sie verdiente auch wenig glauben, weil ihre wesentlichen bildungskräfte gefühl und phantasie sind. Egils grofse

gedichte zeigen, dass das verhältnis Egils zu Eirík immer gut gewesen ist, die scene der haupteslösung ist in würklichkeit die lösung einer augenblicklichen heftigen verstimmung: Arinbjörn hellt einen irrtum auf (s. 27—63). mithin fällt die ganze reihe der vorhergehnden ereignisse, deren 'notwendige' folge (s. 52) die scene in York ist, dh. das ganze streitverhältnis zwischen Egil, ja dem Kveldúlfsstamme und Haralds geschlechte ist unhistorisch.

Zu 2. die Eigla enthält gerade in ihrem kern so viele historische unmöglichkeiten, dass sie auch schon deswegen nicht als geschichtlich gelten kann. so sind die stellungen Ölvis, Þóris, Arinbjörns, ohne die die handlung nicht denkbar ist, an den königshöfen unmöglich (s. 104). so widerspricht Eiríks milde und weichheit in York durchaus den allgemeinen anschauungen seiner zeit und seinem historischen bilde (s. 50 ff). Harald hätte sich lächerlich gemacht, wenn er wie ein wahnsinniger seinem eigenen boten zu Þórólfs tötung vorausgeeilt wäre (s. 102 u. a.). endlich muss man fragen, ob ein geschlecht von so idealer art wie das Kveldúlfs der Eigla jemals in Norwegen existiert hat (s. 144). aus solchen gründen ist gar nicht daran zu denken, dass die familiengeschichte der Eigla historisch ist.

Zu 3. die Eigla stellt sich bei einer durchmusterung der capp. 1—61 als ein poetisches werk dar. 'hauptmerkmal eines poetischen werkes ist die klar hervortretende tendenz, in einer bestimmten, dh. in ästhetischer weise auf das gefühl zu würken' (s. 67 f). sie äußert sich durch die beschaffenheit des inhalts wie durch dessen gestaltung. der gefühlsgehalt der Eigla deckt sich mit einem großen teile der gefühlswelt der zeit Egils oder des verfassers.

1. die gefühle a) als triebfedern der handlung sind allen lebensbeziehungen jener zeit entnommen: familie, sippe, fóstralag, freundschaft, hass und rache, selbstgefühl (s. 67 bis 81). auch b) der 'sonstige, auf das gefühl berechnete inhalt' (s. 82) ist reich: kämpfe, außergewöhnliches, übernatürliches, sittenschilderung, anderes detail (s. 82—85). 2. zweitens ist die gestaltung des stoffes poetisch: a) im einzelnen zeigt sich dramatische gestaltung, ferner zusammenrückung zu þáttartigen gruppen, und endlich im ganzen eine gesamtcomposition (s. 85—95). b) ununterbrochen waltet die strenge causalität und c) erübrigt dadurch die chronologie (s. 95—99). d) die poetische art des wahrscheinlichkeitsbegriffs erweist die nicht ganz seltene verwendung historischer unmöglichkeiten im dienste einer zielvoll auf das gefühl würkenden darstellung, zb. Arinbjörns unmögliche rolle vor Eirík, Haralds zug gegen Þórólf (s. 99—106). dazu e) die methode der auswahl des stoffes, die vereinfachung, variation und der parallelismus (s. 106—108). f) die rollen-

verteilung an die einzelnen personen, ihre typische oder ideale charakterisierung (s. 109—112). ferner: die stoffe der Eigla zeigen vielfach klar das auswürken poetischer motive: zaubergeschichten, berserkerstoffe, weissagungen auf grund fatalistischer weltanschauung (s. 126 f). hierher darf ich denn wol in Bleys sinn auch þórólfs geschick rücken: dieses ist 'ein gradezu typisches motiv der poesie, die es liebt, ergreifende menschliche schicksale aus unbewuster schuld hervorwachsen zu lassen' (s. 25); es ligt etwas tragisches in seinem untergang (s. 21). denn Björgólfs ehe mit Hildiríđ ist rechtskräftig; die söhne dieser frau sind erbberechtigt, und þórólf, der den sachverhalt nicht übersehen hat, hat unbewust unrecht getan, indem er den worten der verstimmten freunde glauben schenkte. die Eigla ist also ein poetisches werk, 'woraus sich mit notwendigkeit ergibt, dass sie ein historisches nicht sein kann' (s. 112).

Im besonderen wird die litterarische art der Eigla noch dadurch gekennzeichnet, dass sie die tendenz an der stirn trägt, die mitglieder der familie Kveldúlfs mit einer möglichst glänzenden glorie zu umgeben. das zeigt die kurze aufzählung ihrer ruhmestitel (s. 144 ff). Egils charakter ist der einzige der einen entschieden ungünstigen eindruck macht (s. 150 ff). gehören die hässlichen handlungen Egils würklich in die Eigla hinein, so kann natürlich von einer tendenz zur idealisierung nicht die rede sein. das tun sie aber nicht, mit ausnahme der ersten, der unterschlagung von Ađalsteins schatze. ein entwurf, 'wie nach den gegebenen (sachlichen und künstlerischen) voraussetzungen aller wahrscheinlichkeit nach Egils weitere geschichte seit seinem abschiede von könig Ađalstein zu verlaufen hatte' (s. 152), gedenkt der Ljótgeschichte und der Wermlandreise gar nicht. beide sind historisch unmöglich, sie stehn auf einem anderen künstlerischen niveau als die übrige Eigla und sind daher auszuscheiden. ebenso steht es mit dem hässlichen zuge: Egil durchbeifst Atli die kehle. die Ljótgeschichte selbst ist eine gewöhnliche junge berserkergeschichte, der rechtsstreit nach früheren capiteln der Eigla gebildet, die Wermlandreise ist nach dem muster der sendungen Olafs d. H. nach den Färöer und Jamtland erfunden (s. 150—176). die schatzgeschichte samt der von der beerdigung Skallagríms aber hat der verfasser überkommen und wegen ihres menschlichen gehalts und des sich darin spiegelnden volksglaubens dargestellt. aber dieser fleck konnte dem gesamtbilde eines bewundernswürdigen helden nicht wesentlichen eintrag tun. auch Egil ist eine idealfigur (s. 176—179).

Zu 4. unter den schriftstellernden Sturlungen des 13 jahrhunderts kommt nur Snorre als verfasser der Eigla in betracht. es spiegelt sich in ihr seine geistig-moralische physiognomie (s. 197). sein geistiges haupterlebnis ist die abfassung der Heimskringla; ihre auffallende verwantschaft mit der Eigla zeigt

sich in folgenden punkten: in der ausgedehnten behandlung der norwegischen geschichte in der Eigla, verwertung des hauptmotivs der königsgeschichte, des kampfs der geschlechter gegen das königtum, darstellung der verhältnisse Hálogalands nach der umgebung Háreks ór Þjóttu, bildung Þórólf Kveldúlfssons nach Erling Skjálgsson (s. 205—208) und Háreks und Arinbjörns nach Erling. auch hat die Hkr. den keim zur idee der charakterbehandlung der Kveldúlfsfamilie gegeben. nach der vollendung der Hkr. muste sich Snorre nach einem stoffe umsehen, und Egil, der ihn als dichter wie als ahn stark interessierte, bot in seinen schicksalen soviel berührungspunkte mit seinem eigenen leben, 'dass es kein wunder ist, dass er sich gedrungen fühlte, eine poetische geschichte Egils zu schreiben und sie zu einer synthese der geschichte des vikingerzeitalters wie seiner eigenen erlebnisse zu gestalten' (s. 209). dazu trat der wunsch, seinem eigenen jungen geschlechte durch eine urgeschichte einen historischen hintergrund zu geben (s. 210).

Seine quellen waren drei:

1. die mündliche tradition, die erst mit Egils reiferem lebensalter einsetzt. ihr gehören an: Egils und Þórólfs beziehungen zu Aðalstein, die schatzgeschichte, die processe in Norwegen um das erbe seiner frau, und das was die saga nach den Yorker vorgängen berichtet (abgesehen vom process Þorsteins mit Steinar) (s. 213). 2. schriftliche quellen. die Landnámabók steuerte neben anderem die geschichte von der niederlassung des Ketil hæng bei und mit dieser verwantschaft das riesische der Kveldúlfsfamilie; die Hkr. gab die rolle Gunnhilds und ihrer brüder und anderes zt. schon oben genanntes (s. 213—216), auch züge für die schilderung des vikingertums, der jugendgeschichte Egils. 3. das persönliche erlebnis. am wichtigsten ist: Snorre hat sein eigenes langwieriges und aussichtsloses conflictsverhältnis zu könig Hákon in der Eigla poetisch dargestellt. deshalb wandelte er das nur auf einen augenblick (s. 216) getrübte freundschaftsverhältnis zwischen Egil und Eirík in einen tiefwurzelnden streit um. er ist also der erfinder der haupteslösungsscene. der knotenpunct ist die einführung Eiríks und Gunnhilds in den ersten Gúlaþingprocess; von hier aus hat er die ganze geschlechtsgeschichte rückwärts construiert, wobei er (s. 216—218), entsprechend dem feindschaftsmotiv, das der freundschaft voraussante, und im verhältnis Kveldúlf-Þórólf-Harald seine eigene beziehung zu Hákon genauer abconterfeite (s. 222—224). durch die darstellung der von ihm erfundenen unterredung Hákons mit Egil in cap. 62 sprach er endlich aus: eine versöhnung zwischen Haralds und Kveldúlfs geschlechte hat nicht stattgefunden, und er zeigt damit auf sein und Hákons verhältnis hin (s. 235 f). analoga für solche rückconstructionen bietet die litteraturgeschichte reichlich (s. 218). Snorre hat die Eigla nicht vollendet. sein schreiber hat sie unter

starker benutzung mündlicher überlieferung im allgemeinen auf den bedingungen Snorres, aber auf tieferem ästhetischem niveau fortgesetzt. Þorsteins streit mit Steinar gehört vielleicht einem dritten verfasser an.

Es ist verdienstlich, dass Bley die frage: ist die Eigla ein poetisches werk? zum mittelpunct einer arbeit macht und mit breiter pflugschar das feld durchpflügt. und die richtung die die antwort nimmt ist die rechte: der nachweis poetischer merkmale bestätigt die schon öfters ausgesprochene meinung, dass die Eigla, wie die Isländersagas überhaupt, sehr viele poetische momente enthält und zur gattung epos im weiteren sinne gehört. es ist zweitens gut, dass Bley Snorres leben und charakter auf die frage hin untersucht: hat dieser mann wol die Eigla gedichtet? schon Storm hat solche untersuchungen für notwendig gehalten: 'Til den literære betragtning af Snorre — hvorpaa vistnok fremtidige undersögelser vil henvende sin opmerksomhed — hörer det ogsaa at undersöge, om Snorres private karakter og livsförelse har havt indflydelse paa hans skrifter' (Storm, Snorre St.s historieskrivning s. 103 anm.). eine besprechung dieser arbeit Bleys werde ich hier nicht vornehmen. — Bley verfügt über den kreis der termini der modernen ästhetik frei. und seine sprache ist gewant und ausdrucksreich. er geht mit energie an den stoff heran, und der leser freut sich zu sehen, dass er ihn nicht loslässt, ehe er ihn von allen seiten gemustert zu haben glaubt: nicht nur den irrtum, sondern auch den grund des irrtums sucht er aufzudecken.

Meine aufgabe konnte es nicht sein, die ästhetischen theorieen auf die sich Bley bezieht, auf ihre allgemeine gültigkeit und innere geschlossenheit hin zu kritisieren. ich frage nur: sind Bleys beobachtungen richtig? und zweitens: leuchten aus den beobachtungen die ästhetischen kategorieen Bleys hervor? tun sie das nicht, so ist ihre sonstige gültigkeit für uns belanglos. im folgenden beschränke ich mich darauf, die bedeutenderen einwendungen, die ich gegen Bleys buch machen muss, anzuführen; ich gruppiere sie um folgende zwei fragen: I. fasst Bley die litterarische art der Eigla richtig auf? II. fasst er das verhältnis des stoffes der Eigla zu geschichte und litterarischem vorbild richtig?

I. Im mittelpunkte steht die charakteristik Egils, wenn sie auch nur als nachtrag (s. 247—252) gegeben wird.

1. Bley sieht in Egil die 'personification des vikingerzeitalters im engeren und weiteren sinne' (s. 247. 251). dementsprechend zeigt Egil die niedrigeren motive dieses zeitalters: erwerbstrieb und abenteuerlust als viking und heerführer und den etwas edleren: tatendrang; daher seine statur und kraft und auch die hässlichkeit, die nach dem eindruck des vikings auf die frem-

den völker gebildet ist. nachsichtig muss (s. 249) seine geldgier, der übermächtig entwickelte erwerbstrieb, beurteilt werden. seine heldenhaftigkeit erzwingt trotzdem bewunderung. 'da das vikingerzeitalter im weiteren sinne das heldenzeitalter der skandinavischen völker ist, muste der dasselbe symbolisierende Egil dessen heroischen charakter im weiteren verlauf der saga reiner, und unter der einwürkung edlerer motive als es bisher der fall gewesen, zum ausdruck bringen' (s. 250). diese sind rechtsgefühl, sippengeist, ideale freundschaft, skaldentum und runenweisheit. seine jugendgeschichten bereiten diese entwicklung vor.

Der exponent dieses charakters ist also ideales heldentum, und wie Bley diesen begriff fasst, sieht man aus folgenden positiven und negativen begleitbestimmungen: habgier drückt sein heldentum herab; die schatzgeschichte kann zwar den gesamteindruck nicht wesentlich beeinträchtigen (s. 179), aber unter der betrachtung der art, wie Egil sich von Arinbjörn für Ljóts erbe entschädigen lässt, 'schrumpft der held Egil zu einer persönlichkeit von kleinlicher, gemeiner gesinnung zusammen' (s. 163). unflätigkeit und grausamkeit — bei Armóð — entstellt ihn, die rolle des frauenarztes bei Þorfinn ist für ihn als mann ganz unangemessen (s. 168). dadurch dass er Atli die kehle durchbeifst, wird er 'gradezu zum raubtier herabgewürdigt' (s. 233), mit seinem heldentum ist das alles nicht vereinbar. — Bleys Egil steht auf der höhe des edlen, heldenhaften menschentums, wie es sich etwa die aufklärungszeit malte, wenn Bley es auch das 'heroische menschentum primitiven kriegerischen zeitalters' nennt (s. 234). über den allgemeinen wert dieser anschauungen für das verständnis der Eigla braucht nicht gehandelt zu werden; ich will einen fall einzeln untersuchen. über die art wie die durchbeifsung der kehle Atlis aufgefasst wurde, können wir nach dem material, das uns Heinzel sehr bequem an die hand gibt, recht bestimmt urteilen. am nächsten ist Háv.s cap. 21 [1] der Eiglascene verwant: Atli durchbeifst dem Þórgrím die kehle, da er hiebfest ist. ferner ab stehn die vorgänge der Finnbogasaga cap. 29 u. 40 [2]: Finnbogi durchbeifst dem Þórvald und Þorbjörn die kehle, weil er keine waffe zur hand hat. Hards. cap. 39 [3] rächt die mutter so ihren sohn an dessen mörder. überall wird deutlich diese tat als ungeheures werk der not gefasst, die des menschen ehre nichts entzieht, ja ihn vor dem staunenden auge gigantisch erhebt. etwas anders mag es freilich mit dem urteil über das weib Þorbjörg stehn — wenigstens nach dem tode dieses weibes zu schliefsen; man wird hier die tötung Hagens durch Kremhild und Kremhilds durch Hildebrand heranzuziehen haben. im modernen isländischen märchen

[1] hg. in Islendingasögur nr 15, Reykjavík s. 61.
[2] Isl.sögur nr 18 s. 54 u. 89.
[3] Isl.sögur nr 3 s. 83.

(Þioðtrú og Þjóðsagnir hg. von Oddur Björnsson u. Jónas Jónasson, Akureyri 1908, I s. 284) will dann das böse, böse weib den knaben in die kehle beifsen. da erst sind wir auf Bleys standpunct. — Bleys ästhetisches urteil ist also in diesem falle sicher fehlgegangen, in den übrigen fällen dieses zusammenhanges auch.

Dann aber: in den centralen scenen der Eigla zeigt sich Egils unmenschliches wesen als der gegenstand auf den das interesse des verfassers geht: wie er im ersten processe losbricht und sich rasend rächt, wie er mit unmenschlicher vermessenheit in Eiriks halle erscheint und seine sache durchhält. dasselbe zeigen die scenen die etwas vom centrum abliegen: der wüste todschlag Bárðs und Egils flucht, Egils unsinnige erregung in Aðalsteins halle, wie sich Egil brutal die mitnahme von Þórólf erzwingt, wie er den knaben erschlägt und Brák rächt; dasselbe später: wie mafslos er um Böðvar trauert und Steinar schädigt, und, zum humoristischen gewendet, wie er Einar nacheilt, um ihn zu erschlagen, wie er auf dem thing unfrieden säen will, endlich ernster seine schätze im moor versenkt und die knechte tötet. sein rechtsgefühl ist durchaus egoistisch; es steht auf seiner habgier; seinem geiz ist nichts nachzusehen. — so steht das menschlich-hässliche im mittelpunct seines wesens. er ist kein 'held', ist nicht ideal in Bleys sinne. christliche hörer des 13 jahrhunderts bewunderten wol die kraft die in ihm steckt; aber sie fühlten: Egil ist ein ofsamaðr. und als solchen bezeichnet ihn der verfasser ausdrücklich selber durch Haralds ausspruch Es. (Kphg. Samfund) s. 115₁₂ ff. als solcher steht er aber jenseit des ideals. so sehen wir die condottieri des cinquecento an.

Jene züge — die habgier nach der tötung Ljóts, die rohheit bei der tötung Atlis und auf der Wermlandfahrt — liegen wol jenseits der eben besprochenen unmenschlichkeiten; aber sie liegen sicher auf derselben linie: Egil ist ein ofsamaðr. in derselben richtung auf den ofsi laufen Egils krafttaten auf den vikingszügen, an der Vínheiðr, auch seine umkehr in Kurland: Es. s. 143₂₂: *vær hofum stolit fé bónda, suá at hann veit ecki til* (vgl. Gíslasaga vísur über die morde); aber sie reichen, so grofsartig sie gedacht sind, nicht an die centralen ofsataten Egils heran. so tritt Egils ofsi in mancherlei schattierungen auf, und die stücke sind einander — trotz allerlei sonderheiten — innerlich so verwant, dass man sie nicht dem verfasser absprechen kann. — ebenso steht es mit dem zauber: Egils níðstǫng-zauber passt zu seiner ofsamaðr-natur; die sprengung des horns ist aus der handlung nicht zu lösen, zeigt aber den romantischen fabelzauber, und denselben zeigt die heilung Helgas, die gar nicht zur handlung gehört. als romantisch wird dann noch das kehle-durchbeifsen durch die parallelstellen erwiesen. Bley verkennt Egils charakter vollständig; er macht ihn zum idealen

repräsentanten des vikingerzeitalters; der verfasser aber zeigt ihn als ofsamaðr. gewisse züge von ritterlichkeit in seinem wesen werden dagegen in enger verbindung mit der darstellung der ritterlichkeit der Þórólfe stehen. der nachweis aber, dass in Egils charakter diese sein heldentum vernichtenden züge unausreifsbar wurzeln, zerstört, wie Bley selber (s. 151) sagt, die auffassung der Eigla als eines werkes, das die tendenz hat die familie Kveldúlfs zu verherrlichen. zudem gehören jene züge auch in Skallagríms und Kveldúlfs wesen hinein.

Der einwurf geht aber weiter; auch die *darstellung der gefühle* ist nicht ideal wie sie Bley s. 68—82 versteht. seine beobachtungen und auffassungen sind aufser in anderen so in folgenden fällen zu berichtigen. zu s. 70: *frauenliebe*. hinter Egils ehe wird nicht die liebe stehn, sondern das sippengefühl gegen des bruders witwe und der wunsch nach der guten partie. — zu s. 70—72: *liebe zwischen söhnen, vätern und brüdern*. grade das centrum der handlung enthält dauerndes misverhältnis zwischen vater und sohn. Skallagríms verhältnis zu Egil ist dauernd schlecht. auch Egil liebt seinen sohn Þorstein nicht, Es. s. 293_5; er schilt ihn mit einer spottstrophe, und erst nach seinem tapferen auftreten gegen Steinar gewährt er ihm schutz. aber auch dann zieht er es vor, bei seiner tochter zu wohnen. das verhältnis der brüder Þórólf und Egil ist zu anfang gehässig. erst mit der zeit wird es erträglich, dann schön. bis zuletzt aber handelt Egil dem bruder gar nicht zu liebe (überfall auf Eyvind skreyja). im engeren blickfeld bleibt nur Kveldúlf mit seinen söhnen als 'ideal'. aber schon hier geht die abtrennung Þórólfs über die engen grenzen des liebesverbandes hinaus. die anderen *paare* sind für das gesamturteil als nebenpersonen gleichgültig. liebe wird nie betont; ja Arinbjörn trotzt seinem vater die einladung Egils ab, Es. s. 149_{16-20}. die brüderpaare der nebenpersonen gehören aber überhaupt nicht hierher; sie sind nach dem gesetz der zwillinge gebildet (Olrik Zs. 51, 6), ihr verhältnis stellt keine idee dar. Bley misversteht die zeit. nicht diese herzlichen verhältnisse werden als ideal gewünscht und gefühlt, sondern das feste halten der sippenpflicht ungeachtet üblen inneren verständnisses, und das ist allerdings 'ideal' dargestellt. — zu s. 76—79. durch diese darstellung zieht sich, alle spitzen verbiegend, die irrige beobachtung Bleys von Gunnhilds rolle und Arinbjörns und Eiríks widerspiel in York. nicht Gunnhild schickt die axt in böser absicht, sondern Eirík in guter, Es. s. 118_6 ff. nicht auf Þórólf ist Gunnhild ergrimmt, sondern auf Egil; er hat ihr verhältnis zu Þórólf verdorben, Es. s. 151_4 f. Eirík wird nicht durch die fürsprache eines dienstmannes und ein gedicht 'erweicht' (Bley s. 52), sondern durch Arinbjörns waffengewalt gezwungen, Es. s. 223_{14} bis 224_4. Eirík hält Arinbjörn nicht das fóstralag in idealer

weise; das scheint in diesen scenen ganz vergessen zu sein, und er behält seinen ganzen grimm bei Es. s. 225_2f. die Eigla kann also nicht in Bleys sinne als ein werk, das alle glorie um die familie Kveldúlfs spinnen will, und als ein idealistisches werk gelten. trotz Bley ist sie beides.

Bleys begriff 'idealistische dichtung' läfst sich also nicht auf die Eigla anwenden; ebenso bringt er mit dem begriff 'tragisch' einen der Eigla fremden begriff heran. wie dort hält aber auch hier schon seine beobachtungsgrundlage nicht stand. — Bley hält die ehe Björgólfs mit Hildiríđ für rechtskräftig; m. e. ist sie es nach der meinung des verfassers der Eigla nicht. das zeigt die absichtliche gegenüberstellung der werbung Björgólfs gegen die Bárđs und Þórólfs capp. 7—9. so wird von edlen eine ehe geschlossen, und so wird die frau gegeben. Björgólf hat für Hildiriđ gewis brautgeld bezahlt; aber die zustimmung Högnis ist erzwungen gewesen; das gibt den wesentlichen rechtsunterschied. dazu ist die nichterwähnung der sechs zeugen beim besteigen des bettes hier deswegen von bedeutung, weil die äufserste schnelligkeit der vereinigung Es. s. 19_{12-13} ausdrücklich betont wird. Bleys hinweis auf Hkr. I s. 133 — Harald freit Snæfriđ — zieht nicht; denn hier ist bei aller beschleunigung der eheschliefsung ausdrücklich gesagt: sie geschah *at lögum*; so konnte der verfasser sich jedes weitere wort sparen. *lausabrullaup* als eine trauung zu fassen, die los, frei von allen nicht unbedingt notwendigen formalitäten vollzogen wurde, ist unmöglich. *lauskona* (Norges gamle love v Glossar) = concubine dürfte licht auf die bedeutung des wortes werfen. zieht Bley Ketil Jörundarsons schreibart *skyndibrullaup* zur erläuterung herbei, muss er sehen, dass *skbr.* in der einzigen stelle in der wir es m. w. sonst noch kennen, Fas. I 24, bedeutet: bei guter gelegenheit erzwungener, sofort vollzogener beischlaf. und *skyndikona* wird neben *púta* gestellt (Fritzner). Ketils deutung spricht also entschieden gegen Bley. die einsetzung der söhne Hildiríđs in ihres vaters amt und gut bleibt innerhalb der täuschung Haralds, kann also nicht als aufsenstehendes zeugnis verwendet werden. der verfasser der Eigla hat dem urteil des gefühls das material gegeben durch jene gegenüberstellung der werbungen, durch klare heraushebung der brutalen handlungsweise Björgólfs und der die formen, d. i. für jene zeit, die sache verletzende hast; das weib ist *hernumin*, *frillutakin*, so lautet das urteil des verfassers und der hörer mit Björgólf, Bárđ und Þórólf. zum verständnis des urteils mag man sich der worte der Grágás erinnern: Grágás, Havniae 1829 bd. I s. 178. *Ef sa maþr qvangaz, er attröþr er eþa ellri, fyrir raþ skaparfa sins, hann a eigi mund at gjalda meira enn* XII *aura*, *en þat barn er þau ala scal eigi hans arf taca, en þat scal taca allan annan*, und Björgólf *hafđi sellt i hendr oll ráđ syni sinum*, Es. s. 18_3. Bley wertet die for-

malität in jener zeit nicht hoch genug. und in Þórólfs untergang sieht er dann ein — nirgends in der Eigla angedeutetes — motiv: den tragischen, schuldlos-schuldigen untergang s. 21. der verfasser der Eigla stellt Þórólfs untergang unter die rubrik: *ekki bera gæfu til* s. 14_{14}. 78_{14}. darin ligt nicht ein gran tragischer auffassung Bleyschen verständnisses. vgl. Grønbech, Lykkemand og Niding, Kphg. 1909. so macht sich Bley von der historistischen anschauung die er bekämpft durchaus nicht frei, und bringt einen der zeit fremden gedanken in die auffassung. ernstlich verdriefsen muss es aber den leser, wenn Bley s. 25 von Maurer behauptet, 'dass ihm die Eigla als ganzes' bei der ausarbeitung seiner arbeiten 'ziemlich fremd geworden' sei. 'wie könnte man sich sonst erklären, dass er .... Þórólf Kveldúlfsson .... zu einem Isländer macht?' lässt ihn doch Bley selber s. III u. 1 zweimal in überschriften als Skallagrímsson aufmarschieren 'in verwechslung mit seinem nach ihm benannten neffen'. das kann eben jedermann passieren.

3. Auch Bleys meinung von der litterarischen art der historischen partieen der Eigla, besonders capp. 3 und 4, ist anfechtbar. Bley meint: Snorre, der verfasser der Eigla, hat nicht nur sein historisches einzelwissen in seinem späteren werke verwendet, sondern er hat für zwei gegenstände der Hkr. entsprechend seiner 'reiferen historischen einsicht' (s. 193) und seiner zur höhe entwickelten 'ihm eigentümlichen geschichtsdarstellung' (s. 139) 'ergänzungen' gegeben, dh. doch wol geben wollen (s. 216 nur 'reproduciert'); nämlich eine darstellung der verhältnisse in Hálogaland, deren fehlen in der Hkr. geradezu als eine lücke zu betrachten ist (s. 135), und der reichseinigung durch Harald hárfagri. sein hauptzweck war der poetische, sein nebenzweck der wissenschaftlich-historische. seine auffassung des charakters Haralds verrät die gebundenheit des historikers an die überlieferung (Haralds argwohn) und zugleich das tiefe verständnis des künstlers für die bedingungen seiner familiensaga. nur Bleys auffassung der reichseinigung will ich hier besprechen. — die darstellung der Eigla von der einigung Norwegens capp. 3 u. 4 stellt zielstrebig die angaben über die politischen verhältnisse in den dienst der privatgeschichte. sie ist ein auszug, wie Gjessing gezeigt hat, und keine ergänzung älterer darstellung, und sie ist allein auf Kveldúlf hin gerichtet (progr. Gymn. Aug. Görlitz 1909 s. 45 ff); jedes plus oder minus findet seine erklärung in der richtung auf dieses ziel. Haralds charakter, enthüllt durch die reden seiner gegner, seiner freunde und sein eigenes auftreten, begründet nur die geschichte der familie und ihres nächsten kreises, und der einzige zug den der verfasser ausdrücklich hervorgehoben hat, argwohn: *Haralldr konungr var mjog gjorhugall* Es. s. 11_{23}, fehlt in den charakteristiken der anderen schriften, und aus des königs hand-

lungen in Hkr. tritt er nirgends hervor. so darf man nicht behaupten, dass der verfasser damit einen zug würklich historischen wissens getreulich eingetragen habe, sondern er ist **allein** den **bedürfnissen der fabel gefolgt.** der verfasser gibt damit die wichtigste bedingung zu Þórólfs fall. auch biegt Haralds charakter nicht unerwartet in cap. 11 ab, sondern schon cap. 4 wird der argwohn grundsätzlich als Haralds charakterzug angegeben und sogleich durch die geschichte erwiesen. und endlich ist nicht einzusehen, wieso in der einführung dieses zuges ein ästhetischer fehler liege. dass Harald kein 'feldherr, held und herscher' ist, wie Bley ihn sich ideal malt, ist kein vorwurf für den verfasser der Eigla. die ganze charakteristik Haralds ist herausgedichtet aus der fabel von Kveldúlfs geschlecht. wie wäre es aber zu denken, dass Snorre, der historiker, gewissermafsen eine zweite verbesserte auflage jener teile seines grofsen geschichtswerkes habe geben wollen, indem er eine völlig erfundene privatgeschichte zum rückgrat der darstellung machte?

II. Bley stellt sein urteil über den geschichtlichen wert der Eigla auf das zeugnis der Hǫfudlausn und Arinbjarnarkvida, die er ohne Eigla verstehen will. darauf baut er ein grundsätzlich freundliches, nur vorübergehend getrübtes verhältnis zwischen Egil und Eirík auf (s. 43). in folgenden, nicht unwichtigen puncten darf gegen seine interpretation der gedichte, die grundlagen seiner construction, zweifel erhoben werden.

Zu Hl. $1,_1$ *fara vestr* = 'von Island komme ich'. wo anders her als aus der Eigla kann Bley auf den gedanken kommen, *vestr* heifse 'von Island'? er wollte aber das gedicht rein aus sich erklären. — 3_3 und $_4$. es kommen nur die hss. W und ε in betracht: z. 3 *faer* W, *faete* ε; 4 *get* W, *gæti* ε. Bleys angabe: 'wir lesen mit den handschriften .... *fat* — *gat*' beruht also auf irriger orientierung. nur aus *get* W lässt sich ein vers machen; auch der sinn stimmt mit der bedeutung von *þylja.* in verbindung mit *þögn* kann es nur 'vortragen' bedeuten; dazu Olrik in Danske Studier 1909 s. 8 ff, Blankenstein Idg. f. 23, 134 Karl Lehmann Zs. f. d. ph. 42, 1 ff. zu Akv. 2_7. *grunlaust* '(mit unverdächtiger, mannhafter gesinnung) mit freier nicht **verletzender** meinungsäufserung' ist eine unberechtigte bedeutungsschiebung. — 3_{5-6} *djarfhǫtt* = hut, unter dem Egil sich versteckt; also hut der feigheit? vgl. bem. zu v. 2_7. 7. 8. haupt, augen, mund sind variationsglieder eines begriffes: mein leben.

Ferner muss ich aber erklären, dass ich nicht **das zutrauen zu unserer historischen kenntnis** besitze, um mit Bleys sicherheit historische unwahrscheinlichkeiten in der Eigla feststellen oder historische scenen construieren zu können. es ist mir unmöglich, aus Hl. und Akv. die geschichte einer augenblicklichen trübung eines dauernd ausgezeichneten ver-

hältnisses zwischen Egil und Eirík herauszuconstruieren, ganz abgesehen davon dass zt. die philologischen grundlagen irrig sind. es ist mir auch unmöglich, in den von Bley s. 99 u. a. o. besprochenen fällen eclatante historische unwahrscheinlichkeiten festzustellen; ich halte es freilich für sehr gut, dass er das auge auf diese unsicheren stellen gelenkt hat; es lässt sich nur eben nichts damit machen. und endlich muss ich es principiell ablehnen, aus der ungeschichtlichkeit der folge (die haupteslösung nach der Egilssaga) auf die ungeschichtlichkeit ihrer sie 'notwendig' bedingenden ursachen zu schliefsen. hat denn Bley keine ahnung von der unausdenkbaren fülle von möglichkeiten die hier hinter ligt? vor ihnen steht der historiker wie am rande des meeres, und wäre froh, wenn er nur eine boje als ruhepunct ausstellen könnte. — Bleys meinung über das verhältnis der Landnámabók zur Eigla will ich hier nicht besprechen, da Bley ja BMÓlsens arbeit nicht gekannt hat, diese also selber zuerst zu ihm reden mag.

Auch die prüfung der litterarischen analogieen führt mich in wichtigen stücken zum widerspruch. Bley behauptet, dass in Eindriđi Einarssons familienart Hkr. III s. $132_{18.22}$ der keim für die geschlechtsidee der Eigla lige; aber der keim ist so winzig und unbestimmt, dass man ihn nicht herauszusuchen braucht; der anblick jeder familie konnte Snorre besser zu jenen gedanken anregen, wenn er schon der verf. der Eigla gewesen sein muss. aber der gedanke geht ja durch die ganze Hkr.: Storm, Sn. St. histskr. s. 94—97. — Þórólf Kveldúlfsson soll gradezu aus der Hkr. 'herausgewachsen' sein (s. 208), hauptsächlich aus der person des Erling Skjálgsson der Ólafssaga h. helga. doch soll er 'keineswegs eine blofse copie Erlings' (s. 148) sein. mir aber däucht der unterschied in charakter und schicksal Erlings und Þórólfs so grofs, dass ich die beiden männer nicht einmal zu demselben typus stellen kann und erst genauere erklärung Bleys abwarten möchte. Þórólfs verhältnis zum könig ist dem Erlings nur ganz äufserlich gleich, innerlich ist das verhältnis und seine auswürkung schritt für schritt gegensätzlich. Þórólf drängt sich in den königsdienst gegen den rat der verwanten; Erling wird durch seine verwanten überredet, gedrängt, sich der königsherschaft zu fügen Hkr. II s. 88f. — Þórólf erhält durch den könig macht und ehrenstellung; Erling verliert durch ihn einen teil seiner macht s. 88. — Þórólf ist peinlich bedacht auf erfüllung der pflichten; Erling hält dem könig immer widerpart und schlägt zb. des königs kaufverbot ein schnippchen s. 246. — Þórólf stellt sich zur verantwortung vor den könig; Erling stellt den könig durch waffengewalt, zwingt ihn zum vergleich s. 257 bis 260. — Þórólf nimmt mafsvoll rache an des königs *gestir* und *ármađr*; Erling verbündet sich hinterlistig mit des königs feinden zum kriegszug gegen den herrn s. 347. — Þórólf wird

zum kampf durch überfall gezwungen; Erling greift den könig an und rennt ihm auf den spiefs s. 401—408. — den Þórólf tötet Harald mit eigner hand mit absicht; das ehrt ihn; Erling will der könig schonen, zeichnet ihn durch den stich durch die wange als *dróttinsvikann* 406₁₄. gegen Ólafs willen wird Erling von einem *hirdmadr* erschlagen. all das schändet ihn. Þórólf ist der typus des t r e u e n *hirdmadr*, Erling der des widerwilligen grofsen. Þórólf ist offen, heiter, demütig, Erling grimmig, stolz, nachtragend, im dunkeln handelnd. — ähnlich steht es um die anderen von Bley herangezogenen charaktere der Hkr. A'smund Grannkelsson ist der glückliche, Þórólf der unglückliche königsdiener, Hákon Ivarsson steht Erling näher. von allen unterscheidet sich Þórólf im centrum seines wesens und geschickes so, dass seine eigentümlichkeit nicht aus ihrem vorbild erklärt werden kann. allenfalls könnte man den Hákon Ivarsson der Morkinskinna als typ des betrogenen königsdieners herziehen.

So kann ich in ganz wichtigen punkten Bleys ergebnis nicht annehmen. meine b e o b a c h t u n g zeigt mir andere tatsachen (ehe Björgolfs, Hl. in York, Þórólf-Erling, charakter Egils u. a.), mein g e r i n g e r e r g l a u b e an die sicherheit und vollständigkeit unseres historischen wissens und die gewisheit des poetischen gefühls verbieten mir, wichtige schlüsse mitzuziehen; ich glaube gezeigt zu haben, dass Bley die Eigla mit incommensurablen modernen begriffen gemessen hat. gedankengänge und ergebnisse wie sie Dilthey und Elster bei der betrachtung unserer classischen dichter vortragen, sind nur nach tiefgreifender umarbeitung auf die isländischen verfasser des 13 jahrhunderts anwendbar, und zu dieser umarbeitung fehlt uns bisher noch ziemlich alles material. die ästhetisch-kritische betrachtung der werke dieses zeitalters muss aus der beschreibung des einzelnen werkes erwachsen; mit nutzen wird man vorsichtig die kategorieen herantragen dürfen, die uns die beobachtung anderer gleichartiger schriften derselben zeit gegeben haben: vgl. Axel Olrik Zs. 51, s. 1—12. nicht nach den modernen anforderungen muss die Eigla als historisches werk gemessen werden, sondern nach denen ihrer zeit. dann lässt sich ein bild davon gewinnen, in welchem sinne und grade wol der verfasser selbst sein werk für poetisch und wissenschaftlich gehalten haben mag, und darauf kommt es an.

Ausdrücklich sei am schluss hervorgehoben, dass Bley mit einer fülle von beobachtungen und behauptungen auf stellen der Eigla zeigt, die in der tat die forschung weiter sehr beschäftigen müssen. dass die geschichte von Ljót und die Vermlandreise historisch sind, wird nach Bleys arbeit nun doch wol keiner mehr behaupten. für diesen letztgenannten stoff hat Bley ohne zweifel durch die heranziehung der botenreisen aus der Ólafs s. h. h. das rechte licht geschafft. in dem haine dieser abenteuergeschichten ist sie erwachsen; von wem sie nun erfunden

und in der Eigla erzählt worden sein mag, ist eine andere sache. überhaupt aber werden wir nach Bleys und Ólsens vorgange die konungasögur dauernd zum vergleiche näher an die slægtsögur heranrücken müssen.

Moys b. Görlitz, juni 1910. **Walther H. Vogt.**

SCHRIFTEN ÜB. NATURGEFÜHL U. NATURSCHILDERUNG.

Über naturgefühl in Deutschland im 10 und 11 jahrhundert von **Gertrud Stockmayer.** [Beiträge z. culturgeschichte d. mittelalters und der renaissance hrsg. v. W. Goetz heft 4.] Leipzig u. Berlin, Teubner 1910. 86 ss. 8°. — 2, 50 m.

Das naturgefühl L. H. Chr. Höltys und seine stellung in der entwicklung des naturgefühls innerhalb der deutschen dichtung des 18jh.s von **Ernst Albert.** [Schriften der Literarhist. gesellsch. Bonn, hg. v. B. Litzmann h. VIII]. Dortmund, F. W. Ruhfus 1910. 137 ss. 8°. — 3, 50 m.

Ludwig Tieck und das farbenempfinden der romantischen dichtung von **Walter Steinert.** [dieselbe sammlung h. VII] ebda. 1910. 241 ss. 8°. — 6 m.

Die naturschilderung in den dichterwerken von Nicolaus Lenau von **Eugen Greven.** Strafsburg u. Leipzig, Singer 1910 116 ss. 8°. — 3, 80 m.

Grillparzer as a poet of nature by **Faust Charles de Walsh.** New York, The Columbia University press, 1910. 95 ss. 8°.

Wider ist in neuen arbeiten in die geschichte des landschaftlichen empfindens an verschiedenen stellen eingeschnitten worden. die schrift von Gertrud Stockmayer hat das verdienst, zum erstenmal die zwischen der Karolingerzeit (behandelt von OLauffer 1896) und dem beginn des mhd. minnesangs (nach WGrimm behandelt von Drees, Lüning, Marold, Haakh) liegende epoche auf das naturgefühl hin zu untersuchen. sie tritt anspruchslos auf und beschränkt sich auf möglichst vollständige sammlung des materials und einordnung der ergebnisse in freilich etwas äufserlich gefasste rubriken. ein schluss von dem geringen vorrat an zeugnissen auf einen mangel des gefühls bei den damaligen menschen wird für unzulässig erklärt (wol mit recht) und im hinblick auf die in jener zeit herschende gewohnheit des citierens aus alten schriftstellern wird darauf hingewiesen, dass unselbständigkeit des ausdrucks nicht unselbständigkeit des gefühls zu bedeuten brauche. um ihrerseits das vorhandensein des naturgefühls zu beweisen, interpretiert die verfasserin allerdings aus den in betracht gezogenen stellen zu viel heraus. in der behandlung von naturvergleichen ist grofse vorsicht geboten. zur charakterisierung des realen empfindens lassen sie sich höchstens dann benutzen, wenn nachgewiesen werden kann, dass der vergleich keine litterarische formel ist und sich offensichtlich von dem conventionell gebräuchlichen abhebt. bilder wie das angesicht leuchtet von wunderbarem glanze gleich der auf-

gehnden sonne' (19), metaphern wie 'die sonne der wahrheit' (20) sind nicht, wie es geschehen ist, in einer rubrik 'stellung des menschen gegenüber den erscheinungsformen der natur' zu behandeln, sondern in einer kurzen übersicht etwa unter dem stichwort 'dichterische (oder metaphorische) verwendung landschaftlicher erscheinungsformen' lediglich zusammenzustellen und als conventionell resp. neuartig zu kennzeichnen. — als ergebnisse sind anzuführen: das meer wird wegen seines stürmischen charakters, das hochgebirge wegen seiner unzugänglichkeit abgelehnt. einige wertvolle belege werden beigebracht für das gefallen der menschen an einzelnen bergen, ja für ein gewisses wahrnehmen der berggestalt. vom walde wird vornehmlich das düstere und wilde, gelegentlich auch das schattige, angenehme, schöne hervorgehoben. von den jahreszeiten ist der winter, von den tageszeiten die schauervolle nacht gefürchtet. im allgemeinen ist der blick auf einzelnes gerichtet, auf blumen vornehmlich, auch auf bäume. dass es damals menschen gegeben habe, die eine landschaft als ganzes zu erfassen vermochten, mag man für möglich halten oder glauben, beweisen lässt es sich aus den angeführten quellen nicht. es ist zu loben, dass die malerei herangezogen ist und andeutungen über deren behandlung von himmel, wasser, erde, baum gegeben sind. in dem II. abschnitt 'Aufsuchen der natur; naturstimmung' bespricht die verfasserin kloster- und gartenanlagen, reisen, jagd, begräbnis. infolge der sprödigkeit der quellen ergeben sich keine wesentlichen resultate. — es ist nicht zu billigen, dass die meisten citate aus lateinischen quellen in deutscher übersetzung gegeben sind. selbst wenn der gesichtspunct, das buch für weiteste kreise verständlich zu gestalten, maſsgebend gewesen sein sollte, so hätte zum mindesten unter dem strich jedesmal der urtext angeführt werden müssen. den wichtigen formattributen, besonders denen der farbe, steht man hilflos gegenüber, wenn man sich auf die durch moderne vorstellungen der übersetzer oft sehr veränderten deutschen entsprechungen angewiesen sieht. auf attribute dieser art hätte überhaupt vielmehr das augenmerk gerichtet werden müssen: unter benutzung des buches von HBlümner über die farbenbezeichnungen bei den römischen dichtern (Berl. 1895) hätte sich gewis ohne mühe feststellen lassen, wie weit die farbengebung in der litteratur des 10 u. 11 jh.s durch die der römischen dichtung bestimmt worden ist. im litteraturverzeichnis vermisste ich Scherers Geschichte der deutschen dichtung im 11 u. 12 jh. (QF. 12), die auch noch manche quelle erschlossen hätte. immerhin hat die arbeit ihren wert, und für das emsige suchen und zusammentragen der in entlegenen quellen oft sehr versteckten zeugnisse gebührt der verfasserin dank.

Bietet einer untersuchung des naturgefühls im frühen mittelalter die spärlichkeit und sprödigkeit der zeugnisse eine zunächst

äufserliche schwierigkeit, so ist es für die jahrhunderte der neuzeit das material in seiner fülle, das sich einer wissenschaftlichen bewältigung eben durch die wucht der sich aufdrängenden masse von innen heraus zu widersetzen scheint. hätte sich Albert auf Hölty allein beschränkt und dem enger gezogenen thema eine tiefer grabende behandlung zuteil werden lassen, so wäre der sache besser gedient gewesen, als durch die dargebotene, in anbetracht des weitgefassten themas unzureichende arbeit. zu der erklärung, Höltys naturgefühl füge sich fest in den in der einleitung skizzierten historischen zusammenhang ein (58), hat A. kein recht. die einleitung schöpft wesentlich aus zweiter hand und ist angefüllt mit citaten aus modernen darstellungen (Vogt u. Koch, Litzmann, Sauer, Ausfeld s. 29!, Biese uaa.). aus Wölfflins vorbildlicher monographie über Gefsner hätte der vf. ersehen können, was durch sorgsame fragestellung erreicht wird. die capitel 2—5 beschäftigen sich mit Hölty selbst, und von hier an ist die untersuchung selbständig, auch eingehend, aber nicht erschöpfend. die überschriften der drei nebeneinander geordneten hauptabschnitte lauten: 'Hölty, ein dichter der natur', 'Der inhalt von Höltys naturgefühl', 'Die formen v. H.s naturgefühl.' ist schon gegenübe rder richtigen teilung nach inhalt und form der erstgenannte abschnitt ein unorganischer aufwuchs, da alles in ihm gesagte den beiden andern unterzuordnen oder aus ihnen zu folgern war, so gerät die zerlegung des stoffes unterhalb der leitenden gesichtspuncte völlig ins willkürliche und fahrlässige. man vermisst eine eindringende behandlung der zweiheit: würkliche und unwürkliche landschaft bei Hölty, die das verhältnis zur landschaft des rococo (Watteau) und der deutschen anakreontik hätte beleuchten müssen (statt dessen ein hingeworfener abschnitt: 'das naturgefühl des traumdichters'). das verhältnis zu Kleist, Gefsner, Klopstock, die sonderstellung Höltys innerhalb des bundes, die nur flüchtig erwähnt wird, musten schärfer gekennzeichnet, vor allem aber der einfluss oder nichteinfluss Rousseaus erörtert werden. es ist fast grotesk, dass da wo, freilich oberflächlich genug (73), der 'fortschritt vom ideal des schönen zum ideal des charakteristischen' berührt wird, nicht einmal der name Rousseaus genannt ist. in der einzelbehandlung ist, offenbar unter dem einfluss von Steinerts arbeit, dem licht- und farbenempfinden besondere aufmerksamkeit geschenkt. so lobenswert dies auch ist, es bleibt dabei ein methodischer fehler zu rügen, der sich schon in Janssens diss. über Brockes (Bonn 07) findet. wenn nach sinneswahrnehmungen unterschieden werden soll, muss naturgemäfs die behandlung des farbensinns der höheren instanz des gesichtssinns untergeordnet werden. dies ist nicht geschehen, und so kommt es, dass fragen nach dem empfinden von linie, gestalt, bewegung gar nicht oder nur nebenher gestellt werden und die arbeit hauptsächlich nach dieser richtung hin unvollständig ist. negative resultate sind

historisch von gleicher wichtigkeit wie positive. es wäre zb. zu fragen gewesen: wie sieht Hölty den baum? sieht er baumindividuen? sieht er das massive profil des belaubten, das gerippe und netzwerk des kahlen baumes? (zur beantwortung vgl. s. 88). aus beantwortung solcher und weiterer fragen hätte sich ergeben: Hölty sieht vom baum nicht die gestalt, sondern löst vielmehr diese geradezu auf in bewegung (vgl. Halm 48. 165. 167). auch von Höltys verhältnis zur gartenkunst erfahren wir nichts. der vf. durfte nicht vergessen, dass eine arbeit wie die seine auch der geschichte der landschaftlichen beiwörter dienen muss. ein so beachtenswertes attribut wie *seidne Frühlingsrasen*, halb auf gesichts-, halb auf tastempfindung beruhend, wird als individuelle feinheit nicht gekennzeichnet, ebenso das blau des nächtlichen himmels, ein bild wie *grüne Flut der Saatfelder* nicht gebührend gewürdigt. manche sehr wesentliche bemerkungen sind hier und dort in der arbeit verstreut und werden in der blassen ‘kritischen würdigung’ nicht herausgestellt. ich rechne dazu etwa: Hölty kennt keine nüancen der farben (103), kennt keine farben, die ihm unsympathisch sind (vgl. dagegen Tieck, s. u.); er bevorzugt ‘golden’ und ‘silbern’. das gibt vielen seiner gedichte ‘den hauch des irrealen’ (56). der mond wird nicht unmittelbar und als volle scheibe, sondern von bäumen, büschen, wolken halb verdeckt gezeigt (108); in der landschaft ist überhaupt kein ruhiger, breiter glanz, sondern überall bewegtes licht (107 f). diese letzte, höchst wichtige beobachtung hätte den vf. veranlassen müssen, die ‘bewegung’ besonders zu behandeln. sie ist offenbar in Höltys empfinden ein beherschender factor (vgl. das soeben über den baum gesagte), und damit ist eine nahe beziehung zu dem impressionismus der anakreontiker ausgesprochen. es ist zu bedauern, dass das buch seinen gegenstand nicht abschliefsend behandelt, um so mehr, als der vf. viel fleifs auf die arbeit gewant hat und im einzelnen ein gutes beobachtungsvermögen bekundet.

Albert kannte die reife arbeit von S t e i n e r t, so hätte er auch von ihr lernen sollen. die behandlung des ‘farbenempfindens’ setzt eine aufteilung der natur nach ihren ästhetischen formelementen voraus. die beschränkung der untersuchung auf das einzelne element der farbe ist berechtigt, so gut wie die beschränkung auf einen einzelnen dichter; umsomehr da, wo dies element im ästhetischen empfinden das absolut beherschende ist wie bei Tieck. der vf. ist weitsichtig genug, das gebiet des farbenempfindens nicht zu isolieren: er lässt seitenblicke auf das gleichfalls optische empfinden der linie fallen, vor allem aber auf das musikalische element und die eigenartig charakteristische verflechtung von farbigen und tonigen werten. die einleitung gibt durch stichproben aus den richtig herausgegriffenen markanten vertretern insbesondere des 18 jh.s — das wichtige 17 jh. wird

zu schnell abgeurteilt — eine lapidare übersicht des farbenempfindens vor Tieck, die mit recht bei Heinse etwas anhält und bei Hölderlin und JPaul vielleicht noch ein wenig mehr hätte verweilen können. aber sie will nur andeuten und keinen festen historischen untergrund bieten. vf. eilt zu dem wesentlichen. es werden nicht die einflüsse der vorläufer auf T. nachgewiesen, sondern es wird gezeigt, was bei T. vorhanden ist. um anzudeuten, wie weit sein empfinden auch eigentum des romantischen zeitalters ist, wird in einem anhang 'Malerische praxis im sinne Tiecks' sehr lehrreich erörtert, in welchen vertretern der farbenkunst T. seine malerischen intentionen verwirklicht sehen konnte (in KDFriedrich und vor allem PhORunge), werden in einem 2. teil 'Das farbenempfinden in der aufsertieckschen (monströs!) dichtung der romantik' in einigen repräsentativen typen einzelne momente in der weiteren entwicklung des malerischen empfindens gekennzeichnet. die untersuchung verzichtet auf einen chronologischen längsschnitt darum, weil sich in den jugendwerken T.s der romantische charakter seines farbenempfindens bereits fertig ausgebildet habe. seine dichtung wird also als eine complexe einheit gefasst und als darstellungsform ein systematischer querschnitt gewählt. vf. scheidet 1. T.s farbengebung, dh. wie sieht T. die farbe? 2. die bedeutung der farbe bei T. und ihre stellung in seinem künstlerischen gesamtempfinden. die grenze ist nicht scharf durchgeführt, da die behandlung der farbengebung ein eingehn auf die künstlerische absicht nicht ausschliefsen kann. in der farbengebung erkennt vf. zwei sich kreuzende tendenzen: a) freude an der satten farbe, b) vorliebe für würkungen subtiler art (28). die einzeluntersuchung bringt eine fülle feiner beobachtungen und fasst das charakteristische in knappe formeln, die man am schluss gern zusammengestellt sähe. T. bedarf glühender farben und voller belichtung. die farben erhalten leuchtkraft. das glühende, flammende, feurige, goldige der dinge wird unermüdlich betont. die farbenaccorde blaugrün, grün-rot, besonders grün-gold und rot-gold werden angeschlagen. T. 'kniet sich in die pracht der vollen farbe', er wird am stärksten vom rot berührt (morgen- und abendbeleuchtung). innerhalb des landschaftlichen bildes ist die coloristik des waldinnern zu besonderer bedeutung gelangt. hier sieht T. stark impressionistisch die bewegten sonnenflecke, das zitternde schatten-'gatter' der zweige, auch das schräge einfallen von strahlenbündeln des zerspaltenen sonnen- und mondlichtes. das laubwerk der landschaft wie die vorhänge des interieurs sind ihm aber auch mittel, die breite helle zum halbdunkel herabzudämpfen: Rembrandtsche probleme interessieren ihn. er wird so compliciert, dass er zwei lichtquellen einführt und den kampf der schlagschatten darstellt (57). liebevollste schilderung findet der mondschein, der den sternenhimmel ganz zurückdrängt.

dieses zarte moment setzt sich überall den wichtigen farbenwerten zum trotz oder zur ergänzung durch; 'es nimmt den vollen farben ihre starrheit, indem es sie wie nervös überschauert'. realistische treffsicherheit ligt ihm nicht. er reagiert nicht auf alle farbenreize; sein eifer, das zu geben was ihn interessiert, geht mit seiner beobachtung durch, sein auge sieht reflexe auch da wo keine sind (84).

Dem 2 abschnitt entnehme ich einzelnes: die farbe ist ästhetischer selbstwert. dieser wird nicht beeinträchtigt durch die tatsache, dass T. etwas geistiges in der farbe sieht, durch dessen wirken er seine malerische ergriffenheit erklärt. auf diesen stimmungswert der farbe wird näher eingegangen. für T. gibt es mehr und weniger sympathische farben, sein auge ist für gewisse lieblingseffecte voreingenommen. einen gewissen charakter erhält aber jede farbe, das führt zur symbolischen deutung. die gesichtliche sinnesempfindung kann durch jede andere unterstützt oder ersetzt werden: neben, ja über das farbige tritt für den romantiker das musikalische element als träger der stimmung (106). mit einer gründlichen darlegung dieses verhältnisses wird die behandlung T.s beschlossen. aus dem II. teil aber fallen unausgesetzt charakteristische schlaglichter auf T. zurück: Arnim und Chamisso sind die sprödesten lehrlinge T.s; Novalis und Kleist leisten nur bedingte gefolgschaft; die Schlegels und Werner ahmen nach aus unfruchtbarkeit. individualitäten wie Brentano und Hoffmann gelangen neben T. oder durch T.s einfluss hindurch zu einer eigenen manier. am treuesten spiegelt sich T. in Eichendorff. Lenau und Platen nehmen der farbengebung das laute, jener indem er dämpft, dieser indem er die valeurs gegen einander abwägt. — das einzige was ich vermisst habe, ist ein näheres eingehn auf das problem der farbigen schatten, das um die mitte des 18 jh.s anfieng weitere kreise zu beschäftigen. T.s dichtung kennt schwarze, blaue, braune, grüne schatten. wieviel würklichkeitsgehalt ist in diesen wahrnehmungen? und was versteht T. unter schatten? auch Goethes auslassungen in der farbenlehre wären hier heranzuziehen. — das buch verdient sonst volle anerkennung, es ist mit feinem verständnis gearbeitet und gelangt dank der differenzierten fragestellung zu wichtigen und teilweise grundlegenden ergebnissen.

Die schrift von Greven ist eine untergeordnete arbeit, der die zierde ihres äufseren gewandes durchaus nicht ansteht. die wissenschaftlich interessierten werden auf ein späterhin erscheinendes werk über 'Die poetische naturschilderung' verwiesen. wozu dann dieses buch, das scheinbar nicht wissenschaftlich sein will, es jedenfalls nicht ist, dabei aber weit entfernt ist, auch nur die geringste eigenschaft zu besitzen, die einen unwissenschaftlichen oder aufserwissenschaftlichen standpunct rechtfertigen könnte? soll es ein essai sein? dazu wäre nötig gewesen, den

stoff vorauszusetzen und selbst über ihm zu stehn, nicht aber ihn aufzurollen und durch primitiv descriptive interpretation breitzutreten. wenn vf. darauf besteht, die angekündigte schrift in druck zu geben, dann sei er ernstlich und dringend erinnert, die arbeit gründlicher und innerlicher anzulegen. er lese das buch von Steinert, wo in den wenigen bemerkungen über Lenaus landschaftsempfinden viel wesentlicheres gesagt wird als in diesem ganzen band. auch sei darauf aufmerksam gemacht, dass über denselben gegenstand bereits eine untersuchung vorligt (Camillo von Klenze, The treatment of nature in the works of Nik. Lenau; an essai in interpretation. Chicago 1903), die, wiewol in der anlage auch nicht mustergültig, sich durch eine vollständigere ausnutzung der quellen und strenger wissenschaftliche behandlung des gegenstandes auszeichnet, und darum wertvoller ist als diese jüngere arbeit.

In der schrift von Walsh wird zum ersten mal für einen wesentlich auf das drama eingestellten dichter die frage nach seinem verhältnis zur landschaft gestellt. es muste sich also als grundproblem ergeben: welche function hat die landschaft in der architektonik des dramas? und wie verhält sich dazu das eigene empfinden des dichters? für die beantwortung sind uns gerade bei Grillparzer wertvolle hilfsmittel an die hand gegeben: wir besitzen tagebücher, reisebeschreibungen, theoretische auslassungen, aus denen wir die reale empfindungsweise des menschen kennen lernen, wir besitzen gedichte, die uns den grad seines vermögens, empfindungen lyrisch umzuformen, zeigen. mit den hier sich ergebenden resultaten war an den dramatiker heranzutreten und zu zeigen, welche rolle die landschaft im drama spielt: ob sie des dichters eigene anschauung spiegelt, ob sie lyrisch behandelt, ob sie speciell dramatisch behandelt ist, dh. ob sie zur charakteristik dient oder den grofsen handlungen und geschehnissen sei es ausgleichenden, sei es contrastierenden hintergrund geben soll. die lösung dieser aufgabe erfordert natürlich heranziehung der quellen. — da der vf. keine vergleichende darstellung geben und auf die von aufsen kommenden einflüsse (Goethe, Byron) nicht eingehn will (91), so hätte sich die fragestellung auf die hier grob angedeuteten gesichtspuncte beschränken können. die fassung des themas lässt es aufser zweifel, dass es dem vf. auf die dichterische behandlung der landschaft ankam. der grundfehler der arbeit ligt, wie mir scheint, darin, dass dem vf. die begriffe 'landschaft' und 'natur' durcheinander gehn und es nicht klar wird, ob er die dichterische behandlung der landschaft oder den allgemeinen naturbegriff Grillparzers hat darstellen wollen. an dieser verwirrung mag das jetzt einmal üblich gewordene schlagwort 'naturgefühl' mit schuld sein, mit dem ein complex von empfindungen bezeichnet werden soll, der sich doch lediglich unter dem eindruck der landschaftlichen erscheinung, also eines

kleinen teiles der natur, bildet. im I capitel wird im anschluss an Biese ein rückblick gegeben auf den bestand von empfindungen, den Grillparzer in der litteratur unter deren einfluss er grofsgewachsen sein mochte, vorfinden konnte. trotzdem wird in den beiden hauptabschnitten 'Description of nature' (behandelt die jahres-, tageszeiten und die einzelnen erscheinungen licht, wasser, wind etc.) und 'Interpretation of nature' (behandelt äufserungen über 'natur' als bewustes, empfindendes, teilnehmendes wesen, ferner metaphern, symbolik uaa.) die frage, was bei Grillparzer eigentlich neu und ihm eigen sei, keineswegs befriedigend beantwortet. zu vieles wird als sein eigentum ausgegeben, was in würklichkeit — nicht von andern entlehnt zu sein braucht, aber, geschichtlich gesehen, der dichterischen tradition früherer jahrzehnte angehört. dahin rechne ich die ignorierung der herbstlandschaft (20), die beschreibung der österreichischen landschaft (46), die viel mehr an das ideal des 17 und 18 jh.s erinnert, als an ein würklich gesehenes landschaftsbild, zahlreiche metaphern wie *'Baum des Lebens'* (48) uaa. zwei momente ergeben sich aus der untersuchung als für Grillparzer würklich charakteristisch: 1. eine beherschende rolle in seiner landschaft spielt das akustische (der vf. bringt damit des dichters musikalisches interesse in verbindung: 18. 20. 28. 36. 40. 49. 76. 79). ich führe hier eine theoretische bemerkung Grillparzers an, die vom vf. nicht herangezogen wird, obwol sie für das persönliche verhältnis des dichters zur landschaft sehr wichtig ist, umsomehr als sie in der lyrik ihre bestätigung findet: '*kann sie* [die malerei] *uns aber auch das Rauschen dieser Bäume, das Wallen dieser Gräser, das Ziehen dieser Wolken, was gerade in einer wirklichen Landschaft den Hauptreiz ausmacht, wiedergeben?*' (in: 'Nachahmung der Natur als Zweck der Kunst'). für ihn ligt in der bewegung das wesentlich schöne einer landschaft, und daher das unermüdliche hervorheben aller akustischen regungen. 2. durchaus eigenartig ist Grillparzers behandlung des winters, den er als die jahreszeit schwermütiger einsamkeit liebt, und dessen stimmung er erfasst (21 ff).

Der vf. erhebt nicht den anspruch, mit seiner aufteilung des stoffes wissenschaftliche kategorieen zu geben. dieser mangel macht sich auf schritt und tritt fühlbar, etwa gegenüber dem farbenempfinden, das nur ganz beiläufig berührt wird, oder gegenüber der gartenlandschaft, deren gegensätzlichkeit zur freien landschaft völlig übersehen wird (selbst bei Versailles. XIV). schliefslich beruht auf ihm auch die ungenügende ausnutzung der werke des dichters überhaupt, namentlich der reisebeschreibungen. ein sehr wichtiger satz steht in der schlussbetrachtung: 'Grillparzer at all times painted what he saw as he saw it' (91), und doch bringt die untersuchung nichts, um diese den dichter in seiner gesamtheit charakterisierende behauptung zu beweisen.

Da einzeluntersuchungen wie die vorliegenden immer nur als werksteine für einen auf ihnen zu errichtenden, das gesamte gebiet umfassenden oberbau geschichtlicher darstellung zu betrachten sind, ist es notwendig, dass jede einzelne den noch zu erwartenden nachbaruntersuchungen durch sorgfältige ausarbeitung von registern, nicht nur der objecte, sondern der attribute entgegenkommt. dadurch wird ein ganzer ballast des nicht durchaus zu vermeidenden statistischen materials dem text entzogen und die wissenschaftliche benutzung der arbeit wird erleichtert, in vielen fällen erst ermöglicht. keines der besprochenen bücher hat ein register.

Göttingen. **Friedrich Kammerer.**

Sanct Servatius oder wie das erste reis in deutscher zunge geimpft wurde. ein beitrag zur kenntnis des religiösen und litterarischen lebens in deutschland im elften und zwölften jahrhundert. von **Friedrich Wilhelm.** München, Beck 1910. xcvi und 321 ss. 8°. — 12 m.

In dem buche Wilhelms ligt ein consequent durchgeführter versuch vor, unter verzicht auf die bisherige methode der germanistischen wissenschaft, die vorwiegend sprachliche sowie stil- und verstechnische untersuchungen pflegte, auf rein historischem wege ergebnisse für ein bestimmtes denkmal und damit für eine culturgeschichtliche frage gröfseren umfanges zu gewinnen. ref. folgt darum dem verfasser auf seinem wege und untersucht seine hauptergebnisse auf ihre schlüssigkeit, will aber im vorhinein nicht verschweigen, dass Wilhelm seine methode in ganz unzureichender weise angewendet hat, und dass das buch, das im tone einer neuen entdeckung auftritt, kaum viel nachahmung finden wird.

Das ziel des ersten teiles der einleitung, in der Wilhelms hauptarbeit ligt, ist der erweis, dass bei der entstehung und entwicklung der Servatiuslegenden, der lateinischen sowol als der Veldekes, kirchenpolitische fragen mitgespielt haben, vorerst solche der diöcese Lüttich. überall macht sich dabei die zurückstellung litterarischer momente durch den verfasser geltend, von denen er für ganze partieen des buches überhaupt abstrahiert. nach Wilhelm hat Veldeke Servaz und Eneit geschrieben, um zu popularisieren; diese behauptung rückt die persönliche entscheidung des dichters unberechtigt in den vordergrund, und schafft einen culturkämpfer wo wir nur den ausdruck einer culturrichtung sehen. so sind Wilhelm alle diese dinge nur publicistische erscheinungen, die aus der frage des päpstlichen primates und der gegnerschaft der kaiserlichen partei zu erklären seien. der apokryphe briefwechsel Friedrichs I mit Hillin von Trier und Hillins mit papst Hadrian IV ist ihm ausschliefslich Trierer eigenbrödelei,

und doch ist der hauptzweck dieses fabricates gewis die beleuchtung des verhältnisses von kaiser und papst, besonders die berechtigung der excommunication, und der vorrang Triers höchstens begleitzweck. — noch weitgehender ist der versuch des verfassers, Veldekes Servaz mit kirchenpolitischen gesichtspuncten auszustatten, es ist 'eine tendenzschrift, ein publicistisches werk' (s. XLVIII), der dichter ist 'ein offener gegner papst Alexanders III' (ebd.), das gedicht hat 'eine fast die der Gesta in der schärfe übertreffende politische tendenz' (s. LI). Veldekes kaiserfreundliche stellung ist ja aufser zweifel, aber man darf darum den dichter nicht zum politiker machen, ja noch mehr, zum freigeist und ketzer. Serv. II 2332 ff schildert Veldeke den tod eines sünders: *he starf sonder bichte ende sonder godes likame, want he enerde niet sinen name*, und doch erlöst der hl. Servaz diesen sünder aus der verdammnis. 'eine unerhörte freigeisterei unseres dichters, welche ihn als einen directen gegner der victorinischen schule kennzeichnet und ihn fast ketzerisch erscheinen lässt' (s. XLVI). nun hat aber die stelle, ohne voreingenommenheit betrachtet, nur den zweck, den brabantischen ritter als ganz verderbt hinzustellen, darum die hervorhebung der gottlosigkeit, der gewalttaten gegen witwen und waisen usw., er ist unritterlich und unchristlich überhaupt, und das motiv, dass er ohne beichte starb, lag dem 12 jh. nahe. eine folgerung auf die besondere stellungnahme Veldekes zu dieser kirchlichen frage zu ziehen, geben die verse keinen anlass. die deutung Wilhelms legt nicht aus, sondern hinein. diese stelle wäre auch im munde eines mönchischen dichters ohne jeden anstofs; und schliefslich hat der ausdruck *bichte* (*confessio*) einen zu allgemeinen sinn und hatte ihn schon im ahd., schon vor dem streit über 'contritio' und ohrenbeichte, als dass er hier eine theologische distinction zuliefse. ebensowenig kann die nichterwähnung der beichte beim obd. Servazdichter ein 'ängstliches vermeiden' genannt werden; daran wäre höchstens zu denken, wenn dieser dichter seine latein. vorlage oder Veldekes werk mit auslassung einer solchen stelle, aber sonst genau ausgeschöpft hätte. dem obd. dichter ist der hl. Servaz eben ein nothelfer wie ein anderer.

Wie Wilhelms buch eine fundgrube aller arten von logischen fehlschlüssen und beweisfehlern ist, werden die folgenden zeilen erweisen. 'die erkenntnis, dass Veldekes Servatius ein publicistisches werk ist, welches in seiner tendenz der kaiserlichen partei nahe steht, gibt uns erst eine geschichtliche erklärung für die tatsache, dass Veldeke auf dem Mainzer hoffeste 1184 zugegen war (s. XLIX). wir wissen nicht, ob der dichter persönlich eingeladen war, oder ob er blofs als begleiter eines höher gestellten herrn oder mitglied einer abordnung der schwertleite von Friedrichs söhnen beiwohnte. nur eins ist sicher, die wahl fiel auf ihn, weil er zu den anhängern Friedrichs ge-

rechnet wurde'. 'nicht sein dichterruhm ermöglichte es Veldeke, an einem familienfest der Staufer teilzunehmen, sondern seine politische stellung. dieser verdankt er auch seinen dichterruhm'. mit welcher leichtigkeit lässt sich diese historische methode handhaben! man halte daneben, mit welcher verachtung der verf. im vorwort von den arbeiten von Kraus und Zwierzina spricht. — ob Veldekes Servaz ein politisch gefärbtes werk war oder nicht, kann, kritisch betrachtet, für seine anwesenheit in Mainz, wo tausende von rittern zusammenströmten, ganz irrelevant sein. dass Veldeke 1183 seine Eneit beendet hatte und mit deutschen fürsten in unmittelbarer beziehung stand, diese tatsachen genügen dem historiker und dem germanisten als gesicherte beweisgründe; sie sind zuerst zu nennen. Wilhelm hat das nicht getan.

Ebenso leicht macht es sich der verf., die urkundliche nachricht von einer Servazcapelle in Augsburg nach der chroniknotiz als von Greifeld, ESchröder und Zwierzina nicht richtig interpretiert anzugreifen. die notiz der chronik zum j. 1199 *auch ward die vorstat abgeprochen bey sant Servacien, haist yetz am Wagenhals* bedeutet nach Wilhelm nur, dass zur Zeit des chronisten, der nach 1469 schrieb, in Augsburg eine Servazcapelle gewesen sei. das heifst den klaren wortlaut verdrehen. der chronist will die vorstadt, die man 1199 abriss, benennen. das kann er entweder mit dem alten namen oder mit dem zu seiner zeit gebräuchlichen. der letztere war *am Wagenhals*. aus der stelle geht weiters hervor, dass der stadtteil zur zeit des chronisten nicht *bey sant Servacien* hiefs. sonach war das der alte name, zumal die capelle auch sonst 1282 urkundlich belegt ist. blieben noch die nebenfragen, ob gegen den namen an sich bei benennung einer vorstadt bedenken auftauchen und ob die sonstigen angaben des chronisten vertrauen verdienen. der erste punct ist einwandfrei, für den zweiten müste Wilhelm den gegenbeweis antreten. bis dahin ist seine behauptung 'die stelle ist also als stützpunct für eine datierung dieser Servatiuscapelle bei seite zu lassen' (s. LIII) als falsch abzuweisen. Wilhelm scheint seiner 'richtigen interpretation' der stelle selbst nicht zu trauen, denn er kommt mit hilfshypothesen, die bekanntlich eine sache nicht stärker machen: wie soll ein pfarrer und seelsorger eines krankenhauses (ein solches war mit der capelle im 13 jh. verbunden) oder irgend ein dort angestellter mann zeit und mufse finden, ein über 3500 vv langes gedicht zu verfassen und darin wie ein weltmann von weiblicher schwäche und eitelkeit erzählen können? dann eine lange schilderung von dem aufopferungsvollen berufe eines mannes, der täglich mit schwerkranken umgeht. da müste der dichter, wenn er vom Augsburger siechenhaus zu SServaz stammt, doch die krankenheilungen seines heiligen ausführlich behandeln, es müste eine stelle auf verkehr

mit kranken hinweisen, die freude an schilderungen hervortreten! wollte man sich des verfassers methode bedienen, könnte man den spiefs umdrehen und sagen, gerade Servaz mit seinen heilungen und wundertaten in der volkssprache darzustellen, konnte die rechte arbeit für einen siechenpfarrer sein. aber es lohnt sich nicht die mühe, die hilflosigkeit solcher argumenta ad hominem im einzelnen durch gegenbeweis aus der älteren und neueren deutschen litteratur darzutun. man wird kurz sagen können: die Servazverehrung in Augsburg ist für den ausgang des 12 jh. erwiesen, ein Augsburger Servazdichter ist möglich.

Wilhelm localisiert den dichter in einer anderen gegend und wir werden seinen spuren folgen. der obd. Servazdichter nennt nach seiner lat. quelle den 13 mai und den 7 juni als tag der translatio seines heiligen. die mühevolle durchsicht der bairischen kalendare durch Wilhelm bringt nun ein ergebnis 'von seltener klarheit' (s. 289). sehr viele Freisinger und nur wenige Augsburger kalendare haben den 13 mai und den 7 juni als festtag des heiligen, und da der dichter beide daten — wolgemerkt, aus seiner vorlage — kennt, so 'spricht das eine ganz andere sprache als die besten reimstatistiken. es kann keinem zweifel unterligen, der oberdeutsche Servatius ist in der diöcese Freising geschrieben' (s. LV). zu diesem zwingenden schlusse sei nur bemerkt: vorerst wären alle jungen kalendare aus der berechnung auszuschalten; aufserdem sind aus der Augsburger diöcese nur etwa 28, aus der Freisinger aber etwa 48 kalendare herangezogen; von den untersuchten Augsburger kalendaren kennen 22, von den Freisinger 27 n u r den 13 mai. wenn Wilhelm sich bemüht, die ihm unangenehmen zeugnisse der Augsburger belege abzuschwächen, sollte er auch diese tatsachen doch zu dem schlusse benützen, der von vornherein sicher ist: die kalendare der diöcesen Augsburg u n d Freising kennen entweder den heiligen gar nicht oder nennen den 13 mai oder den 13 mai und den 7 juni. eine folgerung auf die zugehörigkeit des dichters, der nach seiner quelle beide tage kennt, ist überhaupt hinfällig. Wilhelms schluss auf Freising wird auch dadurch nicht besser, dass ein Freisinger missale am 7 juni das Servazofficium widerholt, das es in gemeinschaft mit den Regensburger und Passauer missalen am 13 mai aufweist.

Aber Wilhelm will noch mehr erweisen: 'der dichter war allem anschein nach ein angehöriger des chorherrenstiftes Indersdorf'. denn dort befindet sich im 14 jh. (!) eine hs. der latein. 'Gesta Seruatii' und ebendort befindet sich im 14 jh. ein neben anderen heiligen auch dem Servatius geweihter altar. 'die beiden altarverzeichnisse, in denen seiner gedacht wird, stammen freilich erst aus dem 15 jh. und geben leider gerade über das alter dieses altars nichts an, eine tatsache, die indessen eher für ein hohes als ein junges alter spricht. doch das bei seite' (s. LV). mit

eben solchem recht könnte man auf das Augustinerkloster Diessen der Augsburger diöcese raten, denn dort kennt man den hl. Servaz unter dem 13 mai und 7 juni, und dort befand sich in später zeit auch ein bruchstück der Gestabearbeitung T. ich will damit nur die aufbauschung der gründe zur stützung einer hypothese kennzeichnen. in Indersdorf befindet sich nämlich im 14 jh. die hs. I. der lat. Gesta, die Wilhelm s. LXXXI und LXXXV mit nicht ganz einwandfreien gründen zur grundlage seines textes nimmt. im Indersdorfer nekrolog kennt man am ende des 12 jh.s schon den hl. Servatius. dass der heilige schon damals in Süddeutschland bekannt war, wissen wir auch aus Augsburg und der obd. legende. Indersdorf ist ein willkommener beleg mehr. nun soll aber Indersdorf in 'besonders engen beziehungen zum hl. Servaz' gestanden haben. da die tochter jener Agnes von Looz, welche Veldeke zu seinem Servaz anregte, als gemahlin Ottos I von Wittelsbach herzogin in Baiern wurde, 'erhalten wir so eine kette von zusammenhängen, wie sie schöner und sicherer nicht gedacht werden kann. nur unter der annahme, dass die verehrung des hl. Servatius mit der ersten Wittelsbacher herzogin nach Süddeutschland kam, erklärt sich die besondere verehrung des heiligen in Indersdorf, ja wir müssen schliefsen, dass die grofse verehrung, die der heilige in der diöcese Freising genoss, erst von Indersdorf ausging' (s. LVII). wer staunt nicht über dieses 'wir müssen schliefsen'? wenn wir sehr viel als möglich, ja als wahrscheinlich zugeben: dass die verehrung des heiligen durch herzogin Agnes nach Süddeutschland kam, dass sie auch nach Indersdorf kam, so bleibt doch unbewiesen, dass diese verehrung nur nach Indersdorf kam, dass diese verehrung in der diöcese Freising merkbar früher und gröfser als in den nachbardiöcesen war, und noch mehr unbewiesen, dass sie von Indersdorf ausgieng; und ebenso hängen alle damit verbundenen schlussfolgerungen in der luft; so heifst es s. LVII: 'es steht nichts im wege, in der herzogin Agnes die gründerin des Indersdorfer Servatiusaltars zu erblicken'. es steht aber noch weniger im wege, dieses nicht zu tun! die anführung des altares unter den übrigen altären des stiftes an 8 stelle — von denen der erste 1131 geweiht, der zweite und dritte ohne jahresangabe ist, der vierte 1354, der fünfte vor 1359, der sechste (nach Wilhelm) vor 1337 geweiht ist, der siebente 1362 — lässt nur einen wahrscheinlichkeitsschluss zu, dass der achte, der Servatius, Udalricus, Kunegundis und MMagdalena geweiht ist, vor dem 14 jh. nicht bestand. auf solche schwankende und zt. direct unrichtige folgerungen baut der verf. sein gebäude von der entstehung des obd. Servatius in Indersdorf!

Auch cirkelbeweise fehlen nicht; hier nur ein beispiel: s. LIX wird für Indersdorfer entstehung die dort befindliche hs. der latein. 'Gesta Servatii' in die wagschale geworfen, auf der folgenden seite

werden für den vorrang dieser hs. unter den anderen süddeutschen die Indersdorfer 'beziehungen' zu St. Servaz ins treffen geführt. sicher ist, dass wir keineswegs wissen, welche der bair. Gestahss. der obd. dichter benutzt hat. schon die meinung, der dichter könne nur die hs. eines solchen ortes benützt haben, wo ein besonderer Servazcult nachzuweisen sei, ist willkürlich. ein Servaz c u l t in Baiern am ende des 12 jh.s ist vorerst nur für Augsburg erwiesen. das Indersdorfer nekrolog teilt seinen hl. Servatius mit andern kalendaren, der Servazaltar ist erst für das 14 jh. erweislich und wahrscheinlich überhaupt nicht älter. das vorhandensein der Gestahs. teilt Indersdorf mit anderen süddeutschen orten und hat sie im 12 jh. wol noch mit anderen klosterbüchereien geteilt; m. e. war hs. I im 12 jh. gar nicht in Indersdorf, sondern geht eher auf Schäftlarn zurück.

Aber Wilhelm hat noch seine besonderen gründe: 'das obd. gedicht atmet den geist der Augustiner-chorherren', denn 'der obd. verfasser anerkennt im gegensatz zu Veldeke nicht die primatale binde- und lösegewalt des hl. Servatius' (s. LXIV). man bemerke den ausdruck 'anerkennt nicht', wo in würklichkeit weder ein anerkennen noch ein nichtanerkennen vorligt, da der dichter die in seiner vorlage überlieferte lebensgeschichte und die wundertaten seines heiligen, so gut es geht, in deutsche reime überträgt, und zwar sehr auszugsweise. aber Wilhelm berichtet, dass die Indersdorfer bücherei des 13 jh.s auch ein werk Hugos von SVictor besafs, als ob das bei Augustiner-chorherren jener zeit nicht ziemlich selbstverständlich wäre. für den verf. ist das ein grund mehr, dass der obd. Servaz in Indersdorf entstanden sei. und das ist die widergeburt einer neuen historischen methode, vor der die gebräuchlichen stil- und reimuntersuchungen in nichts zerfliefsen.

Wilhelm wendet eben die sache nach seinem sinne: 'mit peinlichkeit vermeidet es der obd. dichter, auf die kanonischpolitische bedeutung des dem Servatius von Petrus verliehenen schlüssels einzugehn . . . nicht einmal die worte lösen und binden gebraucht er, und auch hier mit gutem grunde . . . um des lieben friedens willen mied er sie' (s. LXVII). wenn der obd. dichter hier würklich Veldeke vor sich hatte (Serv. I 1738 ff, II 2791 ff), so hat er eben nur die naheliegenden bemerkungen über die äufsere pracht und künstlichkeit des schlüssels herübergenommen, anderes lag ihm überhaupt fern; man vgl. Wilhelms richtiges urteil auf s. LXXVI: 'der obd. dichter hat die bei Veldeke sich breit machende geschwätzigkeit vermieden'. was macht aber Wilhelm aus dieser in sich erklärten sache: 'stillschweigend suchte er mit bestimmter kirchenpolitischer absicht die allzu kühnen gedanken des Maastriechter publicisten (!) zu zügeln und zu zähmen. es geht etwas von kampfesmüde durch das gedicht, von sehnsucht nach friede und eintracht. sollte man ihm einen untertitel geben, dann wäre wol am besten, wenn man darunter

schriebe: ein wort zur versöhnung' (s. LXVII). man bewundert die phantasie des herausgebers, der die simple art des obd. geistlichen mit solchen federn aufputzt, aber nicht etwa in einseitiger vorliebe für den von ihm betreuten dichter, sondern zu dem mit zähigkeit verfolgten zweck, das gedicht gerade an dem von ihm vermuteten orte zu localisieren. und so fabelt der verf. weiter: 'die schilderung von Servazens ornat erinnert so auffällig an das Freisinger bischofsgewand, dass hier ein rein zufälliges zusammentreffen wol als ausgeschlossen gelten darf' (s. LXX). und solche fabelei tritt im gewande ernster forschung auf! noch ein beispiel für die art, wie hier mit der historischen methode deutsche litteraturgeschichte gemacht wird. im jahre 1173 tritt der Wittelsbacher pfalzgraf Friedrich nach einer reise nach Palästina *amore dei compunctus* in das von seinem hause begründete Indersdorfer kloster ein. wenn es bloſse frömmigkeit gewesen wäre, meint Wilhelm, hätte er auch bei den Benedictinern in Scheyern eintreten können. 'das entbehrt unter keinen umständen eines politischen beigeschmacks. es war ein signal: bis hierher und nicht weiter!' (s. LXVIII). das heiſst opposition gegen die kaiserliche politik. als ob der schritt, dass ein graf in das von seinem hause begründete Indersdorfer kloster tritt, die geeignetste form der opposition gegen die politik der Hohenstaufen gewesen wäre. und die nutzanwendung? 'in alle diese zeitereignisse passt die stimmung des obd. Servatius wie der schlüssel zum schloss'.

Ich bin an der hand des verfassers der beweisführung für die hauptergebnisse des buches gefolgt und habe bloſs vom standpunct der logischen beweislehre auf die klaffenden lücken dieser prämissen und schlüsse sowie auf die mängel einer methode hinweisen müssen, die sich wie eine offenbarung gibt und mit bewuster verneinung und verachtung der für die behandlung eines alten denkmals von den meisten fachgenossen gehandhabten methode dartun will, dass die litteraturwissenschaft zu rein historischer betrachtung ihrer stoffe zurückkehren müsse. da sich das vorwort wie ein kampfruf liest und das buch auch sonst viele scharfe ausfälle gegen die ergebnislosigkeit der besonders von Kraus und Zwierzina consequent durchgeführten methode enthält, muss ref. auch die tendenz des buches wenigstens streifen.

Die von den naturwissenschaften uns zugekommene methode der induction- und analogieschlüsse, die sich äuſserlich in statistischen untersuchungen äuſsert, arbeitet mit der beobachtung ohne voreingenommenheit, ob das ergebnis willkommen oder unwillkommen ist. das durch solche trockene arbeit für die chronologie, für die sprachliche zugehörigkeit, für die technik vieler mhd. dichtungen erreichte hier anzudeuten, ist im rahmen dieser zs. überflüssig. eine einsicht in wort- und reimgebrauch der mhd. dichter, was sprachliche eigenart, was künstlich und übernommen ist, war wol das bedeutsamste ergebnis, eine litterarische und

ästhetische kennzeichnung von dichterpersönlichkeiten ist angebahnt. aber auch für mythen- und sagenkunde hat diese methode der secierung von motiven seit langem einen einblick in eine seite der germanischen und europäischen culturgeschichte gefördert. gewis erscheint diese kleinarbeit dem auf grofse litterarische zusammenhänge bedachten forscher kleinlich und unbequem und die ergebnisse dieser philologie stehn mit der aufgewanten mühe nicht immer in geradem verhältnis. aber geringes nicht gering zu schätzen und vergeblich aufgewendete arbeit nicht zu bedauern, war von jeher das kennzeichen des philologen und sollte ihm wenigstens nicht von einem fachgenossen zum vorwurfe gemacht werden. Wilhelm findet das wort vom künstler in der wissenschaft. 'der wissenschaftler soll gleich dem künstler formen und schöpfen' (vorwort s. VI). das wort klingt verführerisch und lockt zur nachahmung; aber es ist auch ein bedenkliches wort. gewis steckt in jedem wahren gelehrten eine art künstlerischer intuition, aber man darf nicht wie Wilhelm anlage und methode verwechseln. keine methode ist selbstzweck; dass sie aber zur objectiven betrachtung des gegebenen führt und vor subjectiver interpretation schützt, scheint mir der hauptvorzug der methode des 'grammatischen kleinkrams, von möglichst engem gesichtswinkel aus betrachtet'. die historische methode aber, wie Wilhelm sie in diesem buche verwendet hat, lässt, wie oben jedem logischen denken nahegelegt worden ist, dem willen des forschers zu grofse freiheit und verführt zum versuch, blofse vermutungen mit unzureichenden mitteln erweisen zu wollen oder als erwiesen auszugeben. Wilhelms buch leitet gleichsam in eine romantische zeit der germanistischen wissenschaft zurück, er vergisst, dass die forschung eines jahrhunderts den ansprechenden litterarischen und historischen hypothesen ein enges feld gelassen hat. wenn der verf. in der wertschätzung von kritischen ausgaben mhd. dichter gegen die hss.-abdrücke der Berliner akademie zufelde zieht, so verkennt er gerade ihren haupterfolg, dass sie die künstlich gemachte metrische und sprachliche uniformierung der landläufigen kritischen ausgaben unterbunden und die historische betrachtung nahegelegt haben. Wilhelms Servazbuch scheint mir sogar von ihnen beeinflusst.

Und damit wäre ich zum sprachlich-kritischen teil der ausgabe Wilhelms gekommen. ich enthalte mich jedoch einer eingehnden darlegung, warum ich diese ausgabe in wichtigen puncten für verfehlt halte, da ich auf dem mir zugemessenen raume nur über das neue an dem buche berichten kann, über die einführung der historischen methode in das feld unserer wissenschaft, wie sie allerdings in geistreich umfassender weise längst von Burdach uaa. gehandhabt wird. ich stelle hier nur fest, dass die textkritische einleitung in die texte sowie der text des obd. Servatius an vielen stellen angreifbar ist, weil hier eine

von stil- und reimtabellen' unbeeinflusste willkür waltet. dafür nur einige andeutungen. Wilhelm führt die zerdehnung von *î* und *û* durch und schreibt also *Adonaei : vrei* 1, *Severein : schein (schîn)* 1031 u. *: ein (în)* 1413, *Daveit : seit (sît)* 3079, *Heinreich: reich* 2897, *Severinous : hous* 1427, und das bei einem gelehrten dichter des 12 jh.s, der nach lateinischer vorlage dichtet, dem latein. fremdnamen unantastbar waren, von dem der herausgeber (anmerk. zu 1361) selbst zugeben muss, dass er seine mundartliche form *chom* im reime meidet und *quam : nam* bindet. um die diphthongierung im reime zu erweisen, muss Wilhelm erst das verb. *gebrouchen* (*brouchen*) 3185 aus dem deutschen sprachschatz entfernen und als *gebrûchen* erklären; aber er kann die reime *Agricolâus : sus* 1919, *Heinrich : sich* 2325, 2545, 2733 nicht beseitigen. auch muss *mahte* 1353, das Kraus als schwäbisch anspricht, was zu Indersdorf nicht passt, in *mæhte* verwandelt und dazu das reimwort *in der nahte* umgelautet werden; denn 'der dativ von *naht* kommt nur noch einmal im reim, 3036, vor und lautet *næhte*'. dort steht zwar kein dativ, sondern der plural *dreie nahte*, von Wilhelm in *dreie næhte* verwandelt, aber was tut das? auch bedarf es, damit das gewünschte *mæhte* erzielt wird, nur noch des einschubs von *getuon*, aber 'die ergänzung verlangt die versmelodie und der sinn'. diese 'versmelodie' figuriert als höchste instanz bei allen ähnlichen gewaltacten. diese 'versmelodie' ist 'auf grund gemeinsamer leseproben' (s. XCIII) ermittelt und entscheidet kurzerhand 'ist metrisch falsch', 'ist metrisch notwendig'. es list sich wie ein scherz, ist aber bitter ernst. ernst zu nehmen ist auch die ansetzung von *omnium : du chüm* v. 59; natürlich muss dann auch v. 3316 *ich chüme : frume* lauten. ahd. *fruma* 'ist eine form, die den gesetzen der germanischen grammatik widerspricht'. 'es ist also möglicherweise *früme* zu lesen', natürlich auch *kümet : gefrümet*, das in 3 fällen im text steht. auch dass der reim *sunne : gewunne* eine nicht umgelautete conj.-form beweise, leugnet Wilhelm in consequenter ablehnung des grammatischen kleinkrams der reimstatistiker (s. XC), auch wenn diese nach untersuchung der vorfrage, ob der dichter rein reime, mit der evidenz grofser wahrscheinlichkeit inductionsschlüsse zieht.

Das buch Wilhelms ist glänzend ausgestattet, aber eine misglückte leistung, da der verfasser seine fleifsige hand von voreingenommenheit nicht frei hielt und in dem bestreben, einen völlig neuen weg zu wandeln, das sachliche ziel verfehlt hat.

Leitmeritz, weihnacht 1910. **Alois Bernt.**

Deutsche texte des mittelalters, herausgegeben von der kgl. preufsischen akademie der wissenschaften. band XVII. Kleinere mittelhochdeutsche erzählungen, fabeln und lehrgedichte III. Die Heidelberger handschrift cod. pal. germ. 341 herausgegeben von **Gustav Rosenhagen.** Berlin, Weidmann, 1909. XXXIV und 251 ss. gr. 8°, m. 2 tafeln in lichtdruck. — 10,60 m.

Man beurteilt die 'Deutschen texte des ma.s' meist nur von dem standpunct aus, dass sie mittel sein sollen, künftiger forschung weitere bahnen zu bereiten. das ist gewis auch ihr vornehmlichster zweck, und jeder band gibt anregung zur beantwortung neuer fragen. aber es sollte doch immer auch beachtet werden, dass diese handschriftenabdrücke ihren wert zugleich in sich selbst tragen. es sind widergaben historischer denkmäler und als solche treue zeugen unserer vergangenheit. die normalisierten texte stellen doch immer nur ein ideal dar, eine schöne regelrechte form, wie sie in dieser vollkommenheit nie bestanden hat; demgegenüber schauen wir in den abdrücken ein stück würklichkeit unseres mittelalterlichen schrifttums. und so sind schliefslich die beiden methoden der textbehandlung äufserungen einer gegensätzlichen auffassung der dinge, dort die idealisierende, typische, hier die realistische, charakteristische. und eben das charakteristische ist der innere wert dieser schlichten abdrücke. hier haben wir eine individualität vor uns, einen schreiber, der in dem gröfseren oder geringern verständnis des textes, in der orthographie oder in andern persönlichen eigenheiten doch zugleich ein vertreter der bildung seiner zeit ist.

Solche denkmäler die einen eigenwert besitzen, sind vor allem sammelhandschriften, die durch kritische ausgaben überhaupt nicht zu ersetzen sind. können solche sammlungen auch wegen ihres grofsen umfangs selten vollständig abgedruckt werden, so gibt doch eine nach guten grundsätzen angeordnete auswahl schon ein genügendes bild des ganzen. welch unmittelbaren eindruck von der Nürnberger, in sprüchen kurz gefassten lebensweisheit – oder klugheit gibt uns die von Euling herausgegebene Wolfenbüttler hs.! zu diesem bild gehört auch die sprache mit dem eigenartigen orthographischen gewand, sie gibt den localton ab, sie versetzt den leser in die bestimmte umgebung. der Freidank, der Renner zb. sind hier gleichsam auflösungen in Nürnberger priamelgnomik.

Eine der wertvollsten mhd. prosaischen sammelhandschriften ist der cod. pal. germ. 341, und die art seiner veröffentlichung durch Rosenhagen verdient uneingeschränktes lob. wie die Wolfenbüttler hs. so konnte natürlich auch nicht der ganze codex, der ca. 60000 zeilen umfasst, widergegeben werden. aufgenommen sind die bisher ungedruckten stücke, und aufserdem solche die bis jetzt nur vereinzelt oder in schwerer zugänglichen sammlungen abgedruckt sind. es sind zumeist 'bîspel', vom Stricker selbst

oder in seiner art abgefasst, im ganzen einundsiebzig nummern verschiedenen umfangs.

Alle teile der ausgabe sind mit groſser sorgfalt gearbeitet. die einleitung (s. i—xxxiv) enthält eine bis ins einzelne gehende beschreibung der hs. (vier schreiber, weitaus der gröste teil der hs. rührt vom schreiber *β* her), die geschichte, entstehung und gruppierung des bestandes, vergleichung mit dem nah verwandten Kalocsaer codex (K), ort und zeit der abfassung, orthographie, interpunction. daran schlieſst sich eine inhaltsübersicht für die ganze hs. mit nachweis der druckstellen der bis jetzt anderweitig veröffentlichten stücke (s. xxxv—xli). auf den 211 seiten umfassenden text folgt ein anhang mit lesarten zu einigen nummern der hs., die nicht in den abdruck aufgenommen sind (s. 212—223), dann auf einen nachtrag (s. 224f) ein namenverzeichnis (s. 226 f), endlich das wörterverzeichnis (s. 228—251). zwei tafeln schriftproben, aus P und der Wiener hs. 2705, schlieſsen den band ab.

Sprachliche (orthographische) und sachliche gründe (Heinrichs vFreiberg JohannvMichelsberg nimmt eine besondere stellung in der sammlung ein) bestimmen R., die entstehung der hs. nach Pöhmen zu verlegen, und zwar in das erste viertel des 14 jh.s. B und K mögen wol für den herrn von Michelsberg selbst oder für seine unmittelbaren nachkommen abgefasst sein. ABernt verstärkt die orthographischen und sachlichen anhaltspuncte zu gunsten Böhmens in seinem an Rosenhagens untersuchungen sich anschlieſsenden aufsatz 'Zur Heidelberger handschrift cod. pal. germ. 341', Zs. 52, 245—259. in der tat spricht nichts gegen Böhmen als heimat und nichts spricht ausdrücklich für eine andere landschaft. folgendes sind die wichtigsten sprachlichen merkmale (im wesentlichen beim schreiber *β*): bair.-österreich. *î* > *ei* (selten), *û* > *ou au* (selten), *iu* > *eu* (meistens), *ch* für *k* (stellenweise häufiger), *schol*, selten *ai* für *ei* und *p* für *b*; md. *ie* > *i*, *ht* ist sehr oft *cht*, ausfall des *h* zwischen vocalen mit contraction derselben, prät. *quam*, part. perf. *kumen vernumen*, *sulch*, *iz*, *zu* für *ze*.

R. kommt s. xxiii auf die erklärung der bunten schreibungen zu sprechen. das führt dann zu der beurteilung der dialectmischung in mhd. handschriften überhaupt. hier ist nun zunächst eine principielle frage zu erörtern: beruht die mischung nur auf willkür der schreiber und auf gleichgültigkeit gegenüber der sprachlichen form? da dieselbe mischung zweier dialecte auch in der officiellen schreibart der kanzleien üblich ist, wenn schreiber und empfänger nicht ein und demselben mundartgebiet angehören, so muss es ein allgemein anerkannter schreibgebrauch, es muss methode gewesen sein. die mischung einheimischer und fremder elemente war ein berechtigter, ja unter umständen sogar beabsichtigter sprachzustand, die einzelnen fremdformen waren berechtigte bestandteile (s. dazu R. s. xxiii).

Die erste frage bei einer handschrift des 14 jh.s., die nicht in ausgesprochenem dialect abgefasst ist, ist die: welcher kanzleisprache folgt sie? für unsere hs. P lautet die antwort: die orthographie gleicht am meisten der der böhmischen kanzleisprache vor Karl IV (vgl. Götting. gel. anz. 1907 nr. 11 s. 909 ff und die daselbst verzeichnete litteratur), aber wichtige unterschiede bilden die so häufig nicht diphthongierten *î* und *û* und das fast gänzliche fehlen des *p* für *b*. — die zweite frage: ist das schreibschema der kanzlei auch rein durchgeführt oder hat eine fremde mundart mitgewürkt? ist gerade bei einer hs. böhmischer herkunft, die vor Karl IV fällt, schwer zu entscheiden, weil die altböhmische kanzleisprache selbst stark von österreichischen bestandteilen durchzogen ist. — aufserdem aber kann auch noch der traditionelle mhd. schreibgebrauch nachgewürkt haben; so könnten die *î* und *û* darauf beruhen. — und endlich können auch noch frühere handschriften spuren hinterlassen haben. das ist in P zb. der fall im Armen Heinrich. hier findet sich (nach Haupts variantenapparat) schwäbisches *sunfz* = *sûft* (379. 474), also ein zeugnis für ein früheres sprachstadium der überlieferung. die richtlinien für die untersuchung der sprache kreuzen sich also gerade in unserer handschrift so vielfach, dass, was R. hervorgehoben hat, eine entwirrung nur mit dem gesamten material zu erhoffen ist.

Unter den einzelnen erscheinungen notiert R. *ev* für *üe*: *behevten* = *behüeten*, s. IX (auch AHeinr. 781 *mevt* = *müet*), und Bernt verfolgt dieses *ev* weiter (aao. s. 250). eine besondere sprachliche geltung scheint diese schreibung nicht gehabt zu haben, sondern sie ist rein formal zu erklären. *e* war ursprünglich index: *vͤ*, bei richtiger auflösung ergab sich unter nachstellung des index-*e* : *ue*, aber solche zeichen wurden manchmal auch vorgestellt, dann ergab sich *eu*. index und grundvocal wurden schon von vornherein vertauscht bei *ǒ*, das auch *ů* geschrieben wurde, so dass also vorkommen konnte *bǒm*, *bům*, *boum*, *buom*; *uoben*, *ouben* (Weinhold, alem. gramm. § 70. 77, Baier. gramm. § 99. 102. 103). einer der schreiber der hs. Z von Rudolfs Weltchronik hat zb. häufig *ei* für *ie* : *heiz* für *hiez* ua., das dadurch zu erklären ist, dass die vorlage *hiͤz* oder auch *hͥez* schrieb.

Auf eine andere eigentümlichkeit macht R. s. XXIII aufmerksam. gerade in den reimen wechselt die schreibung entsprechender laute gern, zb. *getihten* : *berichten*, *chomen* : *gefrumen*. diese ungleichheit lässt sich öfter in handschriften beobachten, und da sich doch 'die gleichmäfsigkeit dem schreiber geradezu hätte aufdrängen müssen', so ist es wahrscheinlich, dass die wechselnde schreibart zum system bewuster berechtigung der mischung gehörte.

R. hat durch solche beobachtungen wertvolle beiträge zur kenntnis der mhd. orthographie gegeben. auch den bis jetzt gar

nicht berücksichtigten interpunctionsgebrauch hat er behandelt, und zum ersten mal regeln für denselben aufgestellt (s. xxv f). es lassen sich bestimmte grundsätze erkennen, die freilich nicht folgerichtig durchgeführt sind [1].

Endlich bespricht R. die circumflexe, die in P in eigentümlicher art verwendet sind. sie sind nämlich weitaus in der mehrzahl auf dem letzten wort des verses angebracht, und zwar meistens über kurzen vocalen, besonders über schwachem *e*. R. denkt an fermate (s. xxv f), also an satzzeichen. ihre bedeutung lässt sich aber jetzt durch die ergebnissreiche arbeit von PSievers, Die accente in althochdeutschen und altsächsischen handschriften (Palaestra LVII), die R. noch nicht vorgelegen haben konnte, ersehen. PSievers unterscheidet für den circumflex im althochdeutschen zwei gebrauchsarten: 1. er ist längezeichen (bezeichnet die quantität und zugleich die betonung), 2. er ist nur tonzeichen (vielleicht genauer: betonungszeichen). 3. ferner hat Sievers durch seine reiche beispielsammlung den nachweis geliefert, dass der acut oft auf unbetonten silben, auch auf schwachem *e* steht. und, zb. häufig bei verschiedenen schreibern des Tatian, auf einsilbigen wörtchen ('stütze schwacher silben'). er nennt das treffend 'gefährdet erscheinende silben' (am deutlichsten zeigt sich dies bei dem adverb *ê*, das ja entweder durch den ^ oder durch vor- und nachgesetzten punct vor dem verlorengehen geschützt wird). auch der circumflex ist in einigen solchen fällen auf diese weise zu fassen, also als stütze, oder wenn man sagen will als merkzeichen. 4. aber es ist noch ein schritt weiter zu machen. der accent hat auch die aufgabe, lediglich den vocal einer silbe zu bezeichnen: er ist vocalunterscheidungszeichen oder vocalzeichen. das *i* ist in einer buchstabenreihe, die nur aus niederen grundstrichen besteht, also in der umgebung von *n nn m mm r rr*, auch bei niederem *l* u. anderen, für das auge nicht leicht auszuscheiden, deshalb erhielt es gern einen acutartigen strich oder einen punct. dasselbe ist bei *u* der fall, das dann *v* geschrieben werden oder ebenfalls durch ein zeichen, einen acut, herausgehoben werden konnte, der in späterer schrift aber auch durch ein *ı i* oder *e*, oder durch einen oder zwei puncte, also durch die umlautszeichen, ersetzt wurde. man blieb aber beim i und *u* nicht stehn, sondern setzte besonders vom 14 jh. an diese zeichen auch über andere vocale. so bedeutet ein *ů ó á* keineswegs immer den umgelauteten vocal, sondern der index deutet manchmal nur an, das eben *u o a* vocale sind. zunächst sind diese zeichen begründet in der um-

[1] In dem im druck befindlichen vierten band meiner Renner-ausgabe bin ich bei untersuchung des ziemlich sorgfältigen interpunctionssystems einer bairischen hs. des 15 jh.s zu ähnlichen ergebnissen gelangt und habe daselbst versucht, die mhd. satzzeichen aus dem lateinischen usus abzuleiten; vgl. auch WDobbek Untersuchungen über die Würzburger liederhandschrift (Greifswalder diss. 1910) s. 42.



gebung von graphisch ähnlichen buchstaben, aber sie werden dann beliebig auch ohne grund gebraucht. statt des acuts konnte nun auch der circumflex eintreten, und in einer grofsen anzahl von fällen bei Sievers ist der circumflex sicher nur vocalzeichen, wo man also aus seiner setzung keine schlüsse auf länge oder tonstärke ziehen darf. auch die acute die in den altsächsischen handschriften so zahlreich angebracht sind, haben grofsenteils die bedeutung von vocalzeichen, nicht von tonzeichen. — der circumflex kann also sein: 1. längezeichen, 2. betonungszeichen, 3. merkzeichen, 4. vocalzeichen.

Unter dieser voraussetzung lassen sich die seltsamen circumflexe der hs. P erklären. sie finden sich meistens auf dem letzten worte des verses. es lassen sich folgende gruppen unterscheiden (ich gebe hier die in Rosenhagens varianten notierten fälle):

1. circumflexe über längen, also als längezeichen, sind selten: *devte* 56, 2, *schiêt* 79, 64, *verkôs* 90, 62, *ev̂* 106, 82, *leît* 129, 177.

2. circumflexe über andern kurzen vocalen als schwachem *e*: *gâr* 40, 87, *bewârn* 56, 4. 127. 149, *gewân* 56, 28, *gespârn* 56, 194, *chûr* 56, 271, *dar ân* 56, 292, *zôrn* 56, 364, *quâm* 56, 422, *fûr* 59, 22, *drûm* 59, 50, *gêr* 59, 54, *wâr* 59, 82, *hîn* 61, 139, *begv̂rt* (= *bekûrt*) 61, 150, *gôt* 61, 173, *zôrn* 81, 220, *kân* 89, 80, *kv̂nt* 90, 3, *kân* 105, 94, *frômt* 108, 99, *dâr* 109, 10, *erkôrn* 117, 203, *qvâm* 141, 44, *enpôr* 145, 36, *mât* 150, 2, *hêr* 152, 1, *wâr* 169, 42, *enbîrt* 176, 165, *vrûm* 176, 305 u. 416, *gâr* 178, 470, *varñ* 186, 154, *vûr* 192, 28, *mân* 194, 267.

3. circumflex über schwachem *e*: a) *e* in offener silbe: *walê* 6, 115 : *halê* 6, 116, *magê* 36, 28, *tagê* 36, 333. 417, *erê* 36, 367, *mazê* 36, 384, *lerê* 36, 396, *lebê* 36, 420, *gebê* 40, 75, *mugê* 40, 102, *schadê* 40, 108, *betrogê* 56, 6, *abê* 56, 21, *bowerê* 56, 26, *erê* 56, 58, *varê* 56, 65, *serê* 56, 139, *langê* 56, 160, *wegê* 56, 241, *sagê* 56, 251, *ratê* 56, 254, *bestê* 56, 283, *lonê* 56, 344, *rechtê* 56, 370, *sagê* 59, 57, *erê* 61, 112, *mochtê* 61, 138, *scholdê* 61, 264, *merê* 69, 73, *werê* 79, 75, *merê* 79, 90, *swerê* 81, 14, *totê* 89, 58, *wetê* 96, 14, *merê* 105, 49, *himelrichê* 108, 18, *lerê* 110, 33, *gezemê* 117, 88, *werê* 117, 90. 202, *vernemê* 117, 115: *missezemê* 117, 116, *vertragê* 117, 142, *merê* 117, 160, *gengê* 117, 172, *mazzê* 129, 112, *serê* 129, 153, *merê* 142, 2, *spatê* 142, 35, *gartenerê* 142, 92, *werê* 147, 6, *gestê* 150, 32, *surê* 150, 149, *gûtê* 153, 5, *gertê* 153, 16, *lvgenerê* 167, 120, *vnstetê* 167, 123, *werê* 168, 16, *merê* 169, 46, *habê* 174, 104, *rostauscherê* 186, 47, *gesatê* 193, 11, *pflegê* 194, 23, *swerê* 194, 266.

b) in geschlossener silbe: *gêr* 56, 10, *torên* 61, 228, *frumêt* 61, 84. *rvrêt* 81, 166, *êr* 81, 233, *geltên* 89, 84, *mêr* 89, 89, *enpêrn* 89, 112, *nêm* 89, 154, *gerewên* 129, 8, *erên* 143, 106, *hêr* 152, 1, *schadên* 178, 151, *enbêrn* 178, 214.

Im innern des verses nur: 2. *kôm* 56, 185. 345, *vûr* 61, 30; 3a. *magtzogê* 36, 151, *totê* 89, 58. *grozzê* 129, 107, *lannê* 143, 136; 3b. *sinên* 90, 99. falsch gesetzt sind *schâde* 143, 84, *tûge* 168, 58, wo der circumflex wol für das schluss-*e* bestimmt war, und *vmbgêrn* (von *umbgêr*) 56, 62, wo der schreiber das *e* für kurz hielt und analog dem *gêr* (= *ger* 'begierde') 56, 10 den circumflex setzte, womit er allerdings gegen sein wissen wider eine richtige längebezeichnung gab, so dass das zeichen hier subjectiv falsch, objectiv aber richtig angebracht ist.

Es ergibt sich eine anerkennenswerte regelmäfsigkeit. hier handelt es sich nur um die gruppen 2 und 3, da gruppe 1 nichts aufsergewöhnliches bietet. in gruppe 2 kann der circumflex seine erklärung finden als merkzeichen, denn es sind hier lauter einsilbige oder mit präfix zusammengesetzte wörter; oder als vocalzeichen, denn der betreffende vocal steht vor *m n r*, einmal nach (*mât*), und in *gôt* (gerade bei *got* begegnet der accent als merkzeichen öfter bei Sievers). in gruppe 3a ist der circumflex merkzeichen über schwachem *e*, in 3b vocalzeichen, da das *e* in umgebung von *m*, *n* oder *r* steht.

Dass nun gerade die wörter am ende eines verses mit accent versehen sind mag darin seinen grund haben, weil der reim eine wichtige stelle ist und das reimwort eine besondere rücksicht verdient. im ganzen aber beruht diese beigabe doch wol nur auf der absicht ornamental zu würken (vgl. Sievers s. 121).

Das variantenverzeichnis ist sehr sorgfältig und ausführlich gearbeitet. benutzt sind aufser K noch die bekannte bîspel-hs. Wien 2705 (W) und für einzelne stücke die Würzburger hs. (E), die Leipziger Sachsenspiegel-hs. (L), die Berliner hs. des Freidank (a), die Würzburger hs. der Gesta Romanorum (w). der text von P ist zwar recht schön geschrieben, aber nicht zuverlässig. ein fehler erstreckt sich oft über mehrere worte, ja auch bis in die folgende zeile, und verschiedentlich reichen die anderen hss. zur herstellung der richtigen lesung nicht aus. hier nun sind unter Roethes mitwürkung bedeutende conjecturalschwierigkeiten mehrfach sehr glücklich gelöst.

Die worte warmen dankes, die R. am schluss der einleitung dem leiter der textausgaben widmet, werden jedem mitarbeiter aus dem herzen gesprochen sein.

Greifswald. **G. Ehrismann.**

Kudrun herausgegeben von **Ernst Martin.** textabdruck mit den lesarten der handschrift und bezeichnung der echten teile. 2 auflage besorgt von Edward Schröder [= Sammlung germanistischer hilfsmittel für den praktischen studienzweck bd II]. Halle, Waisenhaus 1911. XXVIII u. 220 ss. 8°.

Als ich Ernst Martin zum letzten mal gegenübersafs — am 21 april v. j. — nannte er unter den pflichten, deren erledigung

ihm für die nächste zeit obliege, auch die neue ausgabe der 'kleinen Kudrun'. im anfang juli schrieb er mir aus bad Oeynhausen näheres darüber: er hatte inzwischen beschlossen, der ausgabe ein wörterverzeichnis beizugeben, das die verschiedenheit in wortschatz und wortgebrauch gegenüber dem Nibelungenlied ans licht stellen sollte. aber in den wenigen wochen die ihm noch zu leben vergönnt war, ist er nicht mehr zu zusammenhängender arbeit gekommen, obwol den pflichttreuen der gedanke auch an diesen plan noch oft beschäftigt hat — bis in die nacht vor seinem tode. bald nachher teilte mir dann seine witwe mit, M. habe den wunsch ausgesprochen, dass ich diese arbeit übernehmen möchte, wenn er selbst die gesundheit nicht widererlangte. natürlich hab ich diesem letzten wunsch meines lehrers und freundes gern entsprochen. und ich habe die ausgabe, als der rest der ersten auflage im vorigen herbste aufgebraucht wurde, rasch zum druck gerüstet, wobei ich von zweien meiner zuhörer verständnisvoll unterstützt wurde.

Martin wuste, dass ich der auffassung der textgeschichte, die er im engen anschluss an Müllenhoff bis zuletzt vertrat, nicht zustimmte — für mich bestand gleichwol kein zweifel, dass ich diesen neudruck, den selbst zu besorgen ihn der tod verhindert hatte, genau nach seinen intentionen herzurichten hätte. ebenso bin ich mir aber auch darüber klar, dass ich einer etwaigen dritten auflage der textausgabe mit voller freiheit gegenüberstehn würde. für diesmal waren mir die hände gebunden und war mir die marschrichtung vorgeschrieben.

Zwischen dem ersten erscheinen der textausgabe (1883) und der 2 auflage der 'grofsen Kudrun' (1902) ligen mehr als 18 jahre, zwischen dieser und dem vorliegenden neudruck 9 jahre: was Martin in dieser zeit hinzugelernt und in seiner auffassung des textes geändert hat, war in der grofsen ausgabe von 1902 und weiterhin in den randnotizen seines handexemplars von dieser niedergelegt. in ein exemplar der kleinen ausgabe hatte er bereits allerlei änderungen und erwägungen übertragen. es galt also zunächst die vergleichung beider exemplare durchzuführen, und unter ausscheidung der druckfehler den text auf den standpunct der ausgabe von 1902 und ihrer handschriftlichen zusätze und correcturen zu bringen. dabei konnte ich mich freilich nicht ganz enthalten, die sehr reichliche interpunction, an der schon Müllenhoff anstofs genommen hatte, ein wenig einzuschränken. im wesentlichen aber hab ich den text so in die druckerei gegeben wie ihn nach meiner auffassung Martin selbst hergerichtet haben würde. ich habe selbst stellen nicht angetastet wie das mir längst unerträgliche mitteldeutsche *anderweide* 388, 2, das M. von Müllenhoff übernommen hat.

Ohne anweisung Martins hab ich von vorn herein nur ganz wenige änderungen aus meinem eignen exemplar herübergenom-

men, wo ich der zustimmung M.s sicher zu sein glaubte: 84, 4 *ſunderbæren* (st. *ſunderbâren*) — 135, 1 *liut* — 479, 2 *künic* (st. *küneges*) hs. *khuene* — 460, 4 *ſelden* hs. (st. *ſelde*) — 518, 2 *helme* (st. *helmen* hs.) — 523, 4 *geſande* (st. *hât geſande* hs.) — 524, 3 *grôʒer êre* (st. *grôʒiu*, hs. *gros*) — 895, 3 *des* hs. (st. *daz*, versehen Martins) — 1005, 1 *Dô wurden dâ gescheiden* (st. *Dô w. dô g.*) — 1218, 2 *ſwie in diu houbet wæren* (*wâren* hs., deren schreibung aber nichts besagt) — 1441, 4 *itewiʒʒe* (st. *itewiʒe*): da das verbum *itewiʒʒen* im cäsurreim 331, 2 gesichert und so auch 1565, 3 von Martin eingesetzt ist, muste das subst. die form *itewiʒ,-wiʒʒe* erhalten. über diese für mich unumgänglichen abweichungen hinaus (die sich fast alle auch bei Bartsch oder Symons finden und z. tl. daher in mein handexemplar gelangt sein mögen) hab ich mich zunächst aller eingriffe enthalten, und weder von eigenen (gedruckten und ungedruckten) conjecturen ältern datums, noch von einfällen, die sich unter der correctur aufdrängten, gebrauch gemacht. ich habe grundsätzlich bis zum abschluss des satzes die vergleichung der übrigen ausgaben vermieden, um mir nicht das herz schwer zu machen, auch Panzers 'Hilde-Gudrun' (1901) nicht nachgeschlagen, obwol ich weiſs, dass für einen herausgeber auf s. 1—16 allerlei zu lernen ist.

Dabei hatte ich aber doch das bedürfnis, für die ausgabe etwas mehr zu tun, und zwar ohne der arbeit und der auffassung meines vorgängers irgendwie zu nahe zu treten. so lieſs ich mir unter vermittlung des herrn custos dr Gottlieb und nachdem herr hofrat ritter v. Karabaček gütigst die erlaubnis erteilt hatte, eine bromsilberaufnahme (schwarz-weiſs) der betr. lagen der Ambraser hs. (und zugleich noch von einigen weiteren partieen) herstellen, die ich von der correctur des dritten bogens ab benutzen konnte. zum ersten mal hab ich so das wolgefühl gekostet, das ein solcher ersatz des originales auf dem eigenen schreibtisch gewährt. ich habe dabei viel für mich profitiert, und denke dass manches auch einer späteren auflage der Kudrun zu gute kommen wird, die ich doch zu erleben hoffe[1]. das unmittelbare ergebnis aber für text und lesarten war sehr gering: man mag es abmessen aus den nachträgen zu bogen 1. 2, die sich auf s. 208 finden. die erste abschrift des gedichtes durch Primisser hat sich als erstaunlich und beneidenswert zuverlässig erwiesen, wie man freilich auch schon aus der schmalen ernte des ersten collators Gärtner (Germ. 4, 106 ff. 7, 270 f) sehen konnte; einiges weitere hat dann Martin Bemerkungen z. Kudrun (1867) s. 6 f. mitgeteilt. meine eigene vergleichung, die gewis genauer, weil so viel bequemer als die meiner beiden vorgänger ist, hat nur an 4 oder 5 stellen einen unmittelbaren gewinn für den text gebracht: 193, 4 *nâch ir grôʒen*

[1] die photographie selbst werde ich am 1. october d. j. der hiesigen universitätsbibliothek übergeben: sie soll von diesem zeitpunct ab, auch zur benutzung im hause, an jedermann leihweise übersant werden.

leide st. *grôȥer* — 576, 2 *muoſen* st. *muoſe* — 841, 1 *ſande* st. *ſtade*, das Vollmer grundlos eingeführt hat, und das alle spätern herausgeber ohne angabe einer lesart beibehalten haben. 1650, 3 *möhte* st. *mehte* (hs. *mochte*) — schliefslich hab ich 1420, 4 das hsl. *Hartmuot derlachte* in *erlachte* umgeschrieben, statt es in *der lachte* aufzulösen.

Allerlei zu ändern gab und gibt es an der sprachform und orthographie des textes. ich bin diesmal auch hier noch zurückhaltend gewesen. für die einführung der schreibung *iemen*, *niemen* (mit der Bartsch und Symons vorangegangen waren) hatte ich Martins zustimmung nach meiner erinnerung schon damals erhalten, als ich ihm die (1902 eingeführte) schreibung *kom*, *kômen* empfahl: die endreime 1078. 1226. 1484 und die cäsurreime 499, 1 f. 1056, 3 f. 1057, 3 f. 1615, 1 f, sowie die 28 mal begegnende stellung in der cäsur verlangen diese form, der die viermalige betonung *iemèn* (bei rund 120 belegen) nicht widerspricht; 541, 4 aber hab ich M.s *nie man* für *nie kainen man* der hs. belassen. — obwol die hs. dritthalb jahrhundert jünger ist als das original, darf man ihr doch in der schreibung des jüngern umlauts in *tägelîche*, *kärkære*, *hähse* zur seite bleiben: diese trifft gewis auch für die vorlage zu. im allgemeinen aber ist es eine sehr misliche sache, sich in bezug auf den umlaut an diese hs. anzuschliefsen. einmal gehört der schreiber zu denen, welche die umlautzeichen (es ist bei *a*, *â*, *o*, *ô*, *u* gleichmäfsig in *e*-artiges häkchen) erst nach vollendung des wortes oder wol gar der zeile setzen und es dabei sehr oft vergessen. es ist durchaus verkehrt, wenn der herausgeber einem solchen schreiber in der inconsequenz folgt und daher abwechselnd *mugen* und *mügen*, *gâhes* und *gæhes* schreibt, wie es hier geschehen ist. diese mängel der Martinschen wie der andern ausgaben hab ich erst recht deutlich erkannt, als ich die photographie zu rate zog und nun obendrein sah, wie oft man gerade in diesem puncte sich verlesen hat. dazu kommt, dass wir uns über das eindringen des secundären (oder tertiären) umlauts, da uns das reimkriterium vielfach im stich lässt, nur aus guten alten handschriften orientieren können, und nur nach solchen uns richten dürfen, wo wir einen text von so junger überlieferung in das 'classische mittelhochdeutsch' umschreiben: ich halte nicht nur die inconsequenz *jâmerlîch* — *jæmerlîch* für verwerflich, sondern glaube gar nicht, dass diese und ähnliche umgelautete formen der Kudrun zukommen, — und nun daneben immer *lasterlîch*, *sûberlîch* und gar *anelîch* usw.!

An sich bin ich natürlich nicht so radical, dass ich die doppelformen verwerfe: sie werden ja obendrein gerade in unserm gedicht vielfach durch die reime garantiert. aber allerdings mein ich, dass wir da wo nur eine form durch den reim gesichert ist, nicht fehlgreifen, wenn wir diese auch ins innere des

verses einsetzen. die handschrift bietet durch das ganze werk den wechsel von *wafen* und *wappen*, ohne eine bedeutungsdifferenz: ich bin überzeugt, dass dem alten gedicht (und event. den zusatzstrophen, die keinesfalls viel jünger sind) nur *wâfen* zukommt (sogut wie dem Nibelungenlied), das denn auch mehrfach (489, 3 900, 3) im cäsurreim auftaucht. wenn ich nun auch für diesmal das schwanken im ganzen belassen habe, so ist es mir doch in einem falle, wo die beiden schreibungen sich in derselben strophe ablösen (1353, 2. 4), völlig unerträglich erschienen.

Etwas anders ligt die sache bei *ſchef—ſcheffe(n)* und *ſchif—ſchiffe(n)*, *ſcherm(meiſter, -knabe)* und *ſchirm-*. der abweichende gebrauch beider formen war immerhin möglich, und durch den reim ist keine bezeugt, aber das nebeneinander von *ſchirmmeiſter* und *ſchermmeiſter* 360, 1 und 361, 1 möcht ich jetzt, wo die ausgabe fertig vor mir ligt, jedenfalls nicht verteidigen; ich werde mich künftig für die *e*-formen entscheiden.

Über diese orthographischen und formalen fragen greifen andere erwägungen hinaus; ich hege keinen zweifel mehr, dass der schreiber an manchen stellen *mac*, *mohte* unwillkürlich durch *kan*, *kunde* ersetzt hat[1] — aber es bedarf einer eindringenden untersuchung des sprachgebrauchs, um diese fälle festzulegen. — ich bin ferner der überzeugung, dass Martin wie auch andere herausgeber (nicht nur der Kudrun) bei der verteilung der *da* der überlieferung auf *dâ* und *dô* das letztere zu stark bevorzugt haben. mit der scheidung '*dâ* local — *dô* temporal' kommt man über die schwierigkeiten nicht hinweg: es gibt viele fälle, wo die alte sprache bei dem hinweis auf die situation *dâ* brauchte, während unsere editoren *dô* setzen. handschriften der frühzeit müssen befragt werden, um hier den sprachgebrauch festzulegen, soweit nicht die reime zur entscheidung genügen.

Ich hegte die absicht, an dieser stelle eine gröſsere anzahl von emendationsvorschlägen mitzuteilen, die sich mir unter der correctur ergeben hatten, soweit ich sie nicht nachträglich in den andern ausgaben finden würde. da hat sich nun etwas eigentümliches herausgestellt. nachdem ich Vollmer, Müllenhoff, Bartsch, Symons und Piper verglichen hatte, blieb noch immer ein gutes dutzend besserungen übrig, mit dem ich glaubte mich sehen lassen zu können — von diesen hab ich aber nachträglich die meisten bei vdHagen gefunden, die einen im text die andern in den anmerkungen! ich halte also mit dem winzigen rest lieber zurück, bis ich zeit gefunden habe, wenigstens ein teil der fragezeichen zu beantworten, welche die ränder meines handexemplars schmücken; dann sollen auch die seit Vollmer und Müllenhoff sehr zu unrecht verschmähten vorschläge vdHagens zu ihrem rechte kommen. ich bin überhaupt der meinung, dass wir einer neuen recensio des

[1] ein paarmal hat hier schon Vollmer emendiert, dem dann alle späteren herausgeber gefolgt sind, ohne die beobachtung weiter zu führen.

textes bedürfen, dass dafür aber freilich noch eine ganze reihe von vorfragen zu lösen sind, die mit der höheren kritik nichts zu tun haben. die Kudrun hat, das darf offen ausgesprochen werden, niemals einen herausgeber gefunden, der wolgerüstet seine ganze energie auf die textconstitution geworfen hätte. Ettmüller und Müllenhoff strebten darüber hinaus, und Martin, der sich nach gewissenhafter prüfung an Müllenhoff glaubte anschliefsen zu müssen, hat das beste im commentar geleistet. ich verkenne nicht die verdienste die sich insbesondere Vollmer und Symons um unser gedicht erworben haben: im ganzen aber ist doch nur immer fortgewurstelt worden. vor allem hat niemand sich über das mafs dessen klarheit zu verschaffen gesucht, was Hans Ried gegenüber dem texte verschuldet haben kann. und doch ist das gar nicht so schwierig, wie in hoffentlich nicht allzu ferner zeit gezeigt werden soll.

Für das 'Wörterverzeichnis' möcht ich hier noch besonders um nachsicht bitten. es konnte auf dem ihm zugewiesenen raume die aufgabe unmöglich erfüllen, die mir erst unter dem druck als eine wissenschaftlich reizvolle erschienen ist. und ich war auch von vornherein keineswegs dafür gerüstet, neben dem unterschied des wortschatzes auch den unterschied des wortgebrauchs zuverlässig und erschöpfend vorführen zu können. immerhin kann ein aufmerksamer beobachter schon beim durchblättern allerlei lernen. dass wörter wie *kouf* und *krâme*, *kiel* und *kocke* im Nibelungenlied nicht vorkommen, wird niemanden überraschen; dass aber das ältere gedicht mit seinen mehr als 9000 langzeilen gar keine gelegenheit findet, *brennen* und *verbrennen* (Kudrun zusammen 12 mal), *lernen* (7 mal), *misselingen* (7 mal), *vâren* (6 mal), *lêhen* (5 mal, dazu *lêhenlîch*) zu verwenden, ist ein warnungszeichen, aus lücken des wortschatzes voreilig folgerungen zu ziehen. man würde danach wenigstens nicht von hier aus ohne weiteres behaupten dürfen, dass die fremdwörter *plân* und *prîsen* (das verbum) einer jüngern schicht angehören. anderseits darf man die im Nl. fehlenden *ande* (16 mal + 11 mal) und *selde* (30 mal) getrost als lieblingswörter der Kudrun bezeichnen, wo sie aber freilich in 'echten' und 'jüngern' strophen gleichmäfsig vorkommen! sie jedoch dem sprachlichen besitz der Nibelungendichter abzustreiten, geht nicht an: ihre beliebtheit geht unzweifelhaft zurück auf den klingenden ausgang des zweiten verspaares, der seinerseits auch wider schuld ist an der hinneigung zum cäsurreim.

Göttingen. **Edward Schröder.**

Nachtrag zu den berichtigungen s. 208 bis 77, 4 *arbeite*.

Die Lilie, eine mittelfränkische dichtung in reimprosa, und andere geistliche gedichte, aus der Wiesbadener hs. herausgegeben von **Paul Wüst** [= Deutsche texte des mittelalters herausg. von der Kgl. preufs. Akademie der wiss., bd. xv] Berlin, Weidmann 1909. xxx u. 90 ss. gr. 8° m. einer tafel in lichtdruck. — 4,60 m.

'Die Lilie', bisher nur auszugsweise durch Hoffmann von Fallersleben unter dem titel 'Die geistlichen Lilien' bekannt gemacht, ist eine geistliche dichtung mit erbaulichem inhalt. die einzelnen blätter und teile der Lilie werden in der art mystischer auslegung gedeutet oder zum ausgangspunct genommen. in der einzigen hs. die uns dieses gedicht überliefert, hs. 68 der nassauischen Landesbibliothek in Wiesbaden, sind noch einige kleinere stücke erbaulichen inhalts enthalten, die der herausgeber unter den namen 'Die drei Blumen des Paradieses', 'Das himmlische Gastmahl', 'Der dreifache Schmuck der seligen Jungfrauen' und 'Warnung vor der Sünde' gleichfalls abdruckt. sie bilden eine einheitliche gruppe mit manchem bezug auf die Lilie. ihre zugehörigkeit zur geistlichen blumensymbolik ist mehr äufserlich. eine bisher unbekannte 'Predigt über die Lilie', alemannisch (die hs. aus dem ende des 14 oder anfang des 15 jh.s ist in Münchener privatbesitz), ebenfalls aus dem gedankenkreise der mystik, ist angehängt.

Für die herkunft der hs. 68 kommt aus äufseren gründen nur eine der nassauischen klosterbibliotheken in frage. es ist keine originalhs., sondern eine abschrift, in allen teilen von éiner hand gefertigt. der verfasser ist unbekannt. W. nimmt für die kleineren stücke éinen dichter an; die Lilie anderseits soll von einer Kölner nonne verfasst sein: die gründe zu dieser annahme scheinen mir nicht erheblich. dem hersg. war die sprache das interessanteste, sie ist ausführlich behandelt. die kleineren stücke mögen nach dieser untersuchung an der alemannischen nordgrenze entstanden sein, das ist durch die niederrheinische aufzeichnung hindurch erkennbar. in der Lilie deckt sich die mundart der niederschrift mit dem ursprünglichen bestande. die druckeinrichtung folgt den gewohnten grundsätzen der DT. besonders merkwürdig ist das denkmal durch die interpunction, die sich in der hs. findet und die der hersg. geschickt durch fettdruck auffällig macht.

Kunstform. die Lilie hebt in prosa an, die manchmal reime zeigt, und geht dann in sogenannte reimprosa über. die gereimten kola sind in der hs. nicht abgesetzt, ihre anfänge jedoch durch rote initialen gekennzeichnet. über diese technik werden wir von W. am spärlichsten unterrichtet; 'die formale technik ist altertümlich', es seien 'langzeilen', die gelegentlich durch prosa (vielmehr: waisen) unterbrochen sind. diese waisen führt W. auf entstellung zurück; seine conjecturen sind hübsch, auch glaubhaft, — vielleicht aber gehören die waisen zum wesen der form. von deutscher reimprosa wissen wir herzlich wenig. Wacker-

nagel hatte eine lange reihe deutscher denkmäler dafür in anspruch genommen, etwa nach dem grundsatze: was sich der vierhebungs-theorie nicht fügt, ist reimprosa. ich muss meine vorläufige anschauung kurz darlegen. um als kunstform einer dichtung 'reimprosa' ansetzen zu dürfen, genügt es nicht, dass der vers da und dort eine hebung mehr habe. auch minder gelungene verse sind verse [1], und die reimprosa ist keine verdorbene verspoesie! sie ist würklich prosa, die sich auch in stil und satzfügung zeigen muss. vom vers dürfen wir daher sowenig ausgehn, als wir von stumpfen oder klingenden reimen sprechen dürfen; auch können wir nicht von vornherein annehmen, dass an die prosareime dieselben anforderungen zu stellen seien, die uns für die versreime geläufig sind. solange uns die gesetze des prosareims nicht einigermaſsen erschlossen sind, haben wir daher nicht das recht, schlüsse aus der reimtechnik zu ziehen. der hersg. hat, wiewol mit vorbehalt, die d a t i e r u n g der Lilie lediglich aus der beschaffenheit der reime geschlossen: weil die reime unvollkommen sind, weil einige bloſs auf dem gleichklang der flexionssilbe beruhen, darum seien sie altertümlich. die unvollkommenheit steht freilich fest (über ein fünftel ist unrein), das kann aber sehr gut eine eigentümlichkeit der kunstform sein. zudem sind viele reimbänder zwar durch die mundart rein, nicht aber durch einführung älterer sprachformen. so steht die construction auf schwankem boden. auch sonst 'bietet sich zu einer genauen datierung keine handhabe'. van der Linde hatte die hs. in seinem katalog ins 15 jh. gesetzt; Heinzel stellte das denkmal (in seiner Niederfr. geschäftsspr.) ins 13 jh., Hoffmann und mit ihm W. haben die hs. ins 13, das denkmal in die zweite hälfte des 12 jh.s gesetzt! — die kleineren stücke, im normalen vers mit durchaus reinem reim sind nach W. wesentlich später anzusetzen als die Lilie; der einband der gemeinsamen hs. soll ins 14 jh. gehören.

Ich muss mich damit begnügen, hinter die datierungen nachdrücklichst ein fragezeichen zu stellen. zunächst wäre das alter der hs. vorsichtig zu ermitteln, wobei zu bedenken ist, dass es sich um ein geistliches denkmal handelt. das gedicht selbst kann ich mir in der umgebung des 12 jh.s durchaus nicht vorstellen. diesen zweifel bestärkt eine andere tatsache. es gibt nämlich — Wackernagel wollte gern continuität annehmen — noch einige werke, die der Lilie merkwürdig nahestehen.

Die R e d e v o n d e n xv G r a d e n, die man ins 14 jh. setzt, hat Dolfel in der Germania 6, 144 ff auszüglich abgedruckt. die hs., duodez, aus dem nassauischen Camp stammend, ligt in dem tschechischen praemonstrateuserkloster Strahow bei Prag, und

[1] anderseits hat man die allgemeine gültigkeit des vierhebungsschemas angetastet; man lässt, zumal für die ältere zeit, fünf- auch sechsmal gehobene verse zu.

trägt jetzt, wie mir Paul Diels seinerzeit freundlich ermittelte, die signatur D. G. IV 17 mit der bezeichnung 'alte deutsche hs.'. mehrmals hat man auf die enge beziehung dieses tractats zur Lilie hingewiesen, von Pfeiffer und Wackernagel sind beide werke sogar éinem verfasser zugewiesen worden. Wüst scheint (s. II) ebenfalls dieser ansicht zuzuneigen, ohne dass er jedoch in seinem cap. 8 'Die verfasserfrage' dieses problem irgendwie berührt. — ein umfangreiches psalterium, nach seiner herkunft der Mahrenberger Psalter genannt, mitteldeutsch mit oberdeutschem einschlag, und ein kürzeres gedicht 'Von der heiligen drivaltikeit' sind in der hs. 1593 der Grazer univ.-bibl. (aus dem jahre 1448) bewahrt, die AESchönbach in der zweiten reihe seiner 'Miszellen aus Grazer hss.' kurz behandelt hat, und die ich zur ausgabe in den DT. vorzubereiten habe. mehr als ein grund lässt die drei hss. in eine gruppe zusammenordnen. rein äufserlich schon verbindet sie ein gemeinsames moment: das format. es ist jenes typische taschenformat. welches das katholische 'gebetbuch' bis heute bewahrt hat — kein format des 12 oder 13 jh.s. damit ist nun auch die inhaltliche übereinstimmung berührt: es sind gebetbücher, vielleicht gebetbücher für nonnen. ist der inhalt durchaus ein erbaulicher, so ist die form überall ein gemisch von prosa und reimprosa, die unregelmäfsig oder geregelt abwechseln, die gereimte prosa mit ganz charakteristischen erscheinungen, wie es etwa die vorliebe für reimhäufung, insbesondre für den dreireim ist. schliefslich fällt mir eine merkwürdige ähnlichkeit des wortschatzes auf, die zwar inhaltlich bedingt sein mag, sich aber selbst auf anderswo nicht belegte wörter erstreckt. zusammensetzungen und reichliche substantiva auf *-heit* und *-keit* sind überaus beliebt. eine vergleichende untersuchung dieser denkmäler wird, hoff ich, imstande sein, das gesetzmäfsige der deutschen reimprosa zu ermitteln.

Graz, im feber 1910. **Karl Polheim.**

Wiener Haupt- und Staatsaktionen. eingeleitet und herausgegeben von **Rudolf Payer von Thurn.** bd. 1. 2 [Schriften d. Litterar vereins in Wien 10. 13]. Wien. Litterar. verein 1908. 1910. XLI + 459 ss. u. 439 ss. 8°.

Hatte schon AvWeilens buch über die theater Wiens [1] den wunsch rege werden lassen, dass die auf der Wiener Hof- und Staatsbibliothek handschriftlich vorhandenen haupt- und staatsactionen Stranitzkys, des berühmten Hanswursts und begründers der ersten ständigen Wiener bühne am Kärntnertor, durch den druck allgemein zugänglich gemacht werden möchten,

[1] AvWeilen: Gesch. d. Wiener theaterwesens bis zu den anfängen d. Hoftheaters [Die theater Wiens bd 1]. Wien 1899.

so konnte Homeyers[1] stoffgeschichtliche untersuchung dieser handschriften, verbunden mit dem neudruck des schon aus Carl Weiss mangelhafter publication bekannten dramas vom heiligen Nepomuk, den wunsch nach der bekanntschaft der übrigen vierzehn stücke nur verstärken. es ist daher mit freude zu begrüfsen, dass der Litterarische verein zu Wien die herausgabe dieser dramen in angriff genommen hat. mit ausnahme des nicht wider abgedruckten Nepomukdramas liegen jetzt die stücke, deren zusammengehörigkeit sich in dem durch Schlagers vermittlung seinerzeit erworbenen handschriftencomplex durch die gleiche schreiberhand und durch die allen gemeinsame jahreszahl 1724 schon äufserlich kennzeichnet, in zwei bänden vollständig vor. der inhalt und die litterarhistorische stellung der stücke waren uns längst keine unbekannten mehr. Schlager hat in seinen Wiener skizzen zum ersten male über sie berichtet, und Carl Weiss hat sie in seinen Wiener Haupt- und Staatsactionen eingehend untersucht. die mannigfachen irrtümer dieser arbeiten sind durch die neueren schriften von RMWerner[2] über den Wiener Hanswurst, und die genannten untersuchungen von Weilen und dem in seinen spuren wandelnden Homeyer verschiedentlich richtig gestellt worden. durch die vorliegende publication finden diese arbeiten ihre ergänzung und bis zu einem gewissen grade ihren abschluss.

Dem herausgeber Payer von Thurn kommt es bei seiner publication hauptsächlich auf die person Stranitzkys an. ihm, seinem leben und würken ist die einleitung ausschliefslich gewidmet. zunächst handelt es sich um die verfasserfrage. dass Stranitzky die stücke am Kärntnertor zur aufführung brachte, steht von altersher fest, und ebenso nennt ihn die alte tradition als ihren verfasser. Weiss stellt bereits die gründe die für seine verfasserschaft sprechen zusammen, ohne jedoch ein endgültiges urteil zu wagen. Werner, Weilen und Homeyer zweifeln überhaupt nicht an seiner autorschaft. Payer von Thurn fasst die verfasserfrage nochmals kurz zusammen. aus inneren und äufseren Gründen müssen wir Stranitzky die dramen zusprechen, soweit wir es bei den vorliegenden stücken überhaupt mit originalarbeiten, und nicht vielmehr, wie uns Homeyer gezeigt und beim Nepomukdrama den beweis ausführlich gebracht hat, mit rohen überarbeitungen gegebener vorlagen zu tun haben. jedenfalls ist der Hanswurst im costüm des Salzburger bauern Stranitzkys ureigenste schöpfung und durch die 'Lustige Reisebeschreibung' für ihn sichergestellt. wir können daher auch nur ihn als den bearbeiter der haupt- und staatsactionen, mit denen dieser Salz-

[1] FHomeyer: Stranitzkys drama vom heiligen Nepomuk, Berlin 1907 [Palaestra 62].

[2] RMWerner: Der Wiener Hanswurst. 1. u. 2. bdch. Wien 1883 u. 1886. [Wiener neudr. 6. 10.]

burger Hanswurst so untrennbar verknüpft ist, betrachten. auf die theorie AvWeilens in der Geschichte des Wiener theaterwesens und in dem artikel Stranitzky der ADB, wonach Stranitzky die verfasserschaft der Ollapotrida mit gewichtigen gründen abgesprochen wird, geht Payer von Thurn nicht ein. berücksichtigt man sie aber, so gewinnt die schon von Weifs angeführte stelle aus dem 'Adalbert', wo Hanswurst sagt: *Wann ich kein Geld hab, so mach ich eine Comödie, so bringen mir meine Herren Zuseher schon wieder eines*', erheblich an bedeutung, da sich diese stelle dann nur auf die haupt- und staatsactionen beziehen kann. steht so Stranitzkys autorschaft im allgemeinen fest, so ist es eine andere frage, inwieweit er für die uns vorliegende textgestaltung verantwortlich zu machen ist. Payer von Thurn weist nach, dass die handschriften keinesfalls von Stranitzky selbst herrühren können, und schliefst aus der mangelhaften beherschung des österreichischen dialects die der schreiber stellenweise zeigt, dass dieser ein aus Mitteldeutschland stammendes mitglied der truppe war. diese annahme hat viel für sich. da aber die handschriften überhaupt nicht zum zwecke der litterarischen fixierung der stücke hergestellt sind — die principale pflegten sich sogar gegen die drucklegung ihrer stücke zu sträuben —, sondern nur dem praktischen bedürfnis der truppe selbst dienen sollten, genügt es vollkommen zu wissen, dass die dramen annähernd in der gestalt vorliegen, die ihnen Stranitzky für seine aufführungen gab. wir müssen annehmen, dass wir die von ihm gebilligte fassung vor uns haben, und dass die darsteller sich im wesentlichen an diese texte zu halten hatten, während der principal selbst sich die nähere ausführung seiner Hanswurstrolle, die deshalb auch oft nur andeutungsweise widergegeben ist, natürlich vorbehielt.

Eine ausführliche betrachtung widmet der herausgeber dem lebensgange Stranitzkys. die grundlinien desselben haben RMWerner und AvWeilen ja bereits von den zutaten der legende gereinigt und kritisch festgelegt. PvT. bringt zu dem lebensbilde noch manche ergänzung, namentlich in bezug auf herkunft und familienverhältnisse. mit glück verwendet er die 'Lustige Reisebeschreibung' und die ergebnisse eigener archivalischer forschungen und anfragen zu einer abgerundeten biographie, die er durch eine anzahl wertvoller facsimiles von Stranitzky und seinen angehörigen, sowie durch die reproduction der originalkupfer aus der 'Lustigen Reisebeschreibung' bereichert.

Aber der druck der dramen Stranitzkys gibt uns noch viel mehr als eine vervollständigung des lebens und würkens dieses mannes. wir sind jetzt überhaupt erst in der lage, uns ein richtiges urteil über die ganze gattung der haupt- und staatsactionen zu bilden. wir sind gewohnt, in dieser periode den tiefstand des deutschen theaters zu erblicken; wie

aber eigentlich die vielgeschmähten producte beschaffen waren, darüber begegnen wir nur sehr unbestimmten vorstellungen, die sich auf die verdammungsurteile der zeitgenossen gründen, aber nicht auf kenntnis der gegenstände selbst beruhen. gedruckt war bisher von diesen dramen nur der 'Heilige Nepomuk', der noch dazu in verschiedener hinsicht eine sonderstellung einnimmt. jetzt erst sind wir in der lage, auf die quellen selbst zurückzugehn, und alles was bisher über die bühne der wandertruppen geschrieben ist nachzuprüfen, insbesondere Carl Heines schrift über das schauspiel der wanderbühne zu berichtigen und zu ergänzen.

Die deutschen wandertruppen sind, wie wir wissen, die organische fortsetzung der englischen comödianten. den kern ihres repertoires bilden die stücke, die Sackeville, Brown, Green, Spencer und genossen in deutschland aufführten, dh. die dramen Shakespeares und seiner vorgänger und zeitgenossen, zu denen immer mehr italienische, französische und spanische stücke, teils in bloſser übersetzung teils in roher überarbeitung, schlieſslich stücke eigener erfindung und compilation traten. die drei sammelbände von 1620, 1630 und 1670 veranschaulichen deutlich diese entwicklung. der 'Liebeskampf' von 1630 enthält bereits Tassos Aminta, die sammlung von 1670, die bereits 'Schaubühne englischer und französischer Comödianten' betitelt ist, enthält zum grösten teil stücke von Molière, Quinault und Thomas Corneille. auſserdem kennen wir noch eine ganze anzahl von stücken aus dem kreise der englischen comödianten, die in den repertoiren der wandertruppen immer wider vorkommen, die in der uns vorliegenden gestalt aus der zweiten hälfte des 17 jh.s stammen. hierher gehören ua. die beiden von Bolte veröffentlichten Danziger dramen, der Tugend- und Liebesstreit, der Jude von Venedig, der deutsche Hamlet, Romeo und Julie uam. vergleichen wir nun diese stücke mit den Wiener haupt- und staatsactionen, so fällt uns auf den ersten blick auf, dass sie völlig aus gleichem holze geschnitzt sind. 'König Mantalor' aus dem Liebeskampf, 'Tugend- und Liebesstreit', 'Jude von Venedig' und Stranitzkys 'Gordianus der Groſse' gehören innerlich und äuſserlich eng zusammen, viel enger als die dramen von 1620 und von 1630. dadurch wird der rahmen der haupt- und staatsactionen viel weiter gezogen. sie beginnen mitten in der zeit, in der Green noch am Dresdner hofe ein kümmerliches dasein fristete. Im Liebeskampf haben wir bereits die ersten vollkommenen haupt- und staatsactionen vor uns. dass die sammlung nicht aus dem Brown-Greenschen ensemble englischer comödianten hervorgegangen ist, sondern lediglich als verlagsunternehmen betrachtet werden muss, das sich des namens der englischen comödianten nur zu reclamezwecken bediente, ist schon von Weiss erkannt und seither verschiedentlich hervorgehoben worden. und

wenn der name 'Haupt- und Staatsactionen' auch erst zu beginn des 18 jh.s auftritt, so sagt Litzmann in seinem aufsatz über Johannes Velten[1] mit recht, indem er das jahr 1650 als geburtsjahr der haupt- und staatsactionen ansetzt: 'den namen gab es damals (dh. zurzeit Veltens) noch nicht, wol aber die sache'. wir gehn nicht fehl, wenn wir diesen termin um 20 jahre früher zurückdatieren und die stücke von 1630 als die ersten vertreter der gattung ansehen.

Hiermit schrumpfen dann allerdings die verdienste Veltens um die deutsche wanderbühne, denen schon in dem genannten aufsatz Litzmanns der todesstofs versetzt wird, vollends in nichts zusammen, denn alles das was wir nach Veltens zeit, den die legende zum lehrmeister Stranitzkys gemacht hat, bei diesem vorfinden, sehen wir in stofflicher wie in scenischer hinsicht lange vor seinem auftreten im allgemeinbesitz der deutschen wanderbühne. das stoffgebiet ist hier wie dort dasselbe; geschichte, sage und legende bieten die hauptquelle der stücke. die hauptpersonen sind stets könige, heilige, kriegshelden und personen aufsergewöhnlichen standes, die stücke spielen sich, wie schon der name haupt- und staatsactionen sagt, auf dem hintergrunde politischer vorgänge und umwälzungen ab. selten haben wir es mit originalarbeiten zu tun, sondern fast immer mit rohen bearbeitungen ausländischer dramen, italienischer opern und gelegentlich deutscher alexandrinertragödien. wie für fast alles was wir von den englischen comödianten kennen, die englische vorlage nachzuweisen ist, so hat Homeyer für die dramen Stranitzkys die vorbilder teils nachgewiesen, teils ihr vorhandensein wahrscheinlich gemacht. die arbeitsweise ist hier wie dort gleich: scrupellose entlehnung aus den verschiedensten dramen und sorgloseste vermengung von fremdem gut und eigener zutat. die charaktere sind ganz schematisch gestaltet und grobschlächtig hingestellt, ohne jede spur von individualisierung. die tugenden, leidenschaften und laster sind stets aufs höchste gesteigert. edelmut, aufopferung, liebesraserei, rachsucht, bosheit erscheinen stets in einer art reincultur ohne jede spur von beimischung einer dosis menschlichkeit. man vergleiche nur die figuren des königs Mantalor im Liebeskampf und des königs Wenzel im Nepomukdrama, um sich von der inneren verwantschaft der stücke zu überzeugen. die motivierungen sind im höchsten maſse oberflächlich; die personen kommen und gehn, wie sie der verfasser gerade braucht; ganz äufserliche dinge, zufälliges kommen, belauschen vong esprächen, misverstehn einer von ferne zufällig beobachteten handlung oder eines halb vernommenen wortes rufen ganze acte von entzweiung und verzweiflung hervor. der zufall spielt überhaupt eine ganz erhebliche rolle. dabei ist von erwägung und überlegung nie die rede. die personen

[1] Archiv f. theatergeschichte 2 (1905) s. 56 ff.

jagen sich in sinnloser verblendung von einem herzensjammer in den andern, wo ein einziges vernünftiges wort, wenn es nur gehör fände, die situation klären könnte, — freilich dann auch das ganze drama überflüssig machen würde. die redeweise der ernsten personen bewegt sich ganz in den fürchterlich geschraubten formen des kanzleistils. die nächsten verwanten, die besten freunde und die innigsten brautleute reden sich in denselben wendungen an, wie der demütige untertan sich dem könig naht. naiv und unbeholfen ist die dramatische technik. hier wie dort wird von monologen reichlicher gebrauch gemacht. wenn das selbstgespräch zu ende ist, kommt im richtigen moment die gerade nötige person herbei. häufig werden die monologe belauscht, eine eigentlich ganz unmögliche situation. auch das beiseitesprechen findet vielfache verwendung.

Ein gemeinsames kriterium für die dramen im Liebeskampf, die späteren stücke der englischen comödianten und die haupt- und staatsactionen sind die gesungenen opernscenen. in der sammlung von 1620 fehlen sie noch vollständig. ihr auftreten bedeutet die abkehr von den englischen vorbildern und das allmähliche eindringen der italienischen oper. je jüngeren datums die stücke sind, desto mehr nehmen sie überhand. als dann auch deutsche alexandrinertragödien zu haupt- und staatsactionen umgeformt wurden, drangen auch ganze scenen aus diesen dramen in die stücke der wandertruppen ein, wie das beispiel von Stranitzkys Nepomuk zeigt.

Hand in hand mit dem auftreten italienischer opernscenen geht ein grundsätzlicher wechsel der bühne vor sich. die dramen von 1620 setzen die bühne Shakespeares und der englischen comödianten voraus: eine in den zuschauerraum hineingebaute vorderbühne und eine überdachte, durch einen balcon an der rückwand abgeschlossene hinterbühne. die wände dieser hinterbühne sind mit vorhängen bekleidet, einen zwischenvorhang kennen die englischen comödianten nicht. die dramen des Liebeskampfes und alle späteren stücke dagegen setzen eine nicht in den zuschauerraum vorspringende, sondern eine schon zum eigentlichen bühnenraum gehörige vorderbühne und eine ebenso breite, nur durch einen zwischenvorhang abgetrennte hinterbühne voraus, die nötigenfalls in verschiedene, nebeneinander liegende zellen abgeteilt werden kann. denselben bühnentypus zeigen die haupt- und staatsactionen Stranitzkys. das modell einer solchen bühne, von Carl Heine entworfen, war auf der Internationalen ausstellung für musik- und theaterwesen in Wien 1892 zu sehen [1], eine aus dem jahre 1655 stammende abbildung ist im zweiten band des Archivs für theatergeschichte veröffentlicht. diese bühne ist aber nicht, wie

[1] Internat. ausstellung f. musik u. theaterwesen, Wien 1892, fachkatalog d. abteilung Deutsches drama und theater s. 84.

Heine[1] annimmt, eine fortbildung der englischen und in ihrer ausgestaltung von Velten geschaffen, sondern sie stellt eine organische weiterbildung der italienischen Terenzbühne dar, die vom humanistendrama geschaffen wurde, und in allen dramengattungen die auf dieses zurückgehn widerkehrt[2]. wir finden sie bei den rederykern in Holland, bei der holländischen und deutschen alexandrinertragödie, bei der italienischen commedia erudita und commedia dell' arte, bei der oper, bei Johann Rist und dem drama der jesuiten. aus der italienischen oper kam sie in das drama der deutschen wandertruppen. darin dass sie sich bereits im Liebeskampf findet, sehen wir den beweis, dass die 'verwandlung der nach drei seiten offenen, kulissen- und vorhangslosen vorgebauten bühne der englischen comödianten in die geschlossene, eingebaute bühne der italienischen oper'[3] schon zwischen 1620 und 1630 vor sich gegangen ist. die reihe vom Liebeskampf bis zu Stranitky bildet eine einheit gegenüber der älteren gruppe, deren repräsentanten die dramen des herzogs Heinrich Julius von Braunschweig und die stücke der sammlung von 1620 bilden. damit wird der letzte rest von Veltens reformatorenruhm hinfällig.

Was den stücken Stranitzkys nun aber ihre hauptsächlichste bedeutung gibt, ist nicht ihre litterarische und bühnengeschichtliche stellung — auf die wir nur deshalb ausführlicher eingegangen sind, weil PvTh. diese seite gar nicht berücksichtigt hat —, sondern die gestalt des von Stranitzky geschaffenen und durch ihn zur theatergeschichtlichen berühmtheit gewordenen Wiener Hanswursts. nicht als ob wir neue züge und eigenschaften an ihm fänden, die uns nicht schon vom Pickelhering und dessen verwanten her bekannt wären: seine sinnlichkeit, esslust, trinkgeldersucht, groſssprecherei und feigheit, sein stetiger kampf mit mehr oder weniger alten weibern, die durchaus von ihm geheiratet sein wollen, seine sonstigen liebes- und ehehändel, seine rolle als närrischer bote und besonders als postillon d'amour, seine fürchterliche gemeinheit in den obscönsten worten und handlungen, die gelegentlich zu tage tretende gefühlsroheit, das häufige sprechen ad spectatores und das jede dramatische würkung aufhebende herausfallen aus der rolle — alles das ist altbekanntes gemeingut der theaterkomik seit den ältesten zeiten. nicht einmal der name ist neu, und auch im Nepomuk, wo er aus rücksicht auf den heiligen stoff etwas gemildert unter dem

[1] CHeine Johannes Velten (diss. Halle 1887).

[2] vgl. hierzu CKaulfuss-Diesch Die inscenierung d. dtsch. dramas an d. wende d. 16. u. 17. jh.s, Leipzig 1905 (Probefahrten 7) s. 48 ff. den daselbst s. 53 u. 54 angeführten beispielen kann noch die interessante kerkerscene in Stranitzkys Nepomuk (II, 8 u. 9) sowie die schlussapotheose dieses stückes *(Es eröffnet die Clausur, und zeiget sich der Leichnam des St. Johannis)* zugefügt werden.

[3] Litzmann aao. s. 64.



namen Doctor Babra erscheint, ist er im grunde doch dieselbe figur. und doch hat ihm Stranitzky eine persönliche note gegeben, die ihn über seine vettern hinaushebt. sie besteht in seinem costüm und in seinem glücklich gewählten, ganz auf das Wiener publicum berechneten localcolorit. dadurch dass er als Salzburger bauer auftrat, und seinen zuhörern etwas neues bot das ihnen doch vertraut war, muste er den Wienern lieb werden, und konnte so die ältere gestalt des Pickelhering völlig verdrängen.

Wir kannten den Wiener Hanswurst bisher nur aus seiner 'Lustigen Reisebeschreibung', und wusten, dass er aufserdem als der verfasser der 'Ollapotrida des durchgetriebenen Fuchsmundi' galt. jetzt sehen wir ihn in seinem eigentlichen element auf der bühne selbst agieren und finden ihn mit dem helden der Reisebeschreibung in schönster übereinstimmung. ebenso aber wie es über jeden zweifel erhaben ist, dass der verfasser der haupt- und staatsactionen und der Reisebeschreibung dieselbe person, nämlich Stranitzky, sein muss, so wird es klar, dass diese person nicht auch verfasser der Ollapotrida sein kann. wir sind jetzt in der lage, die gründe Weilens für seine theorie, die Stranitzky dieses werk abspricht, zu prüfen, und müssen ihm vollkommen recht geben. Hanswurst und Fuchsmundi haben schlechterdings nichts gemeinsam, und es wäre ganz undenkbar, wenn Stranitzky, dessen berühmtheit eben auf der person des Hanswurst beruhte, und der in seiner Reisebeschreibung die maske dieses Hanswurst so treulich festhielt, plötzlich seine rolle gänzlich verleugnet und eine andere maske und mit ihr auch einen ganz anderen geist angenommen hätte. vielleicht gelingt es einmal einem glücklichen forscher, den sagenhaften Sigismund Fuchs, von dem schon Weilen spricht, irgendwo ausfindig zu machen.

Göttingen, 18 october 1910. **C. Kaulfuss-Diesch.**

Les Affinités Électives de Goethe. essai de commentaire critique. par **André François-Poncet**. avec une préface par **Henri Lichtenberger**. Paris, Alcan 1910. VII und 275 ss. 8°. — 5 fr.

Eine französische arbeit über Goethes 'Wahlverwandtschaften' ist an sich eine interessante erscheinung und wird es noch mehr, wenn sie Henri Lichtenberger mit einer empfehlenden vorrede ausstattet, die den wissenschaftlichen wert des werkes betont. in der tat steht François-Poncet durchaus auf der höhe der forschung. seine studie hält fortwährend fühlung mit Morris 'Goethestudien', Gräfs sammlung der eigenen äufserungen des dichters, Walzels 1906 im Goethejahrbuch erschienenen aufsatze und der 'récente édition du jubilé'. das erste capitel behandelt die entstehungsgeschichte. sehr gründlich wird das

verhältnis des dichters zu Schelling besprochen und gezeigt, wie bald Goethe auch hier der führer wurde, nachdem er sich einmal in den ideenkreis des jungen naturphilosophen eingearbeitet hatte. trotzdem glaubt Fr.-P., dass die entscheidende anregung zur beschäftigung mit den chemischen verwantschaftsverhältnissen von Schelling ausgieng. es wird richtig sein, da diese probleme Goethe vor 1798 überhaupt nicht angezogen haben. aufserdem hat er den einfluss Schellings selbst zugegeben. dagegen stammt die anwendung der wissenschaftlichen erscheinung auf einen fall des menschlichen lebens naturgemäfs von Goethe selbst. nach ausweis des tagebuches kam ihm diese idee erst 1808. die ähnlichkeiten mit der von Morris herangezogenen erzählung der '1001 Nacht' findet Fr.-P. nicht schlagend: 'c'est tout le livre des Mille et une Nuits, qui a pu inspirer Goethe; ce sont, en définitive, tous les livres qui parlent d'amour'. auch der 'Corinne' und der von Seuffert verglichenen erzählung Wielands 'Freundschaft und Liebe' will Fr.-P. einen tiefer gehnden einfluss nicht zugestehen. sie haben Goethe nicht in eine bestimmte richtung gedrängt, sondern nur in der bereits eingeschlagenen bestärkt. in einer ähnlichen weise werden die vorbilder aus dem leben behandelt. Eugen Wolffs hypothese, dass Creuzer, Sophie und die Günderode die eigentlichen urbilder seien, wird abgelehnt, weil Goethes tagebuch beweist, dass er vor dem august 1810 nichts genaues über den selbstmord der Günderode wuste. aber das ereignis hat sicherlich seine phantasie befruchtet, und die nebenumstände sind ohnehin gleichgültig. Wilhelmine Herzlieb möchte der junge forscher am liebsten ganz hinweginterpretieren. natürlich fängt er bei den sonetten an, weist einige Bettina zu, erklärt die übrigen für poetische spielereien und leugnet, was ich für unrichtig halte, jede neigung Goethes zu Wilhelmine: 'il lui a fait la cour en badinant'. das ist der bedenklichste punct der untersuchung, da Goethe selbst von einer 'tief leidenschaftlichen wunde' spricht. hier wird von deutscher seite ein einstimmiges 'nein' antworten.

Als das entscheidende erlebnis betrachtet Fr.-P. das bewustsein des gebundenseins, das sich nach der heirat mit Christiane einstellte. unter dem drucke dieser stimmung erfolgte die conception der dichtung, die vereinigung der zahlreichen anregungen, gedanken und vorbilder zu einem geschlossenen kunstwerk. der dichter schafft frei, und dennoch umschweben ihn zahlreiche gestalten und erinnerungen. Fr.-P. sucht diesen 'procédé d'amalgame' mit grofser geschicklichkeit immer wider nachzuweisen, für personen und scenen, gespräche und schilderungen. die methode ist nicht neu, sondern längst bei uns in übung und gewissermafsen das notwendige resultat des anwachsens der flut der einzelschriften. wenn man sich lange genug über das 'entweder — oder' gestritten hat, führt endlich eine art von ruhe-

bedürfnis zum 'sowol — als auch'. zuweilen ist das ein fortschritt, häufig eine gefahr. solange man noch, wie es Fr.-P. tut, die einzelnen elemente genau analysiert, und das in den vordergrund rückt was man für das wichtigste hält, geht auf diese weise nichts verloren, sondern die ergebnisse der detailforschung werden nur von einem höheren standpuncte gesehen und zu einem neuen bilde vereinigt. kaum aber lässt sich dieses weite bild in einem kleineren maſsstabe ausführen, wie ihn die summarische darstellung in einleitungen, litteraturgeschichten, biographieen verlangt, ohne verschwommen und undeutlich zu werden. sobald es für veraltet gilt — und ist das nicht schon der fall? — einzelne vorbilder für einzelne gestalten zu nennen, wird man einfach drei oder vier namen oder sogar nur 'die Weimarer und Karlsbader gesellschaft' anführen. damit wird nicht eine neue anschauung gewonnen, sondern nur der verlust der alten bezeichnet. es scheint mir ein sehr schwieriges problem, wie man die resultate der neuen methode nutzen soll, wenn es sich darum handelt, nicht auf dreihundert, sondern auf drei seiten in die 'Wahlverwandtschaften' einzuführen. hier werde ich immer die darstellung bevorzugen, die über das hauptmodell unterrichtet, und nicht diejenige, die lächelnd versichert, die annahme dieses modells sei 'antiquiert', und nach einigen allgemeinen andeutungen weiterläuft. Fr.-P. ist gegen diese gefahr durch den umfang seines buches gesichert, aber bisweilen habe ich auch bei seiner darstellung die empfindung, dass die achtung vor den kleinen einflüssen zu groſs, und die vor den groſsen zu klein ist.

In der analyse der charaktere lehnt er die parallele zwischen Werther und Eduard ab. er meint, Werther sterbe, weil er nicht verzichten könne, obwol er es wolle, Eduard aber, weil er nicht ans ziel seiner wünsche gelange. Eduard soll also nicht so moralisch denken und fühlen wie Werther. aber wenn es würklich so aussieht, dann ist daran die verschiedene form der beiden dichtungen schuld. der held des ichromans wird stets milder beurteilt werden, weil er selbst seine sache führt. Charlotte fasst Fr.-P. viel zu sentimental auf. was er von ihrer 'sentimentalité bien allemande' sagt, besticht auf den ersten blick, aber nicht länger. Charlotte ist vielmehr die verkörperte aufklärung. sie hat einen gewissen glauben an vorgefühle, aber sie erklärt ihn sehr rationalistisch als würkung dunkler erinnerungen an erlebte folgen ähnlicher handlungen. die umwandlung des friedhofs in ein kleefeld ist würklich kein act der sentimentalität, sondern eine praktische reform, wie sie der alte Nicolai sicherlich gebilligt hätte, eine bis auf einen gewissen grad sogar störende übertreibung des utilitätsprincips. richtig scheint mir dagegen die vermutung, dass die erzählung von den 'wunderlichen nachbarskindern' erst spät zum jugenderlebnis des hauptmanns geworden ist, dass Goethe hier eine künstliche brücke

schlug, um dem ruhigen verstandesmenschen eine vergangenheit zu geben, die eine wunde zurückgelassen hat, in der die leidenschaft für Charlotte wurzel fasst. Ottilie wird eine 'gesteigerte Mignon' genannt. die ähnlichkeit im gebärdenspiel ist in der tat auffällig; auch werden beide schliefslich zu heiligen verklärt, aber der grofse unterschied ligt darin, dass sich Mignon unserer anschauung so einprägt wie sie uns zuerst entgegentritt: als seiltänzermädchen. es ist Fr.-P. eben auch hier in der hauptsache darum zu tun, Wilhelmine Herzlieb auszuschalten. deshalb übertreibt er die ähnlichkeit mit einem bilde, das Goethe geschaffen hat, ehe Wilhelmine auf ihn würken konnte, und greift schliefslich sogar noch weiter zurück: 'Ottilie et Mignon ont en effet une sœur commune, c'est Gretchen'. und was macht die ähnlichkeit aus? 'La joie naïve d'Ottilie en face du coffret qui renferme les cadeaux d'Édouard'. das argument ist alt (vgl. in der jubiläumsausgabe bd. 21, s. 308), wird aber niemand überzeugen. dass Makarie in den 'Wanderjahren' die auferstandene Ottilie ist, gibt man dagegen gern zu, und fühlt gerade hier die kluft, die Ottilie und Makarie von den früheren frauengestalten Goethes trennt. versuche diese kluft zu überbrücken würken etwa wie ein vergleich zwischen Götz und Paläophron, die beide die alte zeit verteidigen. Goethe hätte sich gegen das 'lumpenpack', das seine verschiedenen stilperioden schon zu seinen lebzeiten schied, nicht so ärgerlich gewehrt, wenn er nicht selbst gefühlt hätte, dass 'er's nicht mehr war'. sehr fein ist Fr.-P.s beobachtung, dass der sprechende name 'Mittler' nicht nur 'médiateur', sondern auch 'l'homme moyen' (durchschnittsmensch) bedeutet. auch für die gegensätze im verhalten Eduards und Ottilies, Charlottes und des hauptmanns wird ein hübsch bezeichnender ausdruck gefunden: 'c'est la lutte de l'amour aveugle contre l'amour clairvoyant'.

In der analyse der handlung hebt Fr.-P. mit sicherem blicke die hauptstationen hervor. leider aber findet sich hier ein übersetzungsfehler, der auch die falsche beurteilung Eduards erklärt. es ist oft schon für einen deutschen schwer, Goethes altersstil zu verstehn, viel mehr naturgemäfs für einen ausländer. Goethe sagt (i cap. 18), Eduard habe sich in seiner sehnsucht nach Ottilie 'erlaubtes und unerlaubtes' vorgestellt. er habe daran gedacht, ihr das gut zu schenken, auf dem er sich aufhielt: *Hier sollte sie still für sich, unabhängig leben; sie sollte glücklich sein und, wenn ihn eine selbstquälerische Einbildungskraft noch weiterführte, vielleicht mit einem andern glücklich sein.* der sinn ist klar. Eduard spielt mit dem gedanken, Ottilie zu entsagen. er überlegt, ob sie in der ehe mit einem andern glücklich werden kann. was aber list sich hier der französische forscher heraus? 'Il attirera Ottilie à la ferme, ou bien il la mariera dans les environs du château et il en fera sa maî-

tresse'. da verzerrt sich freilich Eduards bild zu dem des frechen junkers von Falkenstein, den Bürger rufen lässt: '*Und wenn dir mein wackerer Jäger gefällt, So lass' ich mir's kosten ein gutes Stück Geld. Dann können wir's ferner noch treiben'.* naturgemäfs aber erscheint durch die falsche übersetzung dieser einen stelle alles was Eduard betrifft in einem ganz falschen lichte, das sogar auf den dichter zurückfällt. irregeführt wurde Fr.-P. wol durch die worte 'erlaubtes und unerlaubtes'. sie deuten aber einfach auf ähnliche phantasieen hin wie die, denen sich Eduard und Charlotte in der verhängnisvollen nacht überlassen, nicht auf einen schurkischen plan, den Eduard bei dem charakter Ottilies auch nicht einen augenblick erwägen könnte. in wahrheit ist er selbst, den Goethe (I cap. 2) 'freimütig, woltätig, brav' nennt, eines solchen planes gar nicht fähig. das hätte Fr.-P. einsehen müssen, wenn er nicht diese stelle für eine der wichtigsten gehalten und nach ihr das übrige interpretiert hätte. da die arbeit sonst sehr wertvoll ist, kann man nur bedauern, dass hier ein derartiger fehler unterlief, den auch Lichtenberger nicht bemerkt zu haben scheint.

Recht ausführlich und oft sogar weitschweifig erklärt Fr.-P. alle beziehungen. 'le tort de la critique moderne a été de réduire les Affinités Électives à ce qui en forme l'action proprement dite, et de négliger le reste comme autant de fâcheuses digressions'. — gewis! nur hätte man auch das bisher vernachlässigte in sehr viel kürzerer form behandeln und sich enger an die sache halten können. dass in der rede des maurers bei der grundsteinlegung freimaurerische gedanken laut werden, bedurfte würklich nicht eines seitenlangen nachweises und der erzählung der lebensgeschichte der loge 'Amalia'. berechtigt finde ich die forderung, für die schilderung des landlebens und der parkanlagen auch Goethes 'souvenirs de Rossla' zu berücksichtigen. Bettina will Fr.-P. nur sehr bedingt als vorbild für Luciane gelten lassen, jedenfalls nicht für ihre fehler: 'c'est vraiment la calomnier'. aber Goethe zeichnet das porträt Lucianes zwar nicht mit liebe, jedoch mit so auffälliger ausführlichkeit, dass man nach einem modell suchen muss, und es nicht in irgendeiner gleichgültigen persönlichkeit finden kann. der dichter wird (II cap. 4 bis 6) nicht müde, immer neue seiten Lucianes zu schildern. sie wird eine zeitlang geradezu die hauptperson, und die leichte gereiztheit mit der Goethe sie immer wieder tadelt, lässt darauf schliefsen, dass er sich viel mit dem vorbilde beschäftigt und über seine eigenschaften nachgedacht hat, bis er den schlüssel zu allen in der eitelkeit gefunden zu haben glaubte. dass dies resultat einem verehrer Bettinas nicht angenehm sein kann, tut nichts zur sache. — die pädagogischen excurse der 'Wahlverwandtschaften' führt Fr.-P. überzeugend auf die 'jüdisch-pädagogischen Francofurtensien' zurück, auf die schriften Molitors, die Bettina dem

dichter zugesant hatte. im wesentlichen handelt es sich um eine polemik gegen Pestalozzis mechanisierung der erziehung, wie sich das sofort aus der verwerfung der coeducation ergibt. den einschub der magnetischen experimente leitet Fr.-P. mit Otto Brahm (Zs. 26, 194 ff), den er allerdings hartnäckig Brahms nennt, aus den theorieen und versuchen der romantischen naturphilosophen ab und meint, diese episode zeige uns Ottilie 'vraiment surhumaine'. es handelt sich aber doch eigentlich um einen krankhaften zug. Goethe soll der überzeugung gewesen sein, die wahren ursachen der wunder der heiligen eben in diesen magnetischen fähigkeiten suchen zu müssen: 'par ce rationalisme positif il est évidemment très loin de romantiques'. mir scheint es vielmehr, dass die naturphilosophischen und die katholisierenden tendenzen im romane nebeneinander hergehn, dass Ottilie die sensibilität eines mediums und die frömmigkeit einer heiligen besitzt, dass diese aber nicht auf jener beruht, nicht unmittelbar aus ihr folgt. wäre es aber so, hätte Goethe geglaubt, die fähigkeit, das vorhandensein von steinkohlen im boden unmittelbar körperlich zu fühlen, prädestiniere zur heiligen, dann soll das nicht romantisch, sondern rationalistisch sein? was würden Lessing, Engel, Nicolai und Lichtenberg zu dieser behauptung sagen! die ableitung übernatürlicher oder unerklärlicher erscheinungen aus ursachen, die selbst wider nur geahnt, nicht begriffen werden können, ist doch nichts anderes als echte romantische naturphilosophie.

Ottiliens tagebuch ist, wie Fr.-P. richtig bemerkt, gar kein tagebuch, und gewährt uns nicht den einblick in ihr inneres den wir erwarten. vielmehr scheint es überhaupt unmöglich, dass diese reifen, welterfahrenen gedanken von ihr herrühren. man könnte sie aus der fähigkeit der intuitiven erkenntnis erklären die Ottilie zukommt, oder aus der reife die ihr die liebe zu Eduard plötzlich gegeben hat: 'le journal d'Ottilie devient possible après qu'elle a connu les épreuves de l'amour'. da Goethe nirgends auf diese möglichkeit hinweist, wird die interpretation fallen gelassen. die reflexionen Ottilies gleichen völlig denen des dichters: 'Goethe a simplement sorti de son tiroir une série, sa dernière série d'Apophtegmes'. das soll aber nur für die eigentlichen aphorismen gelten. die längeren zusammenhängenden reflexionen, die an vorher erzählte ereignisse anknüpfen, hat Goethe nicht aus der schublade genommen, sondern für den roman geschaffen. wenn Fr.-P. versichert, dass Goethe Eduards schicksalsglauben nicht teile, so halte ich das gegenteil für richtig. man vergleiche nur die auseinandersetzungen über das dämonische in 'Dichtung und Wahrheit' und in den gesprächen mit Eckermann! sogar die kleinen zufälle mit denen Eduard rechnet, spielen dort ihre rolle. aber Fr.-P. muss nach seiner auffassung Eduards natürlich jede parallele mit dem dichter vermeiden. ihm ist

Eduard 'le personnage, pour lequel Goethe a le moins de sympathie'. in wahrheit ist Eduard die persönlichkeit der sich Goethe am nächsten verwant fühlt, deren stimmungen er in der liebe zu Wilhelmine Herzlieb durchgemacht hat.

Im anschluss an Hebbels unangenehm doctrinäres vorwort zur 'Maria Magdalene', dh. im anschluss an eine analyse der 'Wahlverwandtschaften' die von ganz verkehrten voraussetzungen ausgeht, construiert sich Fr.-P. als den grundgedanken Goethes 'une sorte de déterminisme sociologique', wie ihn wol Hebbel und Ibsen vertreten haben, aber nicht Goethe. es handelt sich um die bestimmtheit der charaktere und ihrer schicksale durch das gesellschaftliche milieu dessen producte sie sind. Eduards ehe ist unüberlegt geschlossen, also von vornherein lasterhaft (vicieux dans son fond). deshalb kann die liebe hier über die ehe siegen. diese vermischung der gedanken Goethes und Hebbels halte ich für höchst unglücklich. es mag sein dass der ausländer zwei deutsche dichter da noch verwant findet, wo wir nichts als verschiedenheiten sehen. jedenfalls ligt es Goethe ganz fern, über den zusammenstofs des individuums mit der 'idee' zu grübeln. ihn zieht das problem des kampfes zwischen liebe und ehe an, weil er ihn durchgemacht hat. er ist geneigt die partei der liebe zu nehmen, hat aber zugleich grofse ehrfurcht vor der heiligkeit der ehe. daher scheint es mir ganz falsch, die 'Wahlverwandtschaften' als typische darstellung des verlaufes einer unter unsittlichen voraussetzungen abgeschlossenen ehe zu betrachten. Goethe sieht hier (II cap. 12) nur eine unklugheit, eine 'torheit', nicht aber ein verbrechen. Fr.-P. gibt das auch selbst zu: 'leur erreur est excusable'. aber wenn es sich nur um einen verzeihlichen irrtum handelt, dann sind die dogmen des peinlichen moralisten Hebbel auf den fall gar nicht anwendbar. das letzte capitel würde sehr viel klarer sein, wenn der name Hebbel nicht darin vorkäme. es führt nur zu schiefheiten, wenn man einen dichter nach den principien eines anderen beurteilt, zumal nach denen eines sehr viel später geborenen. auch der vergleich der 'Wahlverwandtschaften' mit dem 'König Ödipus' geht viel zu sehr ins einzelne, führt jedoch wenigstens in eine gedankenwelt die Goethe vertraut war. aber 'des frappantes analogies' spielen überhaupt eine zu grofse rolle. wenn in Ottilies selbstaufopferung das moralische über die natur triumphiert, muste dann notwendig von Pascal und Kant die rede sein? solche hinweise sind in dissertationen sehr beliebt, da das aufgespeicherte examenswissen sich darnach sehnt ausgepackt zu werden. zweck aber haben sie nur dann, wenn würklich eine beeinflussung vorligt. im übrigen sollte man jeden denker in seiner welt ungestört lassen, und nicht fremde hineindrängen, die unsere aufmerksamkeit nur ablenken. Fr.-P. gibt jedesmal sein bestes, wenn er sich nur mit Goethe beschäftigt, mit seiner 'manie gnomique' oder mit

seinem liebevollen verständnis für die schwächen seiner personen. Goethe rechnete mit einem denkenden publicum, das nicht unterhalten, sondern in geistreicher weise belehrt werden wollte. so hat er in Fr.-P. den erwünschten leser gefunden, der ihm willig auf die verschiedensten gebiete folgt und seine intentionen in den meisten fällen richtig bestimmt. sieht man von der unrichtigen auffassung Eduards ab, so leidet die arbeit nur an einer gewissen überfülle, die von selbst verschwinden wird, wenn der verfasser nicht mehr genötigt ist, seine sämtlichen gedanken und kenntnisse in einem einzigen buche unterzubringen. in diesem sinne darf man die studie wol mit Lichtenberger 'une brillante promesse d'avenir' nennen.

Leipzig. **Rob. Riemann.**

Die bedeutung des musikalischen und akustischen in ETAHoffmanns litterarischem schaffen von **Carl Schaeffer.** [Beiträge zur deutschen litteraturwissenschaft hrs. v. EElster nr. 14] Marburg, Elwert 1909. 238 ss. 8°. — 6 m.

Wenn man, durch den titel verführt, das buch mit grofsen erwartungen in die hand nimmt, so erlebt man zunächst im ersten capitel, das auf über 100 seiten Hoffmanns beziehungen zur musik und damit die voraussetzungen für das im titel gestellte problem behandelt, eine ziemliche enttäuschung, von der man sich auch im 2 und 3 capitel, in denen die musicalischen und akustischen factoren in Hoffmanns werken und deren bedeutung für seine darstellungsweise untersucht werden, nicht ganz erholt. erst im schlusscapitel, das Hoffmanns verhältnis zur musik mit seiner eigenart als schriftsteller vergleicht, wird man einigermafsen entschädigt.

Im ersten capitel gibt der verf. zunächst auf grund reichen materials ein pünctliches, aber ziemlich farbloses und mattes bild vom entwicklungsgang des musikers Hoffmann bis zur rückkehr des capellmeisters in den juristischen staatsdienst, und behandelt eingehend auch die geschichte von H.s compositionen, zu eingehend für den hier gebotenen zweck, und als selbstzweck nicht eingehend genug. da der verf. s. 55 eine würdigung des componisten H. als 'eine schöne aufgabe der modernen musikforschung' zuweist, so kann man sich für die mit grofsem aufwand von quellencitaten und interpretationskunst behandelten prioritätsfragen nicht sehr interessieren. das ergebnis dieses biographischen teils wird s. 55 in die worte zusammengefasst, dass 'die musik in Hoffmanns leben eine überaus bedeutende rolle gespielt hat', und dass er nicht nur dichter, sondern 'vor allem mit leib und seele musiker war', — womit der verf. selbst zuzugeben scheint, dass zur feststellung dieser allbekannten tatsache kein so grofser wissenschaftlicher apparat erforderlich war.

Es folgt sodann eine ebenfalls auf sorgfältig gesammeltem quellenmaterial aufgebaute darstellung von H.s vielseitiger musikalischer bildung, zumal auf dem gebiete der italienischen musik. auch diese übersicht, die für die musikgeschichte von wert sein mag, bleibt für den verlauf der weitern untersuchung fast belanglos. immerhin verdient manches urteil H.s über musik, das uns der verf. mitteilt, unmittelbares und allgemeines interesse. dass das altertum die musik in unserm sinne gekannt und empfunden hat, verneint H.; für ihn ist die plastik 'die specifisch klassisch-antike kunst', während 'die musik dem christlich-modernen ideal entspricht' (Istel). die Griechen empfanden nach H. in ihrer musik nur den rhythmus, während die reize von harmonie und melodie ihnen fremd waren und sein mufsten, da in der antiken welt 'alles auf sinnliche verleiblichung ausging', — anschauungen, die übrigens H. zum teil mit Jean Paul gemein hat, wie das schon oben citierte buch von Istel: 'Die blütezeit der musikalischen romantik in Deutschland' (1909) s. 6 ff zeigt. — was uns am meisten interessiert, ist H.s stellung zu den grofsen deutschen meistern. sein urteil über Händel wird vor allem durch dessen Messias, '*das Oratorium der Oratorien*', bestimmt. bemerkenswerter ist, dass er die bedeutung von Joh.Seb.Bach erkannt hat, wenn auch seine kenntnis der werke Bachs nicht eben grofs gewesen zu sein scheint. wie sehr H. damit seiner zeit und vielen ihrer besten musiker voraus ist, zeigt besonders drastisch eine äufserung Louis Spohrs, der seine mitarbeit an der herausgabe der werke von Händel ablehnt, 'da ihm Händel noch unausstehlicher sei als Bach' (Istel s. 30). H.s grofse verehrung für Gluck und Mozart ist bekannt aus den erzählungen 'Ritter Gluck' und 'Don Juan', in denen sie ihren ausdruck gefunden hat. dass er aber als einer der ersten für das genie Beethovens mit seiner feder eingetreten ist, erscheint als das bedeutsamste in seiner stellung zur musiklitteratur. seine verständnisvollen besprechungen Beethovenscher werke trugen ihm sogar 1820 einen dankesbrief des hochverehrten meisters ein.

Mit dem nächsten abschnitte dieses capitels nähert sich der verf. seinem eigentlichen thema. hier werden Hoffmanns allgemeine anschauungen über das wesen der musik, '*der romantischsten aller Künste*', dargelegt. die musik allein vermag '*die unaussprechliche Sehnsucht nach dem Unendlichen* 'auszudrücken, da ihre geheimnisvolle sprache mit den begriffen des realen lebens nichts gemein hat, sondern ausschliefslich einem '*romantischen Geisterreich*' angehört. — aus dieser anschauung müste sich streng genommen die unmöglichkeit ergeben, musicalische eindrücke in worten widerzugeben, und doch hat dies keiner mit solchem erfolge getan, wie eben H. selbst. für ihn verknüpfen sich musicalische eindrücke und klangvorstellungen überhaupt sofort mit vorstellungen von gleichem gefühlswert, die andern sinnes-

gebieten angehören und daher der sprache zugänglicher sind, und daraus ergibt sich ihm eine unerschöpfliche fülle von möglichkeiten, musicalische eindrücke sprachlich widerzugeben. auf welche weise dies geschieht, wird vom verf. in einem weiteren abschnitte ziemlich flüchtig und äufserlich untersucht. dabei werden 'würkungen auf das vorstellungs-' und 'würkungen auf das gefühlsleben' unterschieden: eine betrachtung der 'würkungen auf die willensimpulse' opfert der verf. s. 106 — anscheinend mit bedauern — allgemeinen erwägungen. auch für die notwendigkeit der hier durchgeführten einteilung lässt sich ein grund nicht einsehen; auch da wo eine musicalische würkung mit hilfe einer metapher, dh. einer vorstellung aus einem andern sinnesgebiet, interpretiert wird, ist ja eben die gleichheit der gefühlswerte das associierende moment. und wenn H. die durch die musik ausgelösten gefühle selbst schildert, greift er oft zu metaphorischen ausdrücken aus dem gebiete des vorstellungslebens. es zeigt sich hier zum erstenmal ein hauptmangel der arbeit von Schäffer, der darin ligt, dass die erzählungstechnischen gesichtspuncte nicht zum obersten einteilungsprincip gemacht, sondern teils rein äufserlichen, teils allgemeinen psychologischen gesichtspuncten untergeordnet werden.

Das zweite capitel s. 107 ff, in dem 'das musicalische und akustische als gegenstand der darstellung bei H.' behandelt wird, sucht im ersten abschnitt darzutun, wo in H.s werken 'persönliche musicalische erlebnisse' nachgewürkt haben. hier ist nicht geschieden zwischen solchen erlebnissen, wie sie den figuren Kreislers und Julias zu grunde liegen, und rein künstlerischen erlebnissen, aus denen 'Don Juan' und wol im wesentlichen auch 'Ritter Gluck' hervorgegangen sind. bei den letztern erscheint es überflüssig, noch besonders auf die 'quelle' hinzuweisen und zu bemerken, dass das Kreislerstück 'Beethovens Instrumentalmusik', dessen kern H.s besprechung von Beethovens c-moll-symphonie bildet, 'aus der beschäftigung mit dem gewaltigen werke in Bamberg hervorgegangen' ist und 'ein grofses stück der musicalischen erfahrung H.s zum ausdruck bringt' (s. 109). des weiteren werden die musicalischen personen in H.s erzählungen zusammengestellt, und zwar recht äufserlich und schematisch in drei gruppen: 1) activ musicalische personen, die sich vor allem 'musicalisch betätigen', 2) passiv musicalische personen, 'auf deren gefühl die musik einen besonders starken einfluss ausübt, so dass ihre willensimpulse von musicalischen eindrücken bestimmt werden'. 3) activ und passiv musicalische personen. — das ganze kommt über eine blofse zusammenstellung nicht hinaus, trotz mancher interessanten hinweise auf gewisse musicalische typen (musicalische caricaturen s. 128, musicalische frauen s. 134) und auf besondere tendenzen, die H. mit einzelnen figuren zum ausdruck bringen will. die art der einteilung bringt es mit sich,

dass manches schon bei den 'musicalischen erlebnissen' gesagte hier widerholt wird (besonders s. 122 und 140). der folgende abschnitt behandelt 'die musicalischen vorgänge in H.s erzählungen' und gliedert diese je nach ihrer bedeutung für den verlauf der handlung in 'wichtigste, fördernde und untergeordnete momente der erzählung'. allgemeinere erzählungstechnische gesichtspuncte werden dabei nur im 3 teil gewonnen, in dem gezeigt wird, wie H. musicalische begleitmomente dazu benützt, personen im allgemeinen oder in einer besonderen stimmung zu charakterisieren, bevorstehende ereignisse anzukündigen und spannung zu erregen, und besonders, um bei der darstellung von ahnungen, von traumhaften, spukhaften, märchenhaften vorgängen im leser die nötige stimmung zu erzeugen.

Mit diesem letzten teil berührt sich eng der folgende abschnitt, der die art der verwendung von geräuschen in H.s erzählungen behandelt. von interesse ist hier die bemerkung des verf. s. 156, dass H. sehr häufig scenen, 'die mit hilfe der gesichtsvorstellungen allein nur unvollkommen und matt widerzugeben wären, . . . mit hilfe der akustischen elemente zu plastischer darstellung' bringt. man würde hier an stelle der zahlenverweise gerne die wörtlich angeführten belege sehen, mit denen Sch. in anderem minder wichtigem zusammenhang manchmal allzu freigebig ist. im übrigen macht der verf. hier dieselben beobachtungen, wie im eben besprochenen teil, er widerholt sich daher ständig, auch die geräusche dienen dazu, spannung zu erregen, spuk- und märchenhafte vorgänge zu begleiten, personen und stimmungen zu charakterisieren. dabei gliedert Sch. sein material in vier schemata: geräusche bei der darstellung a) von vorgängen, b) von zuständen, c) von personen, d) von gegenständen, was auch innerhalb dieses abschnitts zu widerholungen führt. so lesen wir zb. s. 156 (geräusche bei vorgängen), dass H. seine personen vor ihrem eintreten meist durch ein spannungerregendes klopfen an der tür ankündigt, und s. 162 (geräusche bei personen) bringt der verf. ein beispiel, wie H. eine person sich durch räuspern ankündigen lässt, ehe diese aus dem gebüsch hervortritt. das oben über die einteilungsprincipien des verf.s im allgemeinen gesagte gilt von diesem teil ganz besonders.

Im dritten capitel s. 165 ff wird der 'einfluss des musicalischen und akustischen auf die darstellungsweise H.s' erörtert. 'Das musicalische und akustische in der ästhetischen apperception von vorstellungen' ist der titel des ersten abschnitts, in dem dargetan wird, wie sehr H. immer musicalische und akustische momente in seinen vorstellungen betont und solche momente auch bei vorstellungen, die selbst keine akustischen elemente enthalten, zur veranschaulichung herbeizieht. bei der gliederung des stoffes legt Sch., wie schon der angeführte titel verrät, rein deductiv gewonnene, allgemeine psychologische gesichtspuncte zu grunde,

die er seinen collegheften über stilistik entnimmt. diese einteilung bringt es mit sich, dass für einige rubriken des schemas nur vereinzelte belege angeführt werden können (s. 184. 186), — das schema wird dem verfasser die hauptsache, und H. dient nur als mittel zum zweck, die berechtigung dieses schemas zu erweisen. dass dies tatsächlich seine meinung ist, gibt der verf. selbst zu, wenn er s. 184 einen neuen abschnitt mit folgenden worten beginnt: 'die metaphorische apperception akustischer vorstellungen ist sehr häufig und mannigfaltig und kann hier mit hilfe nur weniger beispiele anschaulich gemacht werden'.

Im einzelnen enthält dies capitel interessante beobachtungen und zusammenstellungen. so ist s. 166 ff auf das eintreten musicalischer vorstellungen innerhalb 'unmusicalischer' vorstellungsreihen hingewiesen, das sich bei H. als charakteristisch für personen 'in exaltiertem bewustseinszustand' findet, insbesondere für den musiker, dem alle eindrücke: 'farben, düfte, strahlen als töne erscheinen'. dies berührt sich mit dem schon im allgemeinen teil (s. 100) über die verwechslung der sinnesqualitäten gesagten. s. 169 ff gibt Sch. eine übersicht über die zahllosen metaphern, die H. den verschiedenen seiten und betätigungsarten der musik entnimmt, mit manchen treffenden bemerkungen über die besonderen würkungen die er damit erzielt. — auf s. 179 citiert der verf. ein beispiel einer derartigen metapher aus einem brief an Hippel, in dem Hoffmann 'einen hymnus auf die freundschaft zwischen ihnen beiden angestimmt hat' und dann fortfährt: '*Jetzt wär's einem Flügel-Conzerte ähnlich, wo nach dem sonoren Violin-Tutti der Spieler sein Solo zu klimpern anfängt, wenn ich dir schriebe von kleinen Vorfällen meines hiesigen publiken Vegetierens . . .*' dazu bemerkt Sch. (anm. 2 s. 179), dass 'H. hierbei an das alte cembalo und ähnliche dünn klingende instrumente denkt'. das tertium comparationis ist wol eher in der bemerkenswerten, dem freunde Hippel sicher bekannten grundsätzlichen abneigung H.s gegen 'flügelconcerte' zu suchen. in 'Beethovens Instrumentalmusik' sagt er darüber: '*Einen wahren Widerwillen hege ich gegen all die eigentlichen Flügelkonzerte (Mozartsche und Beethovensche sind nicht sowohl Konzerte als Sinfonien mit obligatem Flügel.) ..... der beste Spieler auf dem schönsten Instrumente strebt aber vergebens nach dem, was z. B. der Violinist mit leichter Mühe erringt. Jedes Solo klingt nach dem vollen Tutti der Geiger und Bläser steif und matt, und man bewundert die Fertigkeit der Finger u. dergl., ohne dafs das Gemüt recht angesprochen wird.*' — von besonderem interesse ist der hinweis des verf.s auf ein sehr häufig angewantes darstellungsmittel H.s: bei allen personen die redend auftreten, kennzeichnet H. die klangliche eigenart der sprechstimme durch besondere epitheta, wodurch neu eingeführte personen in ihrem ganzen wesen, schon bekannte personen in ihrer momentanen

seelischen verfassung uns nahe gebracht werden. man vergleiche aufser dem vom verf. angeführten beispiel besonders auch 'Rat Krespel'.

In einem weiteren abschnitt wird unter dem etwas sonderbaren titel 'Das musicalische im aufbau der darstellung' sehr hübsch gezeigt, wie H. gelegentlich gewisse der musik eigene kunstmittel und kunstformen in seiner darstellung durch die besondere anordnung akustischer vorstellungen nachzubilden sucht; besonders überzeugend sind die aus 'Signor Formica' angeführten beispiele: s. 194 ein crescendo akustischer momente, und s. 197 ein vollkommenes akustisches opernquartett, in dem als orchester '*die entsetzlichen Gespenster in tiefen, dumpfen Tönen*' heulen, während die vier wimmernden einzelstimmen nach einander einsetzen. häufiger als solche genaue nachbildungen sind beispiele allgemeiner klang- und geräuschsymphonien, die H. mit einzigartiger lebendigkeit widerzugeben weifs (vgl. bes. s. 198 f).

Aber nicht nur in einzelnen scenen, sondern auch bei der darstellung von ganzen begebenheiten erzielt H. durch zahlreiche akustische begleitmomente eine bestimmte einheitliche würkung, sei es, dass diese momente immer mit einem bestimmten vorgang verbunden sind und diesen jeweils in seiner besonderheit kennzeichnen, oder dass sie alle auf denselben grundton eingestimmt sind und dadurch eben eine gewisse 'grundstimmung' eine ganze erzählung hindurch festhalten, was der verf. s. 202 f an der erzählung 'Der Zusammenhang der Dinge' überzeugend klar macht. — zum schluss dieses capitels spricht der verf. noch von der musicalischen verwertung der sprache und kommt zu dem ergebnis, dass H. dieselbe zwar wolgekannt hat, dass eine solche aber bei ihm viel seltener zu constatieren ist, als bei anderen romantikern; man wird dem verf. recht geben, wenn er sagt (s. 207), dass H., dem 'die hohe kunst der töne selbst zu gebote stand, dem bestreben, mit der sprache rein musicalische würkungen zu erzielen, von vorn herein fern stehen muste'. die wenigen fälle in denen Sch. s. 207 ff eine charakteristische übereinstimmung von sprachmusik und inhalt sehen will, scheinen fragwürdig. die würkung der angeführten stellen ligt nicht zum wenigsten in der art der satzbildung, — und ob diese hier vor allem von musicalischen gesichtspuncten bestimmt war, müste erst eine umfassende stiluntersuchung ergeben, die auch die s. 213 aufgestellte behauptung, dass H.s sprachstil 'im allgemeinen hauptsächlich von seiner juristischen tätigkeit beeinflusst sei', zu begründen hätte.

Im letzten, interessantesten capitel vergleicht der verf. H.s anschauungen vom wesen der musik mit seiner eigenart als dichter. die musik ist für H. die stimme eines wunderbaren geisterreichs, das mit dem erdenleben nichts gemein hat. diese geheimnisvolle sprache redet die musik auch da, wo sie sich mit

einer handlung zu einheitlicher würkung verbindet, nämlich in der oper. deshalb ist für H. '*die einzig wahrhafte Oper die romantische Oper mit ihren Feen, Geistern, Wundern und Verwandlungen*'; daneben lässt er freilich auch die opera buffa gelten, bei der '*das Fantastische an die Stelle des Romantischen tritt*'; ihr wesen erblickt er in dem '*Hineinschreiten des Abenteuerlichen in das gewöhnliche Leben, in den daraus entstehenden Widersprüchen*'. diese auffassung vom wesen der oper bildet für das verständnis das bindeglied zwischen H.s musicalischen anschauungen und dem was die mehrzahl seiner werke kennzeichnet. H. wurde vom musiker zum dichter, und suchte als dichter jene geheimnisvolle geisterwelt zu erschliefsen, in der er als musiker lebte; 'wie die musik nichts gemein hat mit dieser irdischen welt, so sollte auch die dichtung nicht gebannt sein an die notwendigkeit des realen lebensverlaufes' (s. 217). wie H. neben seinem realen leben, das zudem lange jahre in einen leidigen brodberuf eingezwängt war, noch ein höheres leben in der musik führt und unter der unvereinbarkeit beider welten leidet, so auch viele von H.s dichterischen figuren: so vor allem Kreisler, der wie H. selbst diesen zwiespalt durch sarkastischen humor zu verdecken sucht, der aber im gegensatze zu H. diesem zwiespalt erligt; so aber auch andre figuren, deren höheres leben nicht das in der musik ist. als objectivierung dieses doppellebens hat auch das doppelgängermotiv bei H. seine besondere bedeutung, 'wenn auch das vorbild andrer romantiker auf H. eingewürkt haben mag', — was der verf. freilich nicht weiter verfolgt. — auch H.s vorliebe für die darstellung besondrer gemütsverfassungen, wie sehnsucht, grauen, schauder, entsetzen, ahnung, traum, verzückung, vision, wahnsinn weist auf die zustände, die H. unter der einwürkung von musik erlebt. anderseits hat diese vorliebe auch die wahl seiner geheimnisvollen erzählungsstoffe bestimmt.

So wertvoll diese ausführungen für das verständnis der dichterischen eigenart H.s sind, so macht sich doch gerade hier ein mangel, der der ganzen arbeit Schäffers anhaftet, am deutlichsten fühlbar. wie kann man über Hoffmann reden und dabei von der frage, in wieweit er, als musiker und als dichter, ein geisteskind seiner zeit ist, so völlig absehen, wie es der verf. tut? auch wo ihn der gang der untersuchung auf diese frage unmittelbar hinweist, begnügt er sich mit flüchtigen allgemeinen bemerkungen (s. 84. s. 217. s. 220). durch diese einseitigkeit gewinnt man trotz der vorsichtigen und zurückhaltenden formulierung, in der der verf. im allgemeinen seine folgerungen zieht, den eindruck, dass er Hoffmanns dichternatur zu sehr aus seinem besonderen gesichtspuncte heraus erklärt. aus der beantwortung jener frage aber hätten sich die nötigen einschränkungen ergeben müssen.

Über die sprachliche form des buches ist wenig gutes zu

sagen, stil und ausdruck sind schwerfällig und reizlos. ganz besonders im ersten capitel. hier hat zb. ein ausgiebiges arbeiten mit wahrscheinlichkeitsgründen die ständige widerkehr gewisser wendungen zur folge, s. 11 . . . 'werden H. dazu getrieben haben'; s. 13 die messe . . . 'wird auf solche anlässe zurückgehen'; s. 15 'sie werden auf ihn aufmerksam geworden sein'; 'seine bildung wird nutzen davon gehabt haben' u. ähnl. noch oft. — halbe und ganze entgleisungen sind nicht selten. s. 14 spricht der verf. von Hitzig, der H. 'bis übers grab hinaus ein ehrlicher, wenn auch nicht völlig gewachsener freund blieb'; s. 16 sehen wir H. 'in gesicherter materieller existenz'; s. 48 wird von einem 'niederdrückenden' gesamteindruck gesprochen; s. 133 spricht Kreisler von tante Füſschen 'mit der gröſsten achtung für ihre musicalischen eigenschaften', und s. 96 lesen wir gar den folgenden satz: 'hier soll es sich auch nicht um eine betrachtung des 'musikkritikers', als vielmehr des musikalische erzeugnisse und würkungen zum gegenstand seiner darstellung machenden dichters Hoffmann handeln'. — zu erwähnen ist noch ein unrichtiger gebrauch von 'psychischen reactionen'. s. 105 wird gesagt, dass der dichter neben den gefühlen selbst auch die 'von den gefühlen und affecten hervorgerufenen psychischen reactionen, das äuſsere gebaren der unter dem eindrucke musikalischer würkungen stehenden personen' schildern könne; man erwartet natürlich 'physische reactionen'. da dasselbe versehen auch s. 151, z. 3 von unten, s. 162, z. 16 von oben und s. 210, z. 3 von unten widerkehrt, kann ein druckversehen nicht in frage kommen. auſserdem ist der druck ziemlich fehlerfrei. — auf s. 187 und 191 sind bei den citaten die in betracht kommenden worte durch cursivdruck hervorgehoben. warum dies verfahren nur hier angewant wird, ist nicht einzusehen.

Rendsburg im september 1910. **Paul Schmid.**

System der dramatischen technik mit besonderer untersuchung von Grabbes drama, von dr. **Arnulf Perger.** Berlin, Alexander Duncker 1909. 333 ss. 8°. — 11 m.

Wenn der titel dieses buches etwa lautete: 'Untersuchungen über Grabbes drama nebst einigen bemerkungen über dramatische technik im allgemeinen', so wäre das in zweifacher hinsicht besser: erstens würde dadurch der inhalt besser gekennzeichnet und zweitens die beurteilung milder gestimmt. denn an ein buch das mit dem anspruchsvollen titel: 'System der dramatischen technik' auftritt, stellt man naturgemäſs ganz andere anforderungen, als an eine arbeit die zunächst nur eine specialuntersuchung sein will. man geht wol in der vermutung nicht fehl, dass die beschäftigung mit Grabbe der ausgangspunct für den vf. war, und dass dem angeblichen technischen system erst später

die centrale stellung eingeräumt wurde. denn an und für sich erscheint es seltsam, gerade aus Grabbes stücken ein lehrgebäude der dramatischen technik abzuleiten, oder nach den worten der vorrede 'das drama [dh. das drama an sich, als solches] in seine grundbestandteile zu zerlegen und für das drama Grabbes zu untersuchen, wie die bestandteile verknüpft werden'. dass Grabbe in seinen stücken starke technische wandlungen durchgemacht hat, wird als begründung dieser wahl angeführt. das ist unzweifelhaft richtig, richtiger sogar als dem vf. lieb sein kann: denn die wandlung ist so grofs, dass sie dieses dichters werke als musterbeispiele für eine dramentechnik unmöglich macht. die entwickelung der Grabbeschen stücke drängt nämlich, wie bekannt, immer stärker vom dramatischen zum epischen hin, was der vf. selbst s. 330 zugeben muss. ich will hier keiner einseitigen orthodoxie der dramatischen technik, keiner einengung der dichterischen schaffensmöglichkeiten das wort reden: aber für mischproducte die jeder technik spotten kann doch in der systematik einer technik kein platz sein. da der verfasser so weitherzig ist, gewinnt es den anschein, als ob in seinen augen das wesen des dramas gegenüber anderen gattungen nur darin bestehe, dass ausschliefslich durch reden beteiligter personen und nicht durch objectiven bericht des dichters handlungen vorgeführt werden. es gibt nun aber werke, die nach diesem äufserlichen kennzeichen als dramen bezeichnet werden müsten, aber in wahrheit gar keinen anspruch darauf erheben. ich erinnere an Gobineaus 'Renaissance'. und wenn, nach einer namentlich bei französischen autoren beliebten gewohnheit, lange gesprächsscenen eines romans einfach in dialogform niedergeschrieben werden, so verwandelt sich dadurch der roman noch lange nicht in ein drama. wie oft hört man von einem werk in dramatischer form sagen: 'das ist kein drama'. ist das nach des vf.s anschauung blofses gerede? oder gibt es würklich fälle in denen dieser vorwurf gerechtfertigt ist? die aufklärung darüber vermisst man [trotz s. 89]. eine klare definition: was ist ein drama? hätte zuerst notgetan, um das eindringen von mischformen und abarten in das system zu verhüten. freilich ist eine abgrenzung in dieser hinsicht gar nicht leicht. aber es ist überhaupt nicht leicht, eine technik des dramas zu schreiben.

Was der vf. seiner betrachtung unterzieht, das sind eigentlich nur gewisse fragen des aufbaus. er mustert die äufseren und inneren spannungsmittel und die art und weise ihrer anwendung im gefüge des dramas. beim ersteren punct [cap. IV] werden dinge vorgebracht, die mehr zur psychologie des publicums als zu einem technischen system gehören. der betrachtung der inneren spannungsmittel, der steigerung im aufbau ist die ausgedehnteste untersuchung gewidmet. dabei kann übersichtlichkeit der anordnung dem buche leider nicht nachgerühmt werden:

man wird durch beispielsammlungen aus Grabbes werken, die aber doch ohne zuziehung des Grabbeschen textes nicht verständlich sind, förmlich erstickt, und die allgemeinen erörterungen, die eben das system darstellen sollen, sind nach einer einleitenden betrachtung in cap. IV in so verwirrender weise zwischen die specialuntersuchungen über Grabbes technik eingestreut, dass mir wenigstens die structur des systems verborgen blieb. nach langen abhandlungen über den aufbau der einzelnen scenen beschäftigt sich die darstellung weiterhin mit der technik der scenenfolge und schliefslich mit der technik des gesamtaufbaus eines dramas, der führung und steigerung der grofsen hauptconflicte bis zu deren lösung. immer ist dabei fast ausschliefslich von Grabbes manier die rede, das wenige das allgemeine geltung haben soll, wird durch Grabbesches detail erstickt. in einem abschnitt [cap. 11]: 'Technik der gesamthandlung bei Grabbe' wird die handlung eines jeden dramas formelhaft dargestellt: actionen die dem spieler — solche die dem gegenspieler günstig sind — indifferente handlungen etc. werden unterschieden, für jede gattung wird ein besonderer buchstabe eingeführt, und so glückt es, für den gang der handlung in jedem drama eine art von arithmetischer formel zu finden. wie wenig damit gerade für die technik des dramas gewonnen ist, zeigt sich darin, dass der vf., trotzdem er s. 304 Grabbes genauen anschluss an historische schlachtschilderungen hervorhebt, dennoch s. 208 ganz ernsthaft vom standpunct der dramatischen technik aus die darstellung der schlacht bei Ligny im 'Napoleon' analysiert und dafür auch einen arithmetischen ausdruck findet: eine formel wolgemerkt für die schlacht bei Ligny, wie sie sich für jede schlacht nach den schwankungen des erfolgs aufstellen liefse, aber keine formel die mit der technik des dramas das geringste zu tun hätte. so wird in dem buche eigentlich nicht vom drama gehandelt, sondern nur von der art und weise wie ein conflict zur darstellung und durchführung gelangen kann, und zwar ein conflict im weitesten sinne: zwischen zwei sich mit worten befehdenden personen wie zwischen zwei feindlichen heeren die eine schlacht liefern.

Die angeführten puncte sind wie gesagt die hauptstücke der untersuchung; als ob damit die aufgabe einer technik des dramas erschöpft wäre, als ob sich nicht auch in bezug auf charakter-, orts- und zeitschilderung technische probleme die menge ergäben! man erfährt nur, wie es Grabbe in diesen puncten gehalten hat. und da dem dichter gerade hier eine reihe von inconsequenzen nachgewiesen werden können und, wie P. aufzeigt, in seiner art zu charakterisieren immer seine eigene persönlichkeit durchschimmert, so kann seine 'technik' weder als vorbildlich noch als typisch gelten, und von irgendwelcher allgemeinen erörterung dieser probleme ist also keine rede.

Die eben erwähnte untersuchung der Grabbeschen charaktere

nach spuren seiner eigenen individualität führt uns auf die erfreulichere seite der vorliegenden arbeit: die ersten drei capitel, ebenso wie die späteren abschnitte 12—14 enthalten wenigstens die elemente zu einer gediegenen und förderlichen untersuchung über Grabbe. recht gut wird zunächst aus der niederen umgebung in der der dichter aufwuchs, und aus der tatsache dass er schon als knabe gewöhnt war, die elterliche gesellschaftssphäre als minderwertig anzusehen, seine ständige furcht für proletarisch gehalten zu werden und an seine abstammung zu erinnern, erklärt, und daraus der hauptwesenszug Grabbes in allen lebenslagen: angst vor dem conventionellen, effecthascherei, sucht nach geniemäfsigen, seine unmanieren maskierenden streichen — abgeleitet. dieselbe effecthascherei, dasselbe streben nach dem aufsergewöhnlichem verführen ihn in der dichtkunst zu jenen absonderlichkeiten, die seine werke vielen — so WScherer — ungeniefsbar erscheinen liefsen. Grabbes hauptcharakterzug und -fehler, eben dass er gröfser scheinen wollte als er war, haftet, wie P. sehr triftig ausführt, all seinen helden an. sein Hannibal, sein Napoleon sind grofse männer, das hindert aber nicht, dass sie noch gröfser scheinen wollen. daraus folgt für den dichter: 'ich, Grabbe, kann auch ein grofser mann sein, trotz aller niedrigen mätzchen die ich anwende, um es zu scheinen' [vgl. s. 33]. — auf solche weise ist diesem charakter, seinen absurditäten und lächerlichkeiten beizukommen, und nicht damit dass man all seine streiche als 'pathologisch', ihn selbst als halb unzurechnungsfähig erklärt. mit dieser früheren auffassung von dem dichter aufgeräumt zu haben, ist ein grofses verdienst der in diesen puncten sehr eindringenden und verständigen ausführungen P.s. schade dass er eine reihe von wichtigen dingen unerledigt lässt, weil er zu der vorgesetzten gröfseren aufgabe eilt. die beachtenswerten ansätze zur erforschung der Grabbeschen quellen, zur untersuchung der vorbilder für seine sprache wünschte man weiter ausgeführt. P. hätte uns eine recht gute monographie über Grabbe liefern können; das material dazu und das erforderliche verständnis für diese dichterpersönlichkeit hat er jedenfalls besessen.

Noch ist wegen einer einzelheit einspruch zu erheben: s. 33 ist von 'unfairen' mitteln die rede, deren sich Grabbe bedient hat. man wird dieses scheufsliche wort aus den zeitungen, die es leider zum teil für ihr privileg zu halten scheinen 'unartige deutsche sprachverderber' zu sein, wol kaum mehr herausbringen. gegen die anwendung solcher ausdrücke in wissenschaftlichen werken aber sei hiemit energisch protestiert.

Berlin. **Hermann Schneider.**

Der Deutsche Musenalmanach 1833—1839 von **E. F. Kossmann.** Haag, Martinus Nijhoff 1909. iv, xxxii und 254 ss. gr. 8°. — 13,50 m.

Der verfasser dieses gut ausgestatteten buches hat ein verdienstliches stück arbeit geleistet, trotzdem darin noch nicht 50 seiten von ihm selbst stammen. er verzichtet auf eine zusammenhängende darstellung der entwickelungsgeschichte des Musenalmanachs und hält die veröffentlichung der bis jetzt weit verstreuten und zum teil in privatbesitz befindlichen redactionscorrespondenz für die bestmögliche charakterisierung und übersichtlichste schilderung der verschiedenen phasen der geschichte dieses letzten bedeutenden poetischen jahrbuchs. K.s einleitung begnügt sich das entstehen und die schicksale des almanachs von Wendts redactionszeit bis zum eingehen des unternehmens knapp aber nicht unfrisch zu skizzieren; gleichzeitig wird ein seitenblick auf die übrigen almanache und taschenbücher jener jahre geworfen, die der verfasser aber der durchweg verdienten vergessenheit weiter nicht entreifst. die anordnung ist im folgenden derart, dass für jeden jahrgang zuerst die correspondenz zwischen den redacteuren Schwab und Chamisso und der verlagsbuchhandlung mitgeteilt wird, und dann unter dem namen des betreffenden dichters dasjenige aus seinen briefen an die herausgeber und aus der redactionscorrespondenz zum abdruck kommt, was auf seine einsendungen, die entstehung und aufnahme seiner gedichte bezug nimmt. diese einrichtung hat, wie K. selbst anerkennt, schattenseiten, da mancher brief sowol der ersten als der zweiten kategorie angehört und deshalb auseinandergerissen werden muss; anderseits erhöht die einteilung nach den verschiedenen namen die übersichtlichkeit und erleichtert die möglichkeit rascher orientierung. eine reihe kleiner dichter, auch solcher deren werke keine aufnahme gefunden haben und die bei Gödeke zu kurz abgemacht sind, wird hier zum ersten mal etwas eingehnder berücksichtigt; so wenig sie aber im Musenalmanach dominieren, so wenig rauben sie hier gröfseren den raum. der zu uns spricht ist vor allem Chamisso, und zu seinem liebenswürdigen bild neue züge zu liefern scheint dem verfasser besondere herzensangelegenheit; neben ihm ergreifen die beiden verlagsbuchhändler, SHirzel und KReimer, die beiden mitredacteure Schwab und Gaudy, ferner Rückert, Heine, Lenau, Freiligrath etc. das wort. am interessantesten ist es natürlich, die controverse die sich zwischen den schwäbischen dichtern und der verlagsbuchhandlung anlässlich des dem jahrgang 1837 vorgesetzten Heinebildnisses entspann, hier genau und actenmäfsig verfolgen zu können. Schwabs stellungnahme erscheint dabei, totzdem einige gereiztheit seinerseits gerechtfertigt war, schief und inconsequent (brief vom 1 III 36 gegenüber dem vom 2 III !). — in spärlichem mafse wird an einzelnen gedichten die art und

weise veranschaulicht wie Chamisso gelegentlich einsendungen umformte, bis sie ihm der aufnahme würdig schienen.

Ich weifs nicht ob deutsch die muttersprache des verfassers ist: bei einem ausländer müste man die gewantheit der darstellung loben, bei einem Deutschen aber gewisse härten des ausdrucks beanstanden. (s. xvi der eigentümliche reiz, der von Chamisso unentrinnbar ausströmte udgl.) s. 152 versteht K. in Chamissos äufserung *'ich weifs nicht wenn ich dazu kommen werde'* das landschaftliche *wenn* für *wann* falsch und meint, es solle vielleicht 'ob' bedeuten (frz. si). aus sprachlichen gründen nicht annehmbar ist auch eine hypothese mit der K. in die verwickelte frage nach der vorlage der Sesenheimer lieder (die bekanntlich zuerst im Musenalmanach v. 1838 erschienen sind) fördernd einzugreifen sucht: s. 196 meint er, die identität der Kruseschen und Stöberschen vorlage damit beweisen zu können, dass er aus des letzteren angabe: 'abgerissen stand dabei' auf ein abgerissenes stück des manuscriptes schliefst, das beigelegen habe (oder vielleicht gar auf das abgerissensein dh. fehlen des schlusses des betreffenden gedichtes? letzteres wäre sprachlich ganz unmöglich; K. ist in der darlegung seiner hypothese selbst nicht ganz deutlich). — wichtiger ist K.s hinweis darauf, dass die varianten zwischen Stöbers und Kruses text ihre entstehung wol zum grösten teil der gewöhnlich sehr nachlässigen widergabe von manuscripten im Musenalmanach verdanken werden. Stöbers spätere publication stützte sich nachweislich nicht auf seine erste abschrift, sondern auf den abdruck im almanach.

Berlin. **Hermann Schneider.**

Emanuel Geibels jugendlyrik von **dr. Johannes Weigle.** mit einem bildnis Geibels. Marburg, Elwert 1910. 96 ss. 8°. — 2 m.

Zu den arbeiten die sich mit der historischen einordnung litterarischer persönlichkeiten und der stoffgeschichtlichen betrachtung der dichtwerke befassen, gesellen sich, wol unter dem einfluss der rasch zu grofser bedeutung gelangten psychologischen forschungen, mehr und mehr auch studien, die das schaffen eines einzelnen dichters genetisch darzustellen suchen. der forscher sieht in diesem falle vorerst von der ermittlung gröfserer zusammenhänge ab; denn im vordergrunde seines interesses steht die innere entwicklungsgeschichte eines künstlers. dabei herscht, entsprechend dem einfluss psychologischer betrachtungsart, die neigung vor, das rein biographische dem ästhetischen unterzuordnen, um vor allem dem wesen des künstlers gerecht zu werden. eine verlockende aufgabe, der aber fast unüberwindliche schwierigkeiten, nicht zuletzt verursacht durch die unbewustheit des künstlerischen schaffensprocesses, entgegenstehn.

die vorligende schrift muss durchaus dieser richtung zugezählt werden; auch sie möchte genetisch eine künstlerische persönlichkeit erfassen.

Verschiedene ziele verlangen verschiedene wege. während der litterarhistoriker, bestrebt den sich beständig mehrenden besitz litterarischer schöpfungen nach grofsen richtlinien zu gliedern, wesentlich analytisch verfährt, dh. vom vollendeten kunstwerk ausgeht und, dieses zerlegend, die einzelnen elemente nach ihrem zeitlichen und persönlichen gehalte zu werten sucht, — anklänge an andere dichter, entlehnungen von motiven, historische anspielungen werden seine absichten am meisten fördern —, wird der litterarästhetiker in erster linie die entstehung der gedichte ins auge fassen und, gleichsam den werdeprocess in grofsen zügen nachschaffend, die vom dichter zur gestaltung herangezogenen formungselemente bestimmen: es ist ein wesentlich synthetisches verfahren.

Welcher weg zur beurteilung der eigenart eines künstlers der sachgemäfse ist, scheint nach diesen ausführungen nicht mehr zweifelhaft. die analyse zeigt das was der künstler mit andern gemeinsam besitzt, und eine peinliche zergliederung wird dabei leicht zur tilgung jedes eigenen gehaltes fortschreiten. das ligt schon im princip der analyse begründet, und die berüchtigte parallelenjagd ist nur ihre extreme form. die synthese dagegen zeigt, wie der dichter den von ihm aufgenommenen weltgehalt selbständig bearbeitet, wie er sich zu fremder anregung und eigenem erleben spontan verhält, und wird somit, im gegensatz zu den allgemeinen richtlinien der litterarhistorie, vor allem die individuelle eigenheit einer dichterischen persönlichkeit betonen.

Die vorligende schrift nimmt nun eine eigenartige stellung ein. verschiedene ausführungen und andeutungen (s. 42. 67 u. a. o.) weisen darauf hin, dass sich dem verfasser die ästhetische betrachtungsart förmlich aufdrängte — ja, ein kleiner abschnitt über die stilgebung (s. 68) versucht sich sogar darin —, allein er lenkt leider in das altbefahrene geleise der parallelenforschung ein, trotzdem die aufgabe, die entwicklung eines lyrikers genetisch darzustellen, wenn irgendwo, bei dem viel angefochtenen Geibel verlockend war. als entschuldigung dient Weigle der umstand, dass die meisten briefe und die tagebücher fehlen (s. 17), weshalb die möglichkeit einer entwicklungsgeschichte zu bezweifeln sei. wenn aber auch die briefe an Franz Kugler wol endgültig verloren sind, so besitzen wir doch die jugendbriefe G.s an seine eltern (Emanuel Geibels jugendbriefe, Berlin 1909), und diese quelle hat der verfasser meines erachtens lange nicht genügend ausgeschöpft. die briefe spiegeln getreulich das geistesleben des jungen dichters wider und sind stellenweise ein vorzüglicher commentar seiner gedichte (vgl. den brief vom 25. sept.

1839 mit den gedichten: 'Das Mädchen von Paros' und 'Auf dem Anstand'). aber auch abgesehen hiervon, ist durchaus kein grund zu völliger entsagung vorhanden, und der verfasser liefert selbst, ohne es zu wollen, viel brauchbares material zu einer studie über das verhältnis von anlehnung und eigenart in Geibels jugendlyrik.

Die arbeit W.s befasst sich ausschliefslich mit der rein lyrischen jugenddichtung Geibels, wie sie in der 3 auflage der Gedichte von 1844 (nicht 1843; vgl. Carl CTLitzmann Em. Geibel s. 70) gesammelt vorligt. der verfasser verfährt dabei descriptiv, weshalb er von der mitteilung der lesarten absieht. die varianten der 1 und 2 auflage werden mit éiner ausnahme (s. 30) zur besprechung nicht herangezogen. die darstellung beschränkt sich darauf, die von Geibel in der 2 und 3 aufl. gestrichenen und die in diese auflagen neu aufgenommenen gedichte zu nennen (s. 8 ist wol zu lesen: '*wenn die Sonne hoch und heiter*', nicht: '*wenn die Reb' im Safte schwillt*') und ergänzt diese angaben durch eine zusammenstellung der anderswo veröffentlichten, aber nicht in die gesammelten werke aufgenommenen jugendlyrik. das gebotene verzeichnis ist reichhaltiger als das von Max Trippenbach (in Emanuel Geibel. ein gedenkbuch. hrg. von Arno Holz, Berlin 1884, s. 261 ff); allein eine vollständige liste gibt auch W. nicht. so fehlt die in den jugendbriefen (s. 105. 116. 172) erwähnte sammlung. der besprechung der lyrik geht ein kurzer abriss der jugendgeschichte G.s voraus, der des dichters neigung zu Cäcilie Wattenbach hervorhebt. dann folgt auf über 40 seiten (s. 16—59) die darstellung der litterarischen einflüsse. W. wirft andern, die wie er auf G.s vielseitige abhängigkeit von vorbildern hinweisen, vor, dass sie genaue belege schuldig bleiben. sie sollen nun hier geboten werden. 'ich begnüge mich damit, die wesentlichsten litterarischen einflüsse, die in die jugendlyrik G.s einmünden, aufzudecken, soweit ich ihre quelle auffinden konnte; ich will aber keine reminiscenzenjagd unternehmen, die mit der geringen beute sehr bald im sumpf endigen würde' (s. 17). an hand einer vereinzelt überlieferten tagebuchnotiz G.s geht der verfasser der bunten reihe der vorläufer nach. es ist anzuerkennen, dass manche nachweise überzeugen, wobei sich allerdings W. mit der aufzeigung von parallelen, motiventlehnungen und metrischen übereinstimmungen begnügt. am wertvollsten sind die an erster stelle gebotenen, ziemlich eingehnden belege aus Franz Kuglers lyrik, der für G. namentlich in der frühzeit vorbild war; G. macht sich selbst Kuglers reimtechnik zu eigen. es folgt Heine, der widerum die metrische gestaltung, aber auch stilistisch wortwahl und redeschmuck beeinflusst — dem einfluss des 'Buches der Lieder' schreibt W. in überzeugenden ausführungen das vorkommen zweisilbiger senkungen in jambischen versen zu. dann Uhland: motiventlehnungen und vor allem

übernahme des stimmungsgehaltes. Uhlands einwürkung ist deshalb schwer fassbar. ferner erwähnt W. noch ausführlicher Eichendorff, kürzer Rückert und Goethe, dem G. erst in spätern jahren heerfolge leiste — hier hätten wol die gedichte aus dem nachlass, die vom verfasser mit unrecht stiefmütterlich behandelt worden sind, reichern aufschluss geboten (vgl. auch Litzmann aao. s. 12; Karl Goedeke Em.Geibel s. 44). der abschnitt schliefst mit einer verbeugung gegen Platen. er sei auf die formale gestaltung von einfluss gewesen, genauere nachweise fehlen aber. hier hätte, wenn denn einmal parallelen gefunden werden musten, Gutzkows recension einen wertvollen wink geben können: vgl. Geibels Distichen aus Griechenland und Platens Eklogen und Idyllen; zb. Geibels 'Chelidono' mit Platens 'Amalfi'. auf Platen ist hier wol die sonst in G.s frühlyrik seltene zeichnung des landschaftsbildes zurückzuführen.

Die liste W.s ist umfangreich, aber durchaus nicht vollständig, weil der verfasser nur durch mehrere belege gestützte typische fälle geben wollte. allein er wird den vorwurf nicht entkräften können, dass seine auswahl der entscheidenden vorbilder ziemlich willkürlich getroffen ist. so verdiente Freiligrath, von dem Geibel nach W. (s. 75) den alexandriner übernommen hat, auch in stofflicher hinsicht eine erwähnung (vgl. Gutzkows hinweis auf das gedicht: 'Der junge Tscherkessenfürst' und Goedeke aao. s. 137). ferner liegen gleiche stimmungen und damit oft auch innere beziehungen nicht nur bei G. und Uhland, sondern wol auch bei G. und Novalis (Weigle s. 14 nr 6) und G. und Hölderlin vor (nachlass s. 35; vgl. auch Litzmann aao. s. 248). so schwindet G.s selbständigkeit bei einer peinlichen analyse und aufzeichnung aller parallelen schliefslich völlig. diesem abschnitt folgt, ohne inneren zusammenhang, eine auseinandersetzung über 'inhalt und form', worunter der autor stoff und versmafs der gedichte versteht. liebe, natur, wanderlust, Gott, vaterland sind die grundthemen seiner lyrik, sie alle nicht allein der Geibelschen muse eigen. hieran anschliefsend gibt W. einige kluge bemerkungen über die art der production und die dadurch bedingte stilgebung Geibels. leider fehlt dem verfasser die nötige ästhetische schulung, und die fassung seiner gedanken ist zu aphoristisch, als dass sie eine irgendwie genügende vorstellung des schöpfungsprocesses vermitteln könnte. anzuerkennen ist die kritische stellung W.s, der sich nicht blindlings zum verteidiger Geibels aufwirft, und lob verdienen auch die guten ausführungen über die metrische form (vorherschaft des jambus, mit guten nachweisen) und den musikalischen charakter der Geibelschen lyrik. der letzte abschnitt endlich gibt eine litterarische würdigung des dichters an hand zeitgenössischer besprechungen. in erster linie wird Gutzkows recension in der Köln. Zeitung (vom 6 dec. 1843) abgedruckt, dessen vorwürfe der verfasser durch

einen brief Freiligraths zu entkräften sucht, wonach persönliche motive bei der abfassung der kritik mafsgebend waren. trotzdem wird dadurch aber nicht, wie W. glaubt, Gutzkow ausgeschaltet. dessen einwände sind im gegenteil gröstenteils vollauf berechtigt. im nachweis der parallelen hat Gutzkow doch schon vor 70 jahren ziemlich das richtige getroffen, namentlich auch was die reichhaltigkeit der musterkarte betrifft, und Gutzkows vorwurf, die sammlung sei ein wüstes durcheinander der verschiedensten stimmungen, weist doch auf einen hauptfehler des ersten gedichtbandes hin: auf den mangel an gruppierung innerhalb der cyklen. der Gutzkowschen kritik folgen eine erwiderung Kinkels und eine replik Gutzkows — beide in vollem wortlaut abgedruckt —, sowie hinweise auf kürzere kritische auslassungen. der abdruck der besprechungen ist dankenswert, die zusammenstellung des materials findet sich aber schon bei Max Trippenbach im Geibel-gedenkbuch (s. 22 ff). ebendort gibt Wilhelm Jensen lesenswerte erinnerungen an Geibel. den schluss machen einige anerkennende stimmen, denen sich auch der verfasser anschliefst, der von Geibel besonders rühmt, dass er 'seine muse nicht zur sklavin der politik, zeittendenz und litterarischen tendenz erniedrigt hat' (s. 94). er habe das ideale in der kunst gepflegt in einer zeit des niedergangs, wobei sich nun dem recensenten auch einmal eigenartige parallelen aufdrängen: 1 ausgabe der Geibelschen Gedichte 1840 — 1 ausgabe der Gedichte Mörikes 1838; Geibel [2] 1843 — Mörike [2] 1848; Geibel [3] 1844 — Mörike [3] 1856. G. scheint seine erfolge doch nicht blofs der tendenzlosigkeit seiner poesie zu verdanken.

Man wird die ergebnisse der vorliegenden schrift bescheiden nennen müssen. sie bietet genauere nachweise über benützte vorbilder, einige zutreffende metrische beobachtungen, endlich brauchbare andeutungen über das wesen der Geibelschen jugendlyrik. die beabsichtigte charakteristik konnte der verfasser nicht geben, weil eben seine methode in dieser hinsicht völlig versagt. die analyse führt notgedrungen zur aufhebung der dichterischen individualität, zumal bei einem dichter von so wenig ausgesprochener eigenart, und so muss sich der junge G. die rolle eines blofsen nachahmers gefallen lassen; denn die an ihm gerühmte ideale gesinnung ist nichts specifisch poetisches. wertvolle aufschlüsse hätte allein der andere weg geboten: eine aufbauende synthese mit der fragestellung: worin besteht bei aller entlehnung G.s schöpferische eigenart? dieser erforschung des individuellen schaffens dienen allerdings die aufgefundenen parallelen höchstens als fingerzeige, wichtiger sind schon motivübereinstimmungen, am wichtigsten aber lesartenverzeichnisse, weil sie oft tiefere einblicke in den schaffensprocess zur heranbildung einer dem stoffe völlig gemäfsen form bieten. an stoff zu solchen studien fehlt es bei G. nicht; die meisten der vom verfasser blofs

zur äufsern vergleichung herangezogenen gedichte liefern einer genetischen untersuchung wertvolle aufschlüsse. allerdings müssen auch die nachlassgedichte aus G.s jugendzeit ausgebeutet werden, und ebenso ist die mitteilung der wichtigsten lesarten nicht zu umgehen. eine vergleichung des gedichtes 'Aperanthos auf Naxos' mit der 'Aperanthos' betitelten fassung in den jugendbriefen zeugt dafür, dass auf diesem wege tiefere einblicke in das künstlerische schaffen G.s geboten werden. inwiefern durch das bis jetzt zugängliche material die künstlerische eigenart des jungen dichters beleuchtet wird, mögen knappe ausführungen andeuten:

Unter Geibels nachgelassenen gedichten steht mit der jahreszahl 1840 auch eines, 'Musageten' betitelt, das mit Goethes gedicht 'Die Musageten' zweifelsohne zusammenzustellen ist. nicht blofs der originelle titel bekundet die entlehnung, sondern auch die metrische fassung (reimlose trochäische verse) und die ausdrucksweise. zudem spricht auch der umstand dass G. das gedicht seiner ersten sammlung nicht einverleibte, stark dafür, dass unserm dichter die abhängigkeit von Goethe nicht entgieng. was gibt nun Goethe? er geht, seiner art gemäfs, von einer anschaulichen situation aus.. schon oft lag er in tiefen mitternächten schlaflos auf seinem lager und bat um den stillen besuch der musen. sie blieben aus. den späten wintermorgen folgten ungenutzte tage. der frühling kam. die nachtigallen sollten ihn zu früher stunde wecken, damit er seiner künstlerpflicht genüge. doch die lieberfüllten sänger sangen nachts vor seinem fenster. spät schlief der dichter ein, und kaum vermochte ihn der helle tag zu wecken. endlich wird es sommer. schon beim ersten frührot regt sich die geschäftige fliege. ungeduldig abgewehrt kehrt sie immer wider, bis der schläfer vom lager springt und hinaus eilt in den buchenhain. dort harren die geliebten musen schon auf ihn. '*Und den leidigen Insekten dank' ich manche gold'ne Stunde*'. so preist sie der dichter als die wahren musageten. das schalkhafte, kunstvoll einfache gedicht, das aus der fast unmerklich angedeuteten folge der jahreszeiten drei scharfe situationen heraushebt, um so das interesse steigernd schliefslich mit feiner pointe das lob der fliege zu singen, hat auf G. stark gewürkt und seine productive kraft angeregt. in Goethes gedicht ligt mithin das für Geibel entscheidende erlebnis, und zwar entnimmt er ihm, so weit ich sehe, drei verschiedenartige anregungen. er gewinnt einmal auf dem wege abstrahierender reflexion das thema seiner eigenen verse: wem verdanke i c h meine lieder; wie heifsen m e i n e musageten? und er merkt sich als technische kunstgriffe einerseits Goethes pointe am schluss, die etwas lästiges zum wertvollen umzudeuten weifs, anderseits des meisters art, durch anschauung zu würken. Geibel schafft nun gerade in umgekehrter richtung wie Goethe. diesem ergab sich der gedankliche gehalt intuitiv aus der an-

schaulichen situation: es war ein geistvolles aperçu, in der fliege eine musenführerin zu sehen; G. aber sucht für seinen auf discursivem, also begrifflichem wege gewonnenen gedichtskeim eine anschauliche gestaltung, und da er schöpferische kraft besitzt, vermag auch er durchfühlte bilder zu geben. allein das begriffliche schema blickt noch überall durch: während Goethe seine bilder an der bloſsen zeitlichen folge aufreiht, zählt G. die verschiedenen antworten auf die gestellte frage nacheinander auf:

Sollt' ich treu berichten, welche Dinge
Lieder schon mir in der Seele weckten,
Vieles wahrlich hätt' ich euch zu nennen.

nämlich 1. den frühling, der ein echo im herzen weckt, 2. ein frisches engelköpfchen mit blonden lockenringeln, 3. den duftigen wein im tiefgewölbten römer. dann folgt 4. nach Goetheschem muster die pointe, die nun allerdings bei G. prosaisch genug geraten ist:

Aber solchen schlimmen Verseinflüstrer
Kannt' ich nie, wie der mich heute nacht stört'.
Ach; der Zahnschmerz ist's, der mir zu Schlummer
Nicht erlaubt' die Augen zuzuschlieſsen.
Und nun sitz' ich Armer, Verse schreibend,
Um die stumme Schmerzenszeit zu kürzen,
Und verwünsch' in jeglicher Minute
Meinen ungebet'nen Musageten.

Nach Goethes vorbild gestaltet Geibel ebenfalls anschaulich, nur dass die einzelnen bilder der scharfen zeichnung ermangeln.

Geibel ist stark von Goethe abhängig[1]. aber gerade der verlauf seines schaffens weist doch auf individuelle eigenart hin. die reflectierende betrachtung eines erlebnisses war dem lyriker Goethe nie eigen, während sie den kern der künstlerischen persönlichkeit Geibels ausmacht. Geibel war ein ausgesprochener reflexionsdichter, der meist für gedanklich gegliederte stoffe erst den mantel der dichtung suchte. dabei kam ihm sein groſses reimtalent zustatten, das allerdings auch eigene gefahren in sich barg. da wo er naiv zu schaffen suchte, lassen seine gedichte allzu sehr die persönliche note vermissen.

Es ist nun für reflexionsdichter von der art Geibels bezeichnend, dass ihnen stimmungen anderer dichter zum eigenen erlebnis werden. wol beinahe unbewust vergleichen sie fremde

[1] Auch in dem durch Rückert angeregten gedicht 'Apologie' (vgl. Weigle s. 48) kehren einzelne wendungen Goethes wider, die sich associativ dem verwanten stoffe anschlossen. die beiden gedichte 'Musageten' und 'Apologie' zeigen das gleiche, bei G. ziemlich seltene versmaſs, liegen aber ihrer entstehungszeit nach zufolge der eigenen datierung des dichters etwa 5 jahre voneinander ab. in sprachlicher hinsicht führen sie, wie auch Rückerts gedicht 'Erwacht' (= Liebesfrühling 1 Strauſs nr 1, titel nicht bei Rückert), auf Goethe zurück.

zustände mit ihrer persönlichen lage, und der contrast verdichtet sich für sie zum lied. was sich durch die heranziehung des Goetheschen gedichtes erweisen lässt, lehren ebenso deutlich andere gedichte, so zb. Geibels: 'Der Traum in der Gewitternacht' (Nachlass s. 11) verglichen mit Heines 'Seegespenst' (im cyklus 'Nordsee'). je mehr es dabei diesen sentimentalischen dichtern gelingt, die ursprüngliche anregung zurückzudrängen, umso selbständiger wahren sie ihre eigenart. gerade Geibel hat sich mit eisernem fleiſse um eine eigene sprache bemüht.

Rhetorische gedichte gelingen diesen naturen am besten, und dies weist auf einen fernern mangel ihrer begabung hin: es fehlt die intuition, die fähigkeit der unmittelbaren gestaltung tiefer erkenntnisse in anschaulichen symbolen, wie sie Goethe, Storm, Keller u. aa. geschaffen haben.

Es wäre eine dankbare aufgabe, Geibels entwicklungsgang in den angedeuteten richtungen ausführlich darzustellen. in diesem zusammenhange wäre dann auch die frage zu behandeln, inwiefern Geibels poesie als erinnerungsdichtung anzusprechen ist, eine frage, deren beantwortung weit tiefer in das problem des dichterischen schaffens hineingreift, als der verfasser der vorliegenden schrift zu glauben scheint.

Basel. **Emil Geiger.**

LITTERATURNOTIZEN.

Heldenleben. mitttelalterliche kulturideale I von **V. Vedel.** [Aus Natur und Geisteswelt, 292 bändchen.] Leipzig, Teubner 1910. VI u. 138 ss. 8°. — Das prächtige buch Vedels, Helteliv, ein künstlerisch gestaltetes stück culturgeschichte mit ganz eigenartiger begrenzung des gebietes, wird in den sieben jahren seit seinem erscheinen auch in Deutschland seine leser gefunden haben. und nun wird es also eine nummer, 292, verfällt es den 'sammlungen' und 'reihen' und gemeinverständlichkeiten, die gegenwärtig luftraubend aber vermutlich geldeinbringend den deutschen bücherhimmel überziehen. der verf. hat den umfang auf weniger als die hälfte herabgesetzt: mit gewantheit hat er aus dem mosaik der beispiele die sprechenderen und zugleich die minder bekannten gewählt (so scheint das altdeutsche heldenepos fast planmäſsig ausgemerzt): man hat beim lesen der bearbeitung nicht den eindruck des dünnen und dürftigen; erst wenn man den urtext zuzieht, geht einem auf, wie viel schattierter das bild ursprünglich gedacht war. Vedels groſse kunst, das ferne seelenleben heraufzuzaubern durch ganz kurze proben, einzelne knappe repliken, commentiert durch ein, zwei zugespitzte sätze, kommt zb. bei der Isländersaga in den 20 seiten der urform ganz anders zur geltung als in den 6 der bearbeitung.

Die sprache der bearbeitung — wir erfahren nicht, wer für sie haftet — ist zwar erträglich, aber kein empfundenes deutsch. s. 133: 'im verhältnis zwischen der Gudrun der Laxdœlasaga und Kjartan wird in gründlicher psychologischer darstellung und mit gewaltiger tragik zweier stolzer und tiefer naturen schicksalschwere leidenschaft füreinander geschildert': der vorgestellte genitiv verrät die dänische construction, und wie kathederhaft ist die 'gründliche psychologische darstellung' neben der 'størst psykologisk uddybelse' des originals! ob Vedels fremdwörtermenge dem geschmack der Dänen eingeht, weiſs ich nicht: wir Deutsche suchen uns heute der übelsten art, den wichtigtuerischen und grell klingenden, zu entwinden. wörter wie charakteristik und individualität haben früher, noch zu groſsvaters zeit, so viel gesagt, dass sie unentbehrlich scheinen mochten: seit sie ihre schlichteren vertreter haben, sind sie ein rasselnder angriff auf das ohr des lesers, den sich ein künstler wie Vedel, falls er deutsch dächte und hörte, nur in notlagen erlauben würde. man merkt es dieser wie andern übertragungen an, dass ihre urheber das deutsch von vor 30 jahren gelernt haben: seither aber haben wir für den rhythmus und überhaupt den klang der sprache ein andres empfinden erworben. die gerühmten prosaisten aus Freytags und Mommsens zeit sind nicht mehr lebendes deutsch.

Nimmt man dazu den unterschied der ausstattung: im Helteliv alles vornehm, aus dem vollen, im Heldenleben schulbuchhaft, gemeinkäuflich, — dann denkt man an Nietzsche, Götzendämmerung s. 108 und kann nur wünschen, dass sich recht wenig liebhaber der heroendichtung von der quelle zur brunnenröhre weglocken lassen!

Berlin. **A. Heusler.**

The elder or poetic Edda, commonly known as Sæmunds Edda. part I. The mythological poems. edited and translated with introduction and notes by **Olive Bray**. illustrated by W. G. Collingwood. (Viking club translation series vol. II.) printed for the Viking club, King's weighhouse rooms, London 1908. LXXX u. 327 ss. 4°. — Diese englische Edda macht in ihrer äuſsern erscheinung, umschlag, format, druck und papier, einen geschmackvollen eindruck. welche dichterische würkung der englische text auf einen sprachgenossen ausübt, kann ref. nicht beurteilen; die übertragung nimmt sich verhältnismäſsig viel freiheiten, nicht nur in der sporadischen setzung der reimstäbe, sondern auch in der bequemen silbenreichen füllung der verse: Hym. 10, 1 *long tarried that monster, fiercemooded Hymir*; 12, 3 *but the column was shattered at the glance of the giant.* manche eigennamen sind kühn übersetzt: *Vafþrúðnir* = *the Mighty Weaver, Lodd-Fáfnir* = *the Stray Singer, Svipdagr* = *Day-spring.* Collingwoods bilder sind sehr ungleich nach auf-

fassung und holzschnitttechnik. die derbere art, flachgründig, mit den breiten schatten, wie auf s. 25. 60, vermittelt mehr die vorstellung von nordischem altertum, als die mehr malerischen, tiefgründigen und feingestrichelten bilder auf s. 113. 126. 138. 202 f. der präraffaelitische hauch, diese gesichter die an Burn Jones und Rossetti erinnern, nehmen sich seltsam aus, wo es sich um Frey und Baldr, um Skadi und Menglǫd handelt. hier wie bei unserm Doepler d. j. gilt, dass man mit der altgermanischen weiblichkeit offenbar schwerer fertig wird. die heikle costümfrage ist auch hier nicht gelöst: es ist viel zu viel südliche nacktheit, wenngleich mit unverkennbarer englischer decenz (s. 139. 156) und ohne die naiv antikische muskelfreude, die in Lorenz Frølichs Eddabildern so fremdländisch anmutet. die neueren nordischen illustratoren scheinen mir das lebensgefühl ihrer vorzeit besser zu treffen. Louis Moes bilder zu Winkel Horns dänischem Saxo enthalten vortrefflich geglücktes, nordisch düsteres. auf die dauer aber behaupten sich am frischesten einige der norwegischen zeichner in Gustav Storms Heimskringla, die bis zur frechheit alle traditionen der schönen linie und des classischen menschenideals hinter sich lassen.

Die sehr ausführlichen einleitungen gehn fast ganz in den stofflichen, mythologischen fragen auf und suchen mit heiler haut durch den widerstreit der meinungen hindurchzuschiffen. s. VI sagt die verf.: 'we should like to have avoided all the vexed questions, which leave their scars behind and spoil appreciation of the art and spirit of the work'. es hätte wol in der tat einer Edda für die gebildeten kreise besser gedient, den leser ein wenig künstlerisch anzuleiten. aber die verf. fährt sogleich fort: 'but too often these questions ask themselves, and the many possible answers give depth and largeness to the subject'. und man muss sagen, sie versteht es besser, zwischen als in den zeilen zu lesen.

Berlin. **A. Heusler.**

Altnordische erzählungen (sagas). übersetzt und erläutert von E. **Wilken.** I. band. Leipzig, Verlag f. lit., kunst u. musik, 1909. 160 ss. 8°. brosch. 3 m. — Die verdeutschten sagas mehren sich. vorligendes unternehmen unterscheidet sich von andern durch seine gelehrten anmerkungen, die über das erläuterungsbedürfnis des laien hinausgehn; ein besonderes register führt in die nordische altertumskunde ein. den inhalt dieses ersten bandes bilden 6 stücke aus Jacobsens Austfirđinga sǫgur. sie sind so gut wie unverkürzt mitgeteilt, und die übersetzung scheint durchweg zuverlässig zu sein, wenn sie auch an glätte zb. hinter Bonus zurücksteht. der übersetzer behält überall, soweit ich verglichen habe, den wechsel von prät. und präs. bei, bewegt sich aber sonst oft freier als notwendig scheint. wenig glücklich sind auch hier die namensformen behandelt; 'Vestrtal'

u. dgl. ist weder fisch noch fleisch; für 'saga' sollte man nicht 'sage' setzen. dafür zeigt sich die philologische sorgfalt des verf.s in andern dingen, zumal in den sauber aufgereihten noten, die von gründlichem studium des textes zeugen. hier und da vermisst man bei den litteraturhinweisen wichtige neuere erscheinungen; so scheinen Valtýr Guđmundssons arbeiten nicht benutzt zu sein. ernster interessierte laien werden das buch gerne benutzen und besonders für die vollständigkeit der texte dankbar sein, und auch der fachmann schlägt vielleicht einmal mit nutzen darin nach.

Breslau. G. Neckel.

Några anmärkningar om de nordiska verben med mediageminata af **Elof Hellquist** [= Göteborgs högskolas årsskrift 1908. II]. Göteborg, Zachrissons boktryckeri. 1908. 51 ss. 8°. — Die schrift bringt grofsenteils polemik und nachträge zu von Friesens arbeit über die mediengeminaten (Upsala 1897). schon früher hat Hellquist die these vertreten, dass die gemination in isl. *baggi*, *kubbi*, ae. *frogga* u. dgl. unmittelbar mit der bedeutung der betr. wörter zusammenhänge und mit kurznamen wie aschw. *Budde*, gr. Χοββεις auf eine linie zu stellen sei (vgl. Kauffmann, Zs. f. d. ph. 32, 256). dasselbe princip wendet er jetzt auf verben an. vFr. leitete zb. isl. *babba* 'stammeln' aus einem schwed. belegten *babbe* 'kleiner junge' her und dieses aus einem mutterparadigma urg. *bab(a)n* (ahd. *Babo*). H. beleuchtet zunächst an vFr.s eigenen beispielen das gezwungene, unrealistische dieser anschauungsweise, bespricht im anschluss daran weitere fälle und kommt zu dem ergebnis, dass die gemination die widerholung oder intensität ausdrücke oder onomatopoetisch sei, und dass sie eben hieraus zu erklären sei. die verben werden in eine anzahl bedeutungsgruppen geordnet ('stofsen', 'klappern', 'schwatzen', 'springen', 'speien', 'wiegen' ua.), denen allen die modificierung im intensitäts- oder iterationssinne nahe ligt. auch auf die tenues und spiranten wird die untersuchung ausgedehnt. zum schluss findet der verf. die einheitliche formel für die geminationserscheinungen bei nomen und verbum: sie sind ausdruck für eine steigerung des gefühls oder interesses beim sprechenden. doch leugnet er nicht das vorhandensein 'lautmechanisch' entstandener consonantenlängung (*locken* aus *lugna*-, zu *lügen*; aisl. *snugga* zu *snúa*; dabei polemik gegen Trautmanns dissertation). — die betrachtungsweise des verf.s verdient beifall. sein bedürfnis, überall auf das sprachgefühl rücksicht zu nehmen, den beziehungen zwischen laut und bedeutung nachzuspüren, ist ein fortschritt gegen jene zu ausschliefslich rechnende, construierende methode, wie sie zb. vFr. vertritt. die skepsis gegen die ursprachlichen wurzeln jungbelegter wörter ist sehr berechtigt; in dieser gesunden tendenz berührt sich H. mit Axel Kock (vgl. dessen neueste, methodisch bedeutsame abhandlung über den

a-umlaut Arkiv 26, 97). so muss man denn auch in den meisten einzelfällen m. e. Hellquist recht geben, zumal er, wie gesagt, das andere erklärungsprincip keineswegs verwirft. wir werden nun zu warten haben, bis uns jemand die bedingungen für diese von H. zuerst im zusammenhange behandelte art partieller urschöpfung des näheren feststellt. die allgemeinen psychologischen tendenzen können auf die dauer schwerlich ganz befriedigen. — mehrfach wird auch der deutsche wortschatz berührt (*tatze* 9 f, *klappern* 18, *wackeln* 24. 44, ahd. *rito*, anhd. *rite* 'fieber' 37 f. 44, *klette* 44).

Breslau. **G. Neckel.**

Arne Magnussons i AM. 435 A-B, 4to indeholdte håndskriftfortegnelser med to tillæg. udgivne af Kommissionen for det Arnamagmnæanske legat. København, Gyldendalske bogh. 1909. 130 ss. gr. 8°. — Beim tode des berühmten handschriftensammlers Arne Magnusson lag kein vollständiger katalog über seine sammlung vor. er hatte beabsichtigt, einen solchen durch einen studenten ausarbeiten zu lassen, es war aber nichts daraus geworden. doch enthält der hier abgedruckte cod. AM. 435 a der hauptsache nach ein eigenhändiges verzeichnis Arnis, angelegt 1707—9, später fortgesetzt, der wichtigsten isländischen handschriften seiner sammlung, 193 an der zahl. der zweite teil der handschrift, b, enthält Arnis verzeichnis der litterarischen hinterlassenschaft des isländ. geschichtsschreibers Þormóður Torfason (Torfaeus), die in den besitz Arnis übergieng, verfasst 1712. als zugabe ist abgedruckt 1. ein verzeichnis über die bücher und handschriften die Arni auf einer auction des buchhändlers Rostgård im jahre 1726 kaufte; 2. ein verzeichnis der altnorwegisch-isländischen handschriften, die im besitz des professors Resen waren, und die dieser († 1688) der universität vermacht hatte. wir erhalten durch diese, soweit sich beurteilen lässt, mit gewohnter genauigkeit ausgeführte arbeit des verdienstvollen bibliothekars der Arnamagænanischen sammlung **Kr. Kålund**, ein wertvolles bibliographisches hilfsmittel für die altnordische philologie, das uns einen interessanten einblick in die sammeltätigkeit des unermüdlichen Arni Magnusson gewährt, und dessen für die zeit bewundernswerte philologische genauigkeit ins hellste licht setzt.

Heidelberg. **B. Kahle †.**

Acht. eine studie zur älteren deutschen rechtssprache von **Eberhard frh. v. Künssberg.** Weimar, Böhlau 1910. VII, 67 ss. 8°. 1,80 m. — Die erste grofse artikelreihe des Wörterbuchs der älteren deutschen rechtssprache, *Acht* mit seinen zusammensetzungen und ableitungen, die vK. bearbeitet, leidet an der schwierigkeit, dass vier wörter verschiedenen stammes gleichen klang haben und in ihren bedeutungen einander beeinflussen, so dass sie oft kaum zu scheiden sind: ahd. **âhta* mit der grund-

bedeutung 'verfolgung', danach als juristischer terminus 'friedlosigkeit', ahd. *ahta*, das in die rechtssphäre eingreift mit den bedeutungen 'beratung, gericht, schätzung, art', sodann ein rheinisches *acht* 'grundstück, beunde, frondienst', das vK. geneigt ist zum verbum *eigan* zu stellen, und endlich das zahlwort. vK.s anspruchsloses wörterverzeichnis am ende seiner schrift umfasst allein 120 ableitungen und zusammensetzungen mit *acht* als erstem bestandteil: man ermisst daran, in welche wortwirrnis hier ordnung zu bringen war und versteht vK.s wunsch, sich kritisch mit den schwierigkeiten auseinanderzusetzen, um sich dann im wb. auf das gesicherte, wertvolle sprachgut beschränken zu können. er hat dabei das gesamte material des rechtswb.s verwertet, und man sieht mit genugtuung, wie hier die concentrische sammelarbeit langer jahre eine ideale vollständigkeit erreicht hat. aber auch in der ausnutzung der philologischen hilfsmittel ist kaum eine lücke zu bemerken, und das ist des verfassers eigenes verdienst. gegen vK.s klare und überzeugende beweisführung sticht grell die tastende unsicherheit mancher seiner vorgänger ab, der philologischen, die sich auf rechtsgeschichtlichem boden unbehaglich fühlen, und der juristen, die in sprachlichen dingen fehlgreifen. es sind nicht nur Adelung und Doornkaat Koolman; über deren misverständnisse man sich verwundert, sondern, um nur eine probe anzuführen, noch WWackernagel und GLvMaurer haben für *ahte rinder* und *acht pferdt* in Grimms Weistümern I 674. II 179 die bedeutung 'fronrinder, fronpferde' für möglich gehalten, da doch nur das zahlwort vorligen kann. vK. hat den vorteil und das verdienst, diese dinge in ihren grofsen zusammenhang zu rücken, und seine besonnene methode darf in allen puncten der zustimmung gewis sein. das büchlein ist zugleich als Heidelberger juristische habilitationsschrift erschienen.

Freiburg i. Br. **Alfred Götze.**

Vorlesungen und abhandlungen von **Ludwig Traube**, herausgegeben von Franz Boll. 2. band: Einleitung in die lateinische philologie des mittelalters, hrg. von Paul Lehmann. München, Beck 1911. VIII u. 176 ss. gr. 8⁰. 8 m. — Oft hört man die klage, dass es fernerstehenden an hilfsmitteln fehle, um sich über die wichtigsten fragen der lateinischen philologie des mittelalters schnell und gründlich zu orientieren. bis zu einem gewissen grade wird durch den zweiten band von Traubes Vorl. u. abh., der dem ersten dank der hingabe der herausgeber verhältnismäfsig schnell gefolgt ist, diesem übelstande abgeholfen. von nun an wird jeder zunächst nach diesem dünnen bande greifen müssen, und er kann sicher sein, dass er ihn nicht ohne vielfache anregungen und reiche belehrung über die wege und ziele dieser wissenschaft fortlegen wird.

Bis zu einem gewissen grade sagte ich, denn leider — und

das ist das einzige was ich an dem buche auszusetzen habe — weist es infolge der äufseren verhältnisse, über die der herausgeber in der vorrede berichtet, manche lücke auf. am empfindlichsten ist es, dass der vierte teil der vorlesung, die litteraturgeschichte, ganz fortfallen muste. dafür ist dann freilich der erste teil der vorlesung 'Geschichte der lateinischen litteratur von Cassiodor bis Dante' abgedruckt, aber er endet schon beim beginn der Carolingerzeit. das ist sehr dankenswert, bestätigt aber die befürchtung, dass wir auf das übrige verzichten müssen. doch darf man sich den genuss dadurch nicht stören lassen, denn ein genuss ist es in der tat den feinsinnigen ausführungen Traubes zu folgen, die überall das ganze im auge haben und, im gegensatz zu der eben in demselben verlage erschienenen 'Geschichte der lateinischen literatur des mittelalters', die leitenden ideen hervorheben. recht kurz, aber, wie grade bei diesem thema zu erwarten war, inhaltreich ist auch der dritte abschnitt 'Die römische litteratur im mittelalter (überlieferungsgeschichte'). weniger wichtig ist teil I, 'Die lateinische schrift im mittelalter', der naturgemäfs vielfache widerholungen aus dem ersten bande bringt, aber grade durch die knappe zusammenfassung des dort breiter behandelten reizvoll würkt. am wichtigsten vielleicht und jedenfalls eine am meisten empfundene lücke ausfüllend ist teil II 'Die lateinische sprache des mittelalters': 1. charakteristik der lateinischen sprache des mittelalters, a) das kirchliche, b) das volkstümliche, c) das gelehrte element. 2. die lateinische grammatik des mittelalters (mehr praktisch gehalten). 3. die mittelalterliche metrik und rhythmik (hier hätte man etwas gröfsere ausführlichkeit gewünscht). vielleicht wird dieser zweite teil einmal die grundlage zu einer umfassenderen bearbeitung des themas.

Auch für diesen zweiten band sei dem herausgeber der wärmste dank gesagt.

Berlin. **K. Strecker.**

Der rhythmus De Asia et de universi mundi rota. von **K. Strecker** progr. d. Luisengymnas. Berlin 1909. xx ss. 4°. — Wider ein zeugnis von Streckers unermüdlichem fleifs und — seiner selbstverleugnung. denn die gehört wahrlich dazu, um solche arbeit zu leisten für eine fast hoffnungslose aufgabe. und so ist denn auch beinahe ein notschrei daraus geworden, eine dringende bitte um die mithilfe anderer bei der reconstruction dieses verzweifelten textes. man muss es selber einige stunden lang versucht haben, aus der grofsen fülle der fleifsig zusammengetragenen, nur leider recht wenig durchsichtig geordneten varianten einen einigermafsen brauchbaren text herauszubringen, der im sinn nicht gar zu töricht, im latein nicht völlig abstrus klingt, um diesen notschrei dann gründlich mit zu verstehn. eine minimale versificierung eines unbeholfenen anfängers, der einen Isidor-

text — mit glossen? — vor sich hat, offenbar nach den ersten strophen schon die geduld verliert, flüchtig das weitere entwirft, ohne dann später die nötige zeit und das nötige interesse weiter auf seine arbeit zu verwenden, er corrigiert nur mehrfach daran herum: und dies unfertige scriptum wird dann von mehr oder weniger gewissenhaften, auf jeden fall aber gleichmäfsig verständnislosen schreibern copiert; spätere jahrhunderte schreiben wider und wider ab und suchen in den unsinn sinn zu bringen: das ist ungefähr das bild, das man aus dem texteszustand herauslist. wie soll der ursprüngliche wortlaut widerhergestellt werden! Pertz hat das früher versucht, Strecker nimmt die arbeit wider auf. mit mehr glück, denn sein handschriftenmaterial ist bedeutend reicher, er wägt auch wol ruhiger ab. ausgangspunct ist natürlich der text Isidors; ob aber für diesen nicht noch nach anderem material zu suchen wäre? dann die schwierige frage der hsl. überlieferung des rhythmus selbst. das stemma scheint mir nicht ganz einwandsfrei. die beiden gruppen sind nichts weniger als gleichwertig: X ist viel wertvoller als Y, innerhalb der gruppe X wider hat entschieden Σ trotz seinen bösen fehlern den vorzug des alters und der naivetät, aber V scheint mir trotz seiner eigenmächtigen correcturen eine recht gute vorlage gehabt zu haben. doch sehr weit führt das noch nicht. rettung aus dem wirrsal muss die ruhige kritische erwägung bringen. man kann wol als erstes kriterium hier aufstellen, dass der Isidortext geradezu sclavisch, bis zum unverstand abhängig, benutzt ist. worte sind umgestellt, synonyme ausdrücke mit hochdruck und mit geringstem verständnis gesucht, mit dem allem muss man rechnen. erst die zweite frage ist der sinn des so entstandenen textes, darauf scheints diesem dichter nicht so ängstlich angekommen zu sein. dagegen scheint er die silben leidlich gezählt zu haben, freilich nicht immer, auf die prosodie nahm er nur wenig rücksicht oder besser, sie war ihm wol ziemlich fremd. hiate wurden in menge zugelassen, elisionen anscheinend selten, das *i* wird häufig vor vocalen consonantisch gesprochen, aber ohne regelmäfsigkeit. wo fände sich überhaupt hier regelmäfsigkeit! die reime sind nach meinem dafürhalten in Streckers text häufiger als im original; dass da, wo sie fehlen, immer wenigstens assonanz vorhanden wäre, will mir doch nicht ganz sicher scheinen. über das latein lässt sich noch schwerer urteilen, das der hss. ist unsagbar, das des Str. textes noch schlimm genug, aber einiges mag ursprünglich wesentlich besser gelautet haben. es ist aber völlig unangebracht, an einen solchen text noch mit ästhetischen gründen heranzutreten und zu corrigieren, wie es Str. gelegentlich versucht. poesie ligt hier nicht vor. nach alledem hält es unendlich schwer sich für eine bestimmte la. zu entscheiden oder gar conjecturen zu wagen. nur, glaube ich, darf man auch dem armen dichter nicht noch mehr fehler aufbürden, als er ohnedies

schon hat. das füllende *que,* das am bequemsten eine fehlende silbe für den rhythmus schafft, ist sicher häufig dem dichter, häufig aber auch dem hrsg. aufzubürden. auch manche unmögliche constructionen hätten wol nicht erst künstlich geschaffen zu werden brauchen. über die orthographie urteilt mir der hrsg. doch zu gleichgiltig, einen merovingischen text verlangen wir möglichst auch in seinem zeitgewande.

Ich geh noch auf ein paar laa. ein, die nach meinem dafürhalten einer eventuellen änderung bedürften. 1, 2 *funxit* ist weder kritisch gesichert noch sprachlich plausibel, ich vermute: V las *fulgsit* oder *fulcsit* und corrigierte danach *fulsit*; 1, 3 würde ich vorschlagen *hec, in tertia que parte* . . .; 2, 3 ist in dieser form unmöglich, ich vermute, es stand etwa da: *a septentrione lacu Tanaique cingitur*; 3, 2 würde ich gegen den Isidortext das *circumseptus* der überlieferung festhalten trotz 5, 1; 5, 2 vielleicht: *ita pene usque celos iuncta sunt incendia*; 5, 3 *angelorum et vallata cherubin presidia*; 8, 3 ist unbedingt statt *quos custodunt bestias* zu lesen *quos custodiunt bestie,* auch würde ich schon von 8, 1 ab die durch die überlieferung ebenso bezeugten nominative einsetzen; 9, 1—2 lies *simul et Asiria Medie est prope iuncta comminusque Persie*; 9, 3 *inter que sunt confuse lingue.* doch genug davon!

Wir wollen dem eifrigen herausgeber wünschen, dass seine bitte manchen bereitwilligen mithelfer wachruft, die wege hat er vorzüglich geebnet, trotzdem ist die noch zu leistende arbeit hart und wenig lohnend.

Charlottenburg. **H. Anz.**

Die deutsche satzlehre in schule und wissenschaft. eine kritische studie von **prof. dr. Robert Fritzsch.** Leipzig, Teubner 1910. IV u. 65 ss. 8°. 1,20 m. — Der verf. dieser mit sichtlicher liebe zur sache und nicht ohne scharfsinn verfassten studie 'möchte in erster linie der schule dienen' und hofft mit seinen gedanken auch bei den sprachgelehrten interesse und anklang zu finden (s. III). er beklagt es, dass der einfluss der Kernschen anregungen so wenig tiefgreifend und nachhaltig gewesen ist, dass 'gegenwärtig an den meisten schulen Kernschen geistes kaum ein hauch zu verspüren sei' (s. 2). da ihm aber 'auch Kerns satzlehre weder vom wissenschaftlichen standpunct aus einwandfrei', noch für die schule einfach genug erscheint, sucht er 'gegen zwei fronten operierend' (die 'alte syntax' und Kern) 'stoff und plan für den aufbau einer neuen satzlehre zu gewinnen' (ebda). leider ist dieser versuch meiner meinung nach wenig geglückt. von einzelnen treffenden bemerkungen (zb. s. 6. 18) abgesehen, kann ich dem verf. nur in seiner auffassung des begriffs prädicat (s. 32 ff) und einigen mehr nebensächlichen puncten beistimmen. vieles andere scheint mir verfehlt, wie dass infinitiv- und participialfügungen als würkliche

sätze anzuerkennen seien (s. 20 ff), was den verf. consequenterweise dazu bringt (s. 56), unter den formen des 'stehenden verbs' (nach Grimm = verb. fin.) auch 'infinitivische und participiale st. v.' aufzuführen. ich halte das, seinen ausführungen zum trotz, für widersinnig und fürchte, diese infinitivischen finiten verba würden in schülerköpfen eine heillose verwirrung anrichten. misglückt scheinen mir ferner die ausführungen über den infinitiv mit zu (s. 42), ablehnen muss ich die ausdehnung des begriffs adverbiale bestimmung auf die prädicatsadjectiva (wonach auch *sein* in *er ist sein* ein adverb ist: s. 40) und gar auf die nachgestellten attribute, wie in *ein ritter furchtlos und treu* (s. 37) uam. besonders aber muss ich mich gegen des verf.s neue satztheorie aussprechen, nach welcher der satz 'eine logische determination eines verbalbegriffs' ist (s. 15. 20). das subject ist ihm nicht nur kein notwendiger, sondern auch kein hauptbestandteil des satzes mehr, als eine 'bestimmung des verbalinhalts' ist es ein abhängiges (!) satzglied so gut wie das object usw., es ist 'ein anhängsel des prädicats' (s. 33). die satztheorie der 'alten syntax', nach der subject und prädicat 'die gleichwertig nebeneinander stehenden hauptsatzteile' sind, erklärt er für 'wissenschaftlich abgetan' (s. 10). hier macht es sich der verf. zu leicht. die (éine seite füllende) begründung ist unzulängich. dass 'das subject dem prädicat untergeordnet' sei, soll sich 'unwiderleglich und augenfällig daraus ergeben, dass es wie jede abhängige bestimmung durch einen nebensatz ausgedrückt werden kann, der doch unter allen umständen ein abhängiges glied ist' (s. 10. 11). das letztere, eine bloſse petitio principii, ist nicht richtig. die 'nebensätze' sind zwar sämtlich u n s e l b s t ä n d i g e sätze, darum aber n i c h t a l l e grammatisch a b h ä n g i g, wenn auch — leider! — beide bezeichnungen meist als gleichbedeutend und vertauschbar gebraucht werden. das subject kann die form eines unselbständigen satzes haben, nicht weil jenes ein abhängiges satzglied ist, sondern weil dieser mit der bedeutung und in der function eines nomens gebraucht wird.

Kämpft also der verf. — und bisweilen in ebenso berechtigter wie erfolgreicher weise — gegen einzelne Kernsche ansichten, so bleibt er doch völlig auf dem boden und in dem bereich des Kernschen gedankenkreises, denn er führt diesen kampf wider ausschlieſslich, worin gerade der hauptfehler Kerns lag, mit den waffen der logik; und so zeigt auch seine arbeit, wie geeignet zwar die methode rein logischer erwägungen ist, um fehler und unstimmigkeiten in definitionen und systemen aufzudecken, wie unfähig sie aber anderseits ist, das eigentliche wesen der syntaktischen gebilde richtig zu erfassen. in der hauptsache bringt diese schrift keine berichtigung und bereicherung der Kernschen lehren durch das, was ihnen vor allem fehlte, die

psychologisch vertiefte, zu den wurzeln der sprachlichen erscheinungen vordringende behandlung der syntaktischen probleme, sondern stellt sich eher dar als eine verschärfung und steigerung gerade ihrer charakteristischen mängel.

Strafsburg i. E., juli 1910. **John Ries.**

Rhetorik. richtlinien für die kunst des sprechens von **Ewald Geisler.** Leipzig, B. G. Teubner 1910. [Aus natur und geisteswelt nr. 310] 140 ss. 8⁰ 1,25 m. — Der untertitel berichtigt den haupttitel: es wird nur von der kunst des redens gehandelt, nicht von der kunst der rede (vgl. s. 19). im übrigen wird dies thema recht vielseitig angefasst: die hygiene (s. 15) bleibt so wenig aufser acht wie die symbolik (s. 105 über die 'ausschöpfung der inhaltlichen beziehungen'). leider bleiben die actuellsten fragen, so viel ich sehe, unbesprochen: Sievers sprachmelodik, Rutz 'Entdeckungen in der menschlichen stimme'. auch würden beispiele, von tonbildern begleitet, die würkung verstärken. aber zur besserung der sprachverwahrlosung in rhetorischer beziehung, unter der wir alle leiden, mag auch so das offenbar auf guter praxis ruhende büchlein helfen.

Berlin, 8 august 1910. **R. M. Meyer.**

The new Laokoon. An essay on the confusion of the arts by **Irving Babbitt.** London, Constable and co. 1910. XIV u. 259 ss. 8⁰ 5 sh. net. — Kommt Lessings seelenwanderungslehre zu ehren? kaum hat Alfred v. Berger seine Hamburgische dramaturgie veröffentlicht, folgt Babbitt mit dem Neuen Laokoon!

Immerhin hat der Amerikaner bessere gründe für die behauptung eines solchen 'avatar' als der Österreicher: denn Berger nennt sein buch nur aus persönlichen ursachen so, Babbitt im sachlichen. ja, ich möchte sagen: zu wenig aus persönlichen; denn er folgt der gegenwärtigen neigung, Lessings originalität im 'Laokoon' (s. 35 f), wie auch die tat die er vollbracht, zu unterschätzen. in beiderlei hinsicht ist seine scheidung der 'natürlichen' und 'künstlichen' mittel — obwol in der durchführung stark zu beanstanden — wichtiger als die von B. (und anderen) allein hervorgehobene des nebeneinander und nacheinander.

B. geht von der beobachtung aus, dass Lessing die 'beschreibung' doch nicht überwunden habe; wobei er (s. 150) Théophile Gautier — mit einschränkung — als beleg anführt, wie sonst Gottfried Keller genannt wird. er schreitet von da zu dem satz vor, dass es mit gesetzen überhaupt nicht getan sei, da zweierlei grundstimmungen sich ablösen: die 'neuclassische' und die 'romantische'. die erstere geht hand in hand mit dem 'wissenschaftlichen geist', und so sind es denn auch dessen excesse (s. 213 vgl. s. 217), die den romantischen geist bis zur pathologischen 'eleutheromania' (s. 196; hierher VHugo, RWagner, Ibsen

s. 121) gerufen und gesteigert haben; zumal die im wesentlichen wissenschaftliche idee des 'fortschritts' durch ihre einseitigkeit würklich gefahren für die kunst birgt (s. 237) — wobei freilich hätte angemerkt werden mögen, dass gerade Lessing dieser geradlinigkeit der entwicklung entgegen war. es bleibt schliefslich nur die erkenntnis, dass wir, wie die Hellenen (s. 250), die 'gattungen' anerkennen sollen, aber auch ihre übergänge.

Vielleicht hätte um dieses juste-milieu willen kein buch geschrieben zu werden brauchen. aber der wert der lebhaft und klar geschriebenen arbeit beruht auch weniger in dem legislativen (oder doch adhortativen) ergebnis, als in der illustration der beständig widerkehrenden neigung, die gattungen und sogar die künste zu vermischen. der verf. ist nicht nur in der älteren besonders italienischen ästhetik belesen, sondern er kennt auch — was in englisch geschriebenen büchern viel seltener ist — die deutsche wissenschaft, und setzt sich mit Lipps (s. 220) fast so ausführlich wie mit der interessantesten figur in der neueren ästhetik, mit Croce (s. 223f) auseinander; sein bester sturmgesell wider den Laokoon, Theodor A. Meyer, ist ihm leider unbekannt geblieben. wie B. nun für frühere romantik etwa den R. Castel und sein farbenclavier (s. 53f) anführt, so weifs er für die jüngstromantik aus der wortkunst (s. 115f; Stefan George hätte erwähnt werden sollen), programm-musik (s. 159), synästhesie (s. 172f) gute beispiele zu geben. sein eigener kampf gilt, wie aus unserm eingangsbericht ersichtlich, sowol den dogmatikern classicistischer neigung (Taine wird s. 210 als musterbeispiel der berauschtheit durch die formel genannt; Lessing glaubt, dass Aristoteles wie Euklid gelte) als den regelfreuden von der romantischen stimmungssucht (Rousseau) oder der naturalistischen eindruckswidergabe (wie Huysmans s. 180). zwischen beiden oder über beiden erhebt sich die evolution des schönheitsbegriffs (s. 217), die der verf. doch im ganzen mehr 'neuclassicistisch' als romantisch auffasst (Paris contra New York s. 233).

Es fehlt nicht an hübschen worten, wie dass die romantische schönheit 'ein heimweh nach der musik' sei, (so möchte ich 'a musical nostalgia' s. 220 übersetzen), oder dass Croce und der abbé Batteux beide 'ästhetic monists' seien (s. 226). im ganzen ist die reaction des common sense gegen den centrifugalen individualismus, die B. (s. 240) in aussicht stellt, mit seinem buch bereits in würksamkeit getreten.

Berlin 30. 9. 10. **Richard M. Meyer.**

Die Gralsage bei Wolfram von Eschenbach. rede zur feier des 28 februar 1910, gehalten von prof. dr. W. Golther, d. z. rector der universität. Rostock, universitätsbuchdruckerei von Adlers erben. 1910. — Mit Crestien trat der Gral in die dichtung ein; Crestien dachte bei allem was mit dem Gral zusammenhängt, nicht an tiefe christliche mysterien; einzig

und allein auf den gedichten Crestiens, Roberts von Boron, Wolframs von Eschenbach baut sich alle spätere Graldichtung auf; Wolfram schöpfte sein wissen vom Gral nur aus Crestien, und einen dichter Guiot, der einen Perceval verfasste, hat es nicht gegeben, mag Wolfram auch mit seinem Kiot dem Provenzalen den nordfranzösischen dichter Guiot aus der stadt Provins s.ö. von Paris gemeint haben, — das sind wol die hauptgedanken, die G. in dieser festrede zum ausdruck bringt. der erste gedanke ist G.s bekannter standpunct und wird nicht weiter ausgeführt, zu den anderen hat er sich erst 'nach widerholter durcharbeitung des stoffes bekehrt' (s. 4). — das beharrliche festhalten an dem ersten gedanken ist auffallend: mehr denn je ist jetzt besonders durch die ganz neue gesichtspuncte bietenden arbeiten der miss Weston die bedeutung Crestiens als schöpfer der Graldichtung sehr fraglich geworden. auch die behauptung s. 8, dass Robert von Boron eine vorgeschichte des Grals als einleitung zu Crestiens Perceval geschrieben haben sollte, lässt sich nicht aufrecht erhalten (vgl. darüber jetzt Weston Legend of Perceval II). — für die abhängigkeit Wolframs von Crestien geht G. besonders die partien durch, in welchen beide vom Gral handeln. die abweichungen Wolframs in der scene auf der Gralsburg und in der einsiedlerscene erklärt er, in anbetracht der wesentlichen übereinstimmung im gange der handlung und der fast wörtlichen gleichheit verschiedener stellen, für selbständige, mehr oder weniger ausführliche erweiterungen Wolframs; wo andere versionen mit Wolfram gegen Crestien stimmen (zb. im jammer bei dem umhertragen der lanze), denkt er an hss., die ein reimpaar mehr enthielten als die auf uns gekommenen texte Crestiens, oder (wie bei dem Gral als speisespender) an verschiedene entwicklungen, die zu ähnlichen resultaten führten. — Wolframs behandlung des Grals und der lanze sei eine ihm eigentümliche weitere heiligung dieser gegenstände. 'das neunte buch ist der ausgangspunct für alle erweiterungen und zusätze Wolframs'. — eine hübsche vermutung G.s ist, dass Wolfram zu dem namen Kiot gekommen wäre, indem vielleicht die von ihm benutzte hs. von Crestiens Graldichtung von demselben Guiot geschrieben sei, der sich am schlusse des Ivain in der hs. 794 der BN 'mit den versen verewigt': *explycit li chevaliers au lyon; cil qui l'escrist Guioz ot non, devant nostre dame del Val est le ostex tot a estal.* dieser Guiot hätte sich dann am ende der Graldichtung in ähnlicher weise geäufsert. — das verdienst dieser schrift ligt darin, dass sie den engen zusammenhang zwischen Wolfram und Crestien in den hauptzügen vorführt, und zu zeigen sucht, wie Wolfram mit seinem stoff verfuhr und denselben ergänzte. es fehlt aber dabei nicht an ansichten, für die etwas zu sprechen scheint, die aber auf die dauer unhaltbar sind. hätte zb. Wolfram das geschlecht der österreichischen Anschowe auszeichnen wollen, so

hätte er wol kaum von Anschevîn gesprochen, ihre hauptstadt nicht Bêâlzenân genannt, dem Feirefîz keinen französischen namen gegeben, die handlung des romans nicht in Frankreich localisiert und die phantasie seiner hörer durch die beschreibung des in chroniken suchenden Kiot wol nicht nach westen gelenkt.

Tilburg in Holland. J. F. D. Blöte.

Das rittertum in der darstellung des Johannes Rothe von **Julius Petersen** [= Quellen und forschungen zur sprach- und culturgeschichte der germ. völker 106]. Strafsburg, Trübner 1909. VII, 184 ss. 8°. 5 m. — Von romanhafter phantasieschilderung geht die deutsche dichtung des mittelalters aus. bei erstarkendem würklichkeitssinn gelangt sie zur satirischen schilderung der gegenwart und von da zur objectiven darstellung der würklichkeit. das bild des rittertums, wie es in dichterischer verklärung Hartmann oder Gottfried bieten, wird durch die controlle an würklichkeit und gegenwart kaum beeinträchtigt; anderseits ist die nüchterne darstellung des rittertums bei Johannes Rothe durch keine poetische nebenabsicht beirrt. wer darum Rothes Ritterspiegel zum gegenstand einer historischen untersuchung erhebt, tut gut, die aufgabe mehr culturhistorisch als litterarisch anzugreifen, nicht auf eine formale würdigung auszugehn, sondern den realen gehalt, den Rothe aus nüchterner beobachtung der würklichkeit darein verarbeitet hat, zurückzugewinnen. man hat dabei den vorteil, welt, zeit und stimmung, aus der das lehrgedicht entstanden ist, genau zu kennen. der im thüringischen Creuzburg geborene priester Johannes Rothe taucht 1387 als bischöflicher caplan auf, er ist um 1390 als stadtschreiber zu Eisenach juristisch tätig, 1393 ist er in urkunden als notar genannt, nachmals wird er domherr zu Eisenach, zwischen 1418 und 21 schulmeister des dortigen frauenstifts, am 5 mai 1434 ist er gestorben. zur schriftstellerei kommt er als stadtschreiber, und erst von prosaischer stoffsammlung dringt er zur dichtung vor. seine litterarische leistung beginnt um 1390 mit drei juristischen werken über *das reht von andirn steten*, ihnen folgen drei bücher *von den gûtin setin*, deren erstes, *von râtis czucht*, in leoninischen hexametern um 1398 geschrieben ist; *von der stete amechten* und *von der keuschheit* sind wol etwas jünger. es folgen zwei bücher für die fürsten: *von der forstin râtgebin* und *der ritter spiegel*, der, nicht vor 1412 entstanden, die erste hälfte von Rothes schaffen abschliefst: eine reihe ausgesprochen lehrhafter schriften, die mit bewuster manneskraft in das leben der zeit eingreifen und ein ausgedehntes compilatorisches wissen temperamentvoll in den dienst der allgemeinheit stellen. in resigniertem greisenalter fliefst fortan der strom breiter und müder: 1421 widmet er die *Düringische chronik* der landgräfin Anna, nach 1418 schreibt er eine *Passion*, nach 1421 die *heilige Elisabeth*, redselig und farblos, zufrieden mit der

tendenzlosen ausschmückung einer fabelhaften vergangenheit. nicht tendenzlos ist der Ritterspiegel, er will ein spiegel sein im mittelalterlichen sinne des sittencodex. in seiner auffassung von lehnsrecht und heerschild wertvoll als selbständiges rechtsdenkmal der spätzeit, in seinen äufserungen über wappen und farben der erste niederschlag heraldischer regeln in der deutschen litteratur, in seiner würdigung der ritterlichen abzeichen und vorrechte ein verständiger abdruck der schwierigen lage des rittertums einer sinkenden zeit, in seinem urteil von ritterlicher zucht ein zeuge für die allmacht scholastischer überlieferung, in den ausfällen gegen raubrittertum und verletzung der ritterpflicht in litterarischen traditionen lehrreich gebunden, in der würdigung des turnierwesens von einseitig nüchternem realismus, der im ritterspiel nur die nützliche vorübung für den krieg sehen kann, den er doch selbst mehr nach Vegetius als aus eigener anschauung schildert — so ist Rothes Ritterspiegel im ganzen ein glaubwürdiger zeuge für wichtige historische zustände. man wird ihn schon darum hören müssen, weil er in seiner zeit fast ganz allein steht. ohne historischen sinn und darum auch ohne rechten mafsstab für die vorgänge der eignen zeit, dazu für viele seiten seines gegenstands ohne eigne anschauung, bedarf er doch auf schritt und tritt der kritik, des commentars und der quellenanalyse. es ist Petersens verdienst, diese kritik besonnen und tactvoll geleistet zu haben, mit allseitiger kenntnis des schwierigen stoffes, die ihm willig in alle falten und winkel folgt, mit einem geschick, die früchte der untersuchung vor den augen der leser reifen zu lassen, das in jedem capitel aufs neue mit dem stoff aussöhnt, dem man sonst vielleicht einen solchen aufwand von fleifs und scharfsinn nicht überall gönnen würde. für eine neue ausgabe des zuletzt von Bartsch vor 50 jahren ohne kenntnis des verfassers herausgegebenen Ritterspiegels, die neben der in den Mon. Germ. zu erwartenden sammlung von Rothes historischen schriften durch AGebhardt zu wünschen bleibt, ist damit der boden im erfreulichsten sinne bereitet.

Freiburg i. Br. **Alfred Götze.**

Luther's variations in sentence arrangement from the modern literary usage. with primary reference to the position of the verb. by **Paul Curts.** a thesis of Yale university. New Haven 1910. xi u. 63 ss. 8°. — Wer die wortstellung bei Luther durch den vergleich mit dem litterarischen gebrauch des nhd. darstellt, lässt sich das ganze wichtige gebiet der erscheinungen entgehen, in denen Luther von der mhd. wortfolge, dem gebrauch der zeitgenossen oder der mundarten abweicht, aber mit der nhd. schriftsprache übereinstimmt, zt. weil er sie bestimmt hat. wer zudem kein sicheres, durch allseitige belesenheit verfeinertes sprachgefühl für das deutsche des 16 jh.s und für Luthers schwere sprache mitbringt, läuft obendrein ge-

fahr, gerade die feinheiten und schwierigkeiten seiner wortstellung schief zu beurteilen. beides ist leider bei Curts der fall. schwanken seines sprachgefühls verraten schon die vielen sonderbaren druckfehler, unter denen auch die gattung nicht fehlt, in der der autor archaischer ist als sein alter text. der eindruck wird unerfreulich bestätigt durch die falsch eingeordneten musterbeispiele, die das im ersten teil des buches aufgestellte schema der abweichungen Luthers vom nhd. erläutern sollen. als von der modernen wortstellung abweichend werden sätze verwertet wie s. 8: *drumb geburt einem yglichen christen, das er sich des glaubens annehm*, oder: *doch das ehr nit klag . . . solt vorordnet werden* . . .; das fortwürken einer spitzenbestimmung wird verkannt s. 6: *szo sein sie nymmer incompatibilia, und ist den heyligenn . . . recht geholffen;* s. 8: *dartzu die schlussel nit auff die lare . . . zupinden . . . geordnet sein, und ist eytel ertichtet ding*. der neue einsatz mit seiner notwendig geraden wortfolge wird s. 15 verkannt: *wilche auch die weltliche heydenische rechte verbieten als eyn offentlich schedlich ding aller wellt, i c h w i l l des götlichen rechts und christlichs* (nicht *christlichen!) gesetz schweygen*. als auslassung eines conditionalen *wenn* wird s. 16 misdeutet: *yhr liegt, szo treugt der babst . . . yhr zwingt mit falscher glossen auff die beycht, szo mag der babst keyn unbewusste . . . sund vorgeben. als* 'quivis' wird s. 17 fälschlich mit 'als ob' widergegeben und soll nach C.s erwartung inversion würken: *das sie nu fallen auff das geystlich weszen . . . lassen auch den glauben faren alsz der eyn zů schlecht . . . ding sey.* nach solchen proben steht man dem zahlenwerk, das in 20 tabellen und einer curventafel die zweite hälfte des buches ausmacht, mit dem unbehaglichen gefühl gegenüber, dass hier schiefe beobachtungen an falscher stelle zählen, und dass die mühsal einer massen- und procentrechnung aufgeboten wird, wo einzig mit kritischer und vergleichender versenkung in Luthers und seiner zeitgenossen sprachgebrauch sicherer gewinn zu erzielen wäre. nur nebenher wirft diese statistik einmal nützliche angaben ab, wie s. 51 und 59 die über das anschwellen des *weil* auf kosten von *dieweil* und s. 55 die über das zahlenmäfsige verhältnis der relativa *der* und *welcher* zueinander. was an der historischen syntax anziehend und des erforschens wert ist, wird sich niemals mit rechenmaschine und curvenlineal darstellen lassen.

Freiburg i. Br. **Alfred Götze.**

S c h i l l e r s m e t r i k, erklärung der versmafse Schillers in seinen gedichten und dramen von **H. Draheim**, Berlin, Weidmann 1909. VIII u. 102 ss. 2 m. — 'Die kunst gibt ihrem geistigen inhalt eine sinnlich wahrnehmbare form. wie die baukunst und die musik, so hat auch die dichtkunst ihre form', nämlich die metrische. welche perspectiven, die gleich dieser erste satz

eröffnet! ich empfehle die lectüre etwa von Th. A. Meyer, Das stilgesetz der poesie, Leipzig 1901.

D. will Schillers Metrik nach den antiken schematen behandeln, weil Schiller selbst sich an sie gehalten habe. gibt man das zu — aber er kannte die englischen balladen! — so wäre der grund noch nicht einmal zureichend, wenn wir nur Schillers metrische ansichten kennen lernen wollten; viel weniger, wenn es sich darum handelt, seine metrische kunst zu erfassen. indessen möchte es hingehen, wenn nun auch consequent ⏑ = x, — = x́, also x́x = trochäus, x́xx = daktylus, x́x́ = spondeus usw. gesetzt wäre. aber es heiſst sogleich s. 4 A.: ‘dass für trochäen und jamben auch spondeen eintreten, kommt für die deutsche betonungsmetrik nicht in betracht’. ‘spondeus’ ist also weder deutsch noch antik verstanden, sondern gemischt: die eine silbe deutsch (betonung), die andere antik (länge). die folge ist natürlich confusion, besonders beim hexameter. und doch hat schon der alte Buchner die quelle dieses irrtums zu stopfen gesucht, ein jahrhundert vor Schillers geburt.

‘Ein einziger versfuſs kann noch kein vers sein, denn der vers erfordert bewegung und gegenbewegung, accent (ʹ) und gegenaccent (ˋ); es sind also mindestens zwei versfüſse zu verbinden:

tíere wìmmern
únter trǜmmern’.

dieser ‘gegenaccent’ ist mir völlig unbekannt. ist es ein nachhall der ‘dipodischen messung?’ zugleich aber bedeuten die beiden angeführten scansionen ein beängstigendes zeugnis für D.s metrisches gehör. wie kann man hier nur die ersten icten über die zweiten erheben?! ein betontes *únter* löst doch unfehlbar den lächerlichen gegensatz *über* aus; es ist vielmehr von natur gerade ganz unbetont und wird nur durch den vers zu principieller gleichberechtigung mit *trǜmmern* erhoben.

‘Die versmaſse müssen gleichartig sein; es lassen sich also nicht jambus und trochäus verbinden, auch nicht daktylus und jambus, wohl aber trochäen unter sich, jamben unter sich und daktylen unter sich’. gut dass das letztere zugestanden wird. das erstere schlieſst alle verse mit wechselnder tactfüllung aus. und so schreibt derjenige, der Schillers balladen metrisch zergliedern will! es folgt denn auch die einschränkung, dass man trochäen mit daktylen verbinden dürfe, wenn man ihre zeitdauer gleich mache. natürlich stimmt das für das deutsche, aber es zeigt sich auch gleich wider die durch beibehaltung der antiken terminologie genährte verwirrung, indem diese tactgleichheit auch den antiken logaöden (–⏑⏑ plus –⏑) untergeschoben, vielmehr sogar von ihnen hergeleitet wird. — wenn wir aber fragen, warum *zu Aachen in seiner kaiserpracht* aus auftact (deutsch!) + daktylus + 3 trochäen bestehe und nicht aus jambus + anapäst +

2 jamben, was doch mindestens ebenso unnatürlich wäre, so hören wir: 'eine derartige verbindung kannten weder die alten noch Schiller, auch wäre dann der oft vorkommende wegfall des auftactes unzulässig'!!

Harmloser als diese einleitung sind in ihrer überflüssigkeit die folgenden metrisch-statistischen beschreibungen der einzelnen gedichte, zb. 'Amalie. vier vierzeilige trochäische strophen von fünfhebigen versen mit gekreuzten reimen; in der dritten strophe stehen zwei sechsfüfsige zeilen; der reim *zitterten* — *liebenden* ist auffällig'. sie werden unterbrochen von 'zusammenfassungen', zb. 'in den gedichten der zweiten periode haben wir zum teil strophenbildung, zum teil freie abschnitte. die gedichte zeichnen sich auch durch ihren grofsen umfang aus. die versmafse sind: 1. trochäisch: An die Freude, Die Götter Griechenlands; 2. jambisch: Die unüberwindliche Flotte, Resignation' usw. nichts als kindliches silbenzählen und fossile schemata, nirgends einmal die frage warum?

Es folgt noch ein zweiter teil über den dramenvers mit einer faseligen historischen einleitung. ich habe danach die letzten fünfzig seiten nicht mehr gelesen. man verliert sogar die lust darzulegen, wie die aufgabe angefasst werden müsste, zumal die vorarbeiten nicht benutzt sind und der verfasser sich sogar seine eignen hinweisungen (dass Schiller von Goethe Hermanns Metrik entlieh) entgehn lässt.

Charlottenburg, 29. october 1909. **Georg Baesecke.**

B o c c a c c i o a n d h i s i m i t a t o r s in german, english, french, spanish and italian literature, 'The Decameron' by **Florence Nightingale Jones.** Chicago, University press 1910. IV u. 46 ss. — Einem verzeichnis von (s. IV) über 800 bearbeitungen der novellen ist eine kurze übersicht ihrer beliebtheit und ihrer hauptschicksale vorausgeschickt, es folgt eine übersichtstabelle der nachahmungen bei zehn autoren, worunter Hans Sachs, Montanus, Chaucer, Lafontaine und Lope de Vega. die populärste geschichte des Boccaccio ist die, die er würkungsvoll an den schluss stellte — die von Griselda (s. 3). — auch malerische 'nachahmungen' sind (s. 3) gestreift. wichtig ist (ebda) die bemerkung: 'dass die popularität dieser geschichten nicht allein von Boccaccios erzählertalent abhing, sondern auch von der geschichte selbst, wird durch die tatsache bewiesen, dass die zumeist nachgeahmt wurden, die in Landaus 'Quellen des Decameron' den längsten stammbaum aufweisen'.

Berlin, 1. 10. 10. **R. M. Meyer.**

A l b e r t E m i l B r a c h v o g e l u n d s e i n e d r a m e n von **Fritz Mittelmann.** [Teutonia. hrsg. v. W. Uhl. h. 14]. Leipzig, Avenarius 1910. XVIII u. 219 ss. 8°. 6 m. — Arbeiten zu denen die hinterbliebenen eines dichters bereitwillig das material beigesteuert haben, sind immer ein wenig verdächtig; es muss

aber zugestanden werden, dass M. es wenigstens an redlicher absicht der objectivität nicht fehlen lässt. er bewährt sie auch zumeist im einzelnen, um sie dann im gesamturteil unwillkürlich wider zu verläugnen. am seltsamsten geschieht das am schluss des vorworts (s. xvii): epigone sei der dichter des 'Narciss' niemals gewesen, denn er habe sich nie an so abgegriffene stoffe wie 'Nero' oder 'Iwan den Schrecklichen' gemacht. wunderliche definition des 'epigonentums', nach der die dichter des 'Faust' und des 'Don Juan' epigonen wären! merkwürdige begründung, da Brachvogel auf seiner liste einen 'Prometheus', eine 'Arria', sogar ein Jesusdrama, einen 'Cromwell' (in VHugos und Delaroches Zeit!) hat und zwar keinen 'Hohenstaufen-bandwurm' plante, aber doch — eine lange reihe von kaiserdramen (s. 154; vgl. s. 175)! dem ehrlichen eingeständnis, der dichter habe der effecthascherei nicht widerstehn können (s. 129, 131 u. ö.), steht eine unaufhörliche betonung seines 'redlichen bestrebens' gegenüber, die doch nicht blofs dem unermüdlichen fleifs des tapferen mannes gelten soll, dessen lächerlich geringe theatereinnahmen (s. 148) die nachdenklich machen sollten, die in den tantièmen ein verhängnis für das moderne drama erblicken! übrigens spielt auch in seinem leben der typische verlegerprocess (s. 142) eine betrübende rolle, wie bei Karl Goedeke oder JVScheffel. ähnlich die häufige entlassung aus dem amt (s. 123). überhaupt ligt Brachvogels bedeutung mehr im typischen als im individuellen (weshalb auch der gelegentlich im ausdruck etwas angestrengte verf. gern von dem 'drama seines lebens' spricht). der 'dichter des weltzorns' (s. 183), der gleichzeitig (ebd.) als kritiker 'fast das zeug hatte — ein deutscher Sarcey zu werden!' — steht doch trotz seinen programmreden (s. 23) und selbstcharakteristiken (s. 187), die übrigens beide an sich recht interessant sind, unter den dramatischen gesellschaftskritikern der zeit wahrlich nicht so isoliert da; oder sollten jene grofsen worte auf gröfsere, auf Grabbe und Büchner, ja auf die 'Titanen' in Berlin nicht besser passen? dass seine dramen ein 'vorausahnen einer neuen zeit' bergen (s. 182), vermag ich wenigstens aus den mitgeteilten proben nicht mehr zu ersehen, als aus manchem jungdeutschen scenenfragment; wie ich denn M.s begeisterung für die historischen dramen angesichts der schrecklichen rede auf Thankmar (s. 160) oder des unglaublich mislungenen rundgesangs (s. 160) nicht begreife — das prophezeit nur den mislungensten Wildenbruch.

Aber die liebevolle versenkung in Brachvogels art ist nicht unergiebig. für den 'Narciss' vor allem werden individuelle beziehungen (s. 23) hübsch nachgewiesen, das deutschtum der charaktere (s. 85) gut betont, das ganze 'Narciss-genre' (s. 105) nicht schlecht charakterisiert: es ist eben ein 'Berliner Hamlet' (s. 80).

Das merkwürdigste ist, wie genau des gealterten poeten klagen über das publicum (s. 115), die ausstattungs-epidemie (s. 176), die heutigen kritiker (s. 120) — die natürlich nur ein zerrbild der früheren sind — mit modernsten klagen übereinstimmen. auch die ungenauigkeit der biographisch-litterarhistorischen angaben des dichters (s. 55) ist nur zu typisch.

Berlin, 12. 2. 11. **Richard M. Meyer.**

Heinrich Zschokke, Heinrich Pestalozzi und Heinrich von Kleist. eine kritische biographie Heinrich Zschokkes von dr. **C. Wüest.** Chur, Manatschal 1910. 108 ss. 8°. 1,70 m. — Auf einem öffentlichen platze der schweizerischen stadt Aarau steht ein denkmal, das Heinrich Zschokke, 'den staatsmann, dichter und volksfreund', ehrt. dort wo sein name in einer stattlichen zahl angesehener nachkommen fortlebt, würkt Zschokke auch heute noch als persönlichkeit weiter, in der übrigen Schweiz aber und jenseits des Rheines kennt man ihn kaum mehr als schriftsteller: er ist ein toter mann.

Diese tatsachen erklären ton und haltung der vorliegenden schrift. dem in der Aarauer localtradition aufgewachsenen verfasser wurde Zschokke als das ideal eines staatsbürgers und menschen hingestellt, und er blickte wol verehrend zu ihm auf, bis er auf grund eigener studien und einer tiefer dringenden menschenkenntnis dunkle schatten in dessen charakter entdeckte. voll bitterer enttäuschung greift er nun zur feder, um zu beweisen, wie schändlich man ihn und uns betrog, und wie wenig der vergötterte mann unsere liebe verdient. in seiner verblendung merkt er nicht, dass uns der angegriffene schon lange gleichgültig war. der verfasser spricht als kritiker eigentlich nur zu einer kleinen schar eingeweihter, eben zu seinen engern mitbürgern.

Rasch durchgeht Wüest Zschokkes lebensgang, ohne zu versäumen, den finger auf manches seltsam berührende wort zu legen. eitle selbstzufriedenheit eigne schon dem kinde, heuchelei wird dem jüngling vorgeworfen, crasse selbstliebe und krankhafte überhebung bezeichneten den mann. die belege für seine behauptungen entnimmt der verfasser Zschokkes 'Selbstschau', wobei er es versteht, seinen anklagen überzeugende kraft zu verleihen. nachdem diese, hier im einzelnen nicht darstellbare vernichtung des scheinbar edeln mannes und grofsen politikers vollzogen ist, wird das opfer erst noch mit Kleist und Pestalozzi confrontiert und festgestellt, dass er jenen in unglaublichem eigendünkel verkannt und unterschätzt, diesen aber um sein lebenswerk betrogen und in die verzweiflung getrieben habe. so sieht der denkmalbedachte musterbürger nach des verfassers meinung in wahrheit aus!

Es ist in vorliegender schrift vieles scharf beobachtet und gut dargestellt; so Zschokkes selbstherrliches auftreten im Tessin (s. 33 ff — ein gegenstück dazu aus spätern jahren ist Zschokkes

brief vom 15 dec. 1834 an den abt Adalbert Regli von Muri), sein verhalten Pestalozzi gegenüber (s. 37 ff), der merkwürdige nachruf auf Heinrich von Kleist (s. 78). anderes widerum, wie zb. die breiten ausführungen über diesen dichter (s. 56 ff), gehörte wol eher in eine Kleistbiographie. hier hätten knappe angaben genügt. in manchem harten urteil hat der verf. sachlich recht: trotzdem wird man aber Zschokke mildernde umstände zubilligen müssen. als ausländer kannte er Schweizer art und sitte nicht genug, um überall richtig mafs halten zu können. wie kläglich muste ihm, dem selbstbewusten Preufsen, der im staate Friedrichs des Grofsen aufgewachsen war, die uneinige Schweiz erscheinen! und wie kamen ihm die zeitverhältnisse entgegen! kaum fühlt sich Zschokke in der Schweiz heimisch, so stürzt die alte eidgenossenschaft zusammen. die regierenden stände werden rechtlos, es gibt raum für neue herren. da brauchbare anwärter nicht allzu zahlreich sind, findet auch der eben erst eingewanderte Magdeburger rasch einfluss und würkungskreis. dass er sich auch später eine hervorragende stellung wahren wollte, kann man ihm nicht verargen, und wenn er sich dabei auf compromisse einliefs, so waren hierin die bürger seines adoptivvaterlandes die besten lehrmeister als kind des 18 jahrhunderts war er rationalist. allerdings beweist die art, wie er seine weltanschauung vertritt, und wie er sie den wechselnden verhältnissen anzupassen versteht, dass ihm die grofse, aus zweifeln geborene unruhe tiefer geister abgeht. so hat der verfasser recht, wenn er in Zschokke kein genie, sondern den typus eines weltgewanten, oft zum strebertum hinneigenden talentes sieht.

Basel. **Emil Geiger.**

LACHMANNIANA.

Das auf der Königlichen und universitätsbibliothek in Königsberg befindliche exemplar der ersten Nibelungenarbeit Lachmanns 'Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth. Berlin 1816, bei Ferdinand Dümmler' [8° sign.: Pbε 1353 (Gh)] ist mit zahlreichen randnotizen (in deutscher schrift) versehen, von denen mir der katalog nur angab, dass diese 'jedesfalls' vom verf. stammten. die art der verbesserungen des wortlauts (zt. stilistisch!) und die anmerkungen selbst überzeugten auch mich nach genauer prüfung davon, dass hier L.s handexemplar vorliegt. das buch stammt aus der bibliothek Gottholds, der, als L. lehrer am kgl. Friedrichscollegium in Königsberg war, diesem als director vorstand und zu L. in nähere beziehungen trat, die ununterbrochen blieben, als L. universitätsprofessor in K. wurde. dass L. längere zeit dieses exemplar benutzte, bevor es in Gottholds besitz kam, geht daraus hervor, dass citate sowol in vdHagenscher zählung, als auch schon in der eigenen L s gegeben sind.

die schrift ist äufserst zierlich und teilweise so fein, dass ich, um sie zu lesen, eines vergröfserungsglases bedurfte.

Dass diese handschriftlichen bemerkungen Lachmanns und gerade aus der zeit 1817—1822 (vielleicht mit einigen späteren notizen), in der die grundlagen zum bau seiner Nib.-theorie gefestigt wurden, äufserst wertvoll sind, erkennt jeder, der sich näher mit ihnen befasst. ich habe daher diejenigen von ihnen hier zusammengestellt, die mehr sind als citate oder stilistische änderungen. wollte man sie in ihrer gesamtheit vorlegen, so würde eine zweite auflage der ganzen schrift nötig sein: im hinblick auf eine solche scheinen viele der anmerkungen entstanden zu sein. — der direction der Kgl. bibliothek, die mir die publication bereits im vorigen jahre gestattete, sage ich auch hier meinen dank.[1]

S. 11. Ist folgender Grundsatz richtig?: Nur zu Anfang eines Liedes wird ausführlich erzählt, wer die darin auftretenden Personen sind. So ist im Liede von Brunhild anfangs umständlich von Brunhilden die Rede, nicht nachher von den übrigen. So im Liede von Siegfrieds erster Fahrt nach Worms, wo die Burgundischen Helden wie längst bekannte Personen plötzlich auftreten, ohne besonders eingeführt zu werden. Hält dieser Grundsatz Stich, so lassen sich danach noch manche Interpolationen nachweisen. [*auf derselben seite an anderer stelle.*] Dies ist richtig; aber man muß bei der Anwendung des Grundsatzes vorsichtig sein, weil in einzelnen Liedern aus einem größeren Fabelkreise natürlich oft bekannte Personen ohne weitere Erklärung genannt werden. So Günter und Gernot in dem dritten dänischen Liede Str. 16.

S. 13*f* [*zur kritik der str.* 1415—17 = *z.* 5913 bis 5924 *auf s.* 11—14]. Möglich ist auch, daß alles richtig ist, und erwiesen nur, daß diese Stelle mit allen übrigen Liedern unserer Sammlung streitet. Es ist [*gestrichen:* hier] nicht gewiß daß hier eine Interpolation sei, wohl aber daß Z. 6041 [*hier* = *str.* 1447 *beginnt lied* XIV] ein neues Lied anfange. S. auch S. 29 unten und Anm. 22. [*s.* 14.] Man hat aber ebn

[1] *Die bibliothek bewahrt unter MS* 2466 *[Pbe* 58 *(G)* 4°*] ein exemplar des Myllerschen Parzival auf, das von L.* 'behufs seiner *eigenen ausgabe durchcorrigirt' wurde. die deckel und ränder sind dicht mit lesarten, citaten, notizen über hss. und kurzen anmerkungen beschrieben. auf s.* 1 *oben das datum* 'München, 5—27 juli 1824' *(mit bezug auf die collation von G (cgm.* 19). *auf einem einliegenden blatt sind ua. einzelne stellen notiert, deren herstellung offenbar noch besonders erwogen werden sollte. in der art jedesfalls, wie L. an der erkenntnis der richtigen lesart, der längen und kürzen in fremden namen usw. arbeitete, wie er zur teilung in* 30 *zeiler, zur chronologie der epen gelangte und heute geläufige dinge erst festlegen muste, ist auch dieser band für die entwickelung der deutschen philologie historisch bedeutsam.*

so viel Recht zu sagen, daß beide oder wenigstens die erste Strophe von Volker ursprüngl schon in diesem Liede gestanden. [*gestrichen:* Nicht] Selbst die letzte kann schon älter sein als aus einer Sammlung von Nibelungenliedern. [*das folgende bis* gestanden haben *steht an einer anderen stelle der seite, soll hier aber (wie ein zeichen lehrt) hineingefügt werden.*] obgleich dadurch wahrscheinlich wird daß sie hier zum Behuf einer solchen Sammlung eingeschobn [*gestrichen:* sei] u. aus einem andern Liede genommen sei, weil der Verfasser der Klage nicht dieses Lied aber doch den Inhalt dieser Strophe kannte. (s. Anm. 32) gewiß ist dieses, wenn der Grundsatz, Anmerk. zu S. 11 unten [*oben mitgeteilt*], richtig ist. Die erstere hingegen kann von Anfang an in dem Liede gestanden haben. Ich hätte hier also nicht entscheiden sollen. Nur soviel ist gewiß, daß diese beidn Strophen älter sind als unsere Nibelungensammlung und mit dieser streiten.

Innenseite des vorderen deckels oben J. Grimm Heidelb. Jahrb. 1816. No 69. S. 1095. [*folgt citat* Gab es aber *bis* vor sich gehabt haben *und dann die bemerkung*]. Das der Ordner unserer NN. schon eine Sammlung von Liedern, wenigstens der letztern Hälfte [*gestrichen:* vermuthl vo] vor sich hatte, beweist das bei S. 14 Bemerkte [*oben mitgeteilt*]. Der Verf. der Klage hatte auch eine Samlung theils derselben [*gestrichen:* theils auch andrer] Lieder. Ob sie eine andere als jene war, darüber s. zu S. 35 [*unten mitgeteilt*]. Aber unmöglich ist nicht daß auch einzelne Lieder aufgezeichnet wurden. So das uralte und das neue Lied von Hildebrand u. Alebrand. Das Buch der Fahrenden zu München enthält wenigstens eine Strophe aus Ecken Ausfahrt.

S. 100 [*zu anm.* 31]. Eigentlich paßt der Name recht wohl darauf. Der ganze Titurel, der ganze Tristan, der ganze Wilhelm von Orleans sind jeder [*aus* jedes *verbessert*] eine [*gestrichen:* eigene] einzige Aventüre. Nur in Liedern des deutschen Kreises heißen die einzelnen Abschnitte Aventüren, wie in den Nibelungen, im Otnit. Ein Nebenbeweis für meine [!] Hypothese

S. 34*f* [*zu den varianten von C gegenüber A in Klage* 9 *ff*; *die* **worte** als dem Hohenemser Ueberarbeiter *sind unterstrichen*]. Die Variante ist denn doch wohl älter. Denn auch die Münchner Hds. [*D*] stimmt mit der Hohenemser [*C*]. (Hagens Grundriss S. 86). Wir wissen, Dank sei's Hrn vd Hagen, noch nichts von dem Kritischen Verhältniß der Hdss. der Klage. Er wirds auch nicht herausbringen. [*ebd. zum citat* Uns seit der t i h t æ r e, der uns tihte diz mære.] T i h t æ r e könnte doch wohl allgemeiner sein und selbst auf Prosa passen. Und sollte nicht A v e n t ü r e wenigstens ein Lateinisches G e d i c h t (s. Anm. 27.) heißen können? Die p r o s a i s c h e Legende von Barlaam und Josaphat nennt Rudolf von Montfort freilich nie so; wohl aber e i n g e t i h t e 4, 29. Wenn aber auch diese Ausdrücke nichts beweisen, so muß die nachher folgende Ver-

gleichung sich selbst helfen. Es ist ganz gewiß, daß der Vf. der Klage deutsche Lieder kannte [*gestrichen:* und sogar eine ganze Lieder s a m m l u n g]. Vielleicht läßt sich doch streiten, ob er auch eine deutsche schriftliche Lieder s a m m l u n g vor sich hatte. Daß es [*gestrichen:* Für] eine [*s.* 35] solche [*gestrichen:* frühere] deutsche Sammlung gab, älter als unser Gedicht, dafür spricht die Bemerkung, daß die Lieder in u n s e r e r letzten Hälfte augenscheinlich schon länger vereinigt gewesen sind, als die der ersteren (vgl. S. 7. Z. 8. S. [S. *aus einer runden klammer verbessert*] 67 unten.) Eine solche früher Sammlung; die der Ordner unserer NN hatte, beweist das bei S. 14 Bemerkte *[oben mitgeteilt]*. Daß der Vf. der Klage zum Theil dieselbn Lieder las ist auch erwiesen. Fragt sich also ob er 1.) bloß einzelne Lieder, oder 2.) die Sammlung welche unser Ordner gebrauchte, oder 3.) eine andere dieser nur ähnliche hatte. Im ersten Falle muß man annehmen, daß er ein Latein. Gedicht daneben hatte. In den beiden andern ist dies nicht nöthig u. man braucht ihn doch nicht Lügen zu strafen. An den z w e i t e n habe ich sonst kaum gedacht; die Annahme desselben spricht unserem Ordner ein sehr freies Kritisches Walten zu; doch ist er nicht gerade zu unmöglich, hat doch der Hohenemser Kritiker noch, nach Anleitung anderer Volkslieder, an der Fabel geändert. Wäre es bei der Erklärung geschichtlicher Tatsachen gewiß, daß man überall [*gestrichen:* bei ihr] nur das d u r c h a u s N o t h w e n d i g e voraussetzen müßte, so wäre die Annahme der d r i t t e n Voraussetzung d. h. einer dritten Sammlung (denn noch eine außer unserer ist, wie gesagt, zu S. 14 erwiesen) allerdings zu verwerfen, [*gestrichen:* Allein] und eine der beiden anderen Hypothesen vorzuziehn. Da nun aber bei der [*gestrichen:* zweiten] e r s t e n wieder ein Latein. Gedicht muß angenommen werden, so wäre dieser Grund für die vorher bezweifelte zweite. Allein der ganze Grund gilt gar nicht. [*gestrichen:* und so mögen denn alle drei fürs Erste in gleichen Würden bleibn.] G e g e n die e r s t e ist [*gestrichen:* indeß] Folgendes. Wenn der Vf. der Klage den [*gestrichen:* Inhalt] eigentlichen Inhalt seines Gedichtes erweislich (s. zu S. 66 am Ende [*unten mitgeteilt*]) aus einer schriftlichen Quelle (d. h. also aus dem Lat. Gedichte) nahm, so mußte doch darin die Reise der Burgunden wenigstens kurz und das Verbrennen des Saales ausführlich erzählt werden, zumahl sich der Verfasser des Lat. Gedichtes hernach darauf bezog. Warum verstand denn nun aber der Vf. der Klage diese Beziehungen nicht? (S. 50. 63). Dies erklärt sich aus den beiden anderen Hypothesen gar wohl; bei der dritten zwar am leichtesten (s. S. 67 oben); aber auch wenn man die zweite annimmt. Hiernach schwanke ich noch zwischen der zweiten und dritten Annahme. Doch gibt das oben gegen die zweite Gesagte der dritten ein großes Übergewicht, zumahl da unser Ordner mit den Liedern

des ersten Theils nicht so frei verfuhr. Doch diese fand er freilich vielleicht noch nicht gesammelt. Allein wenn er die Lieder der letzten Hälfte so bedeutend änderte, als man bei der 2tn Hypothese annehmen muß, warum räumte er denn nicht die Widersprüche weg? Noch ein Grund gegen die e r s t e zu S. 66.

S. 66 [*zum 1 abschn. von § 26:* eine reihe theils derselben teils andererlieder]. 'Eine andere Reihe Lieder, ganz richtig. Ob aber bloß im Volksgesange oder schriftlich, ist zweifelhaft. S. zu S. 35 [*oben mitgeteilt*]. Die Einleitung und selbst der Schluß könnten aus dem Lateinischen Gedichte sein. Von dem Schlusse (s. S. 58) ist dies jedoch weniger wahrscheinlich, denn dann müßte nach diesem Schlusse noch die Erzählung von der [der *verbessert aus* den?] Klage gefolgt sein; weil sich der Dichters des Mähres von der Klage dabei noch Z. 1774 [= 800,] auf des M e i s t e r s Zeugniß beruft, d. h. doch wohl auf die schriftliche Quelle. Hat er aber eine andere geschriebene Sammlung gehabt, so war wohl möglich daß nach dem Schlusse (wenn es auch wörtlich hieß daz ist der Nibelunge not) noch ein Anhang folgte, wie in der Klage nach den Worten Ditze liet heizet dú Klage, noch der Anhang nachkommt: Wie ez Etzeln sit ergienge.

Königsberg in Pr., juli 1910. **Kurt Plenio.**

PERSONALNOTIZEN.

Am 30 december 1910 starb zu Liegnitz, 53 jahr alt, prof. dr Johannes Stosch aus Greifswald.

Am 29 januar 1911 bereitete ein brutaler zufall dem leben und der freudigen schaffenskraft von Wilhelm Wilmanns (geb. am 14 märz 1842) ein jähes ende. mit ihm ward unserer wissenschaft die stärkste sittliche persönlichkeit entrissen, ein gelehrter der nicht müde wurde zu lernen und umzulernen, und der so, den siebzig nahe, der gefahren zu spotten schien, mit denen uns das alter am ehsten bedroht.

Am 9 februar setzte, 66 jährig, Bernhard Suphan seinem leben das ziel, der 24 jahre an der spitze des Goethe- und Schiller-archivs gestanden hat. er schied von uns nahe vor dem abschluss der Weimarischen Goethe-ausgabe, und leider auch vor vollendung der monumentalen gesamtausgabe von Herders werken, die allezeit der vornehmste träger seines namens sein wird.

Zum nachfolger Suphans in der leitung des Goethe- und Schiller-archivs wurde der director des Goethe-nationalmuseums Wolfgang v. Oettingen ernannt.

In Heidelberg hat sich Dr. Friedrich Gundelfinger für neuere deutsche litteraturgeschichte habilitiert.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXV, 2 juli 1911

---

1. Germanische sprachwissenschaft, 2. aufl., von **Richard Loewe** [Sammlung Göschen nr 238]. Leipzig 1911. 151 ss. kl. 8°. — 80 pf.
2. Deutsches wörterbuch von **Richard Loewe**. [Sammlung Göschen nr 64]. Leipzig 1910 177 ss. kl. 8° — 80 pf.

1. Loewes 'Germanische sprachwissenschaft', die schon bei der ersten auflage den beifall der kritik gefunden hatte, ligt nun in zweiter auflage vor. es ist auch erfreulich, wie vortrefflich der verf. auf so kleinem raume über dies ziemlich complicierte gebiet orientiert, und wie objectiv er die resultate der forschung darzustellen sich bemüht: so hat das büchlein wol manchem studenten als erste einführung, manchem fernstehnden zur allgemeinen belehrung gedient. auch in dieser auflage ist L. redlich bemüht gewesen, den fortschritten, die an einigen puncten die letzten 6 jahre brachten, rechnung zu tragen und lücken auszufüllen; so sind neu aufgenommen die abschnitte über die suppletivcomparation, über die adverbialbildung der steigerungsgrade und über das gerundium. in der einleitung ist (s. 8. 14) auf das tocharische verwiesen, umgearbeitet ist die combinatorische lautentwicklung, hinzugekommen s. 57 f die hochdeutsche lautverschiebung. besonders freute mich der neue abschnitt 'consonantendehnungen als lautsymbolik' (64 f), da ich mir einbilde, etwas dazu beigetragen zu haben (s. Franck Afränk. gramm. s. 159), und ich finde es gerechtfertigt, dass L. auch hier das starke präteritum gemäſs seinen ausführungen KZs. 40, 266 ff erklärt: das princip der dissimilation und haplologie anzuwenden war zweifellos ein sehr glücklicher gedanke (vgl. Bezzenberger KZs. 42, 383): ich glaube, dass sich L.s theorie durchsetzen wird, wenn sie gegenüber anderen noch besser fundiert ist.

Ich geh im folgenden einigen einzelpuncten und anregungen, die ich der lectüre des büchleins verdanke, nach: vielleicht zieht L. für weitere auflagen einiges davon in erwägung und bemüht sich, im gegensatz zu den vulgatmeinungen, die in Brugmanns und Streitbergs werken genugsam zum ausdruck gekommen sind, auch anderer leute meinungen zu beachten.

S. 13 ff ist das verhältnis des german. zum balt.-slav., 18 ff der wortschatz nicht berücksichtigt. — s. 23 z. 13 l. *sāþe* 'er *säte*'. — s. 26 erscheint unter den hauptorten des ostfränkischen

Fulda, das rheinfränk. ist (Franck aao. 3). — s. 33 stellt L. eine neue ansicht über die behandlung des idg. *u* auf: *u* wird haupttonig *o*, kehrt jedoch got. in *u* zurück: got. *juk*, aisl. *ok*, ags. *ʒeoc* (*u* wird ags. nach *ʒ* zu *eo*). demgemäfs sollen nach s. 37 idg. *r̥*, *l̥*, *m̥*, *n̥* durch *or*, *ol*, *om*, *on* vertreten sein: ai. *mr̥tám* 'tod', aisl., ags. *morđ* 'mord' usw. dies *o* sei mit *o* aus idg. *u* zusammengefallen und werde wie dies nichthaupttonig *u*, zb. in *sibun*. daraus folgt (s. 37 f), dass germ. haupttoniges *o* in *u* verengt wurde, wenn in der folgenden unbetonten silbe *i*, *ī* oder *u* stand. zunächst repräsentiert ags. *ʒeoc* nicht altes **juk*, sondern **jok*, da nach Sievers Ags. gr.[3] § 74 ags. wol *ʒuʒuđ* = ahd. *jugunt*, aber nur *ʒeoc* = ahd. *joh* erscheint. diese ganze concession zugunsten des nord- und westgerm. vocalismus und einer vermeintlichen parallelen behandlung des *e* (ich folge in der beurteilung von ahd. *situ*: gr. *ἔϑος* usw. Paul PBBeitr. 6, 79 ff) ist recht unglücklich und macht die entwicklung zu compliciert: idg. *bhr̥tis* wäre demnach zuerst zu **borþi-*, *borđi-*, dann zu *burþi-*, *burđi*, weiter got. *gabaúrþs* geworden. ebenso idg. *bhúdhes* 2 sg. aor. zu *bođis*, ahd. *buti* usw. ich sehe hier gar keinen anlass von der bisherigen ansicht abzugehn, es sei denn, dass L. schlagende beweise hat.

S. 34: die regel, dass nichthaupttonig idg. *e* zu *i* wird, ist zu weit gefasst, s. Janko Idg.-Anz. 19, 43. — s. 36: *āu* soll germ. *au* ergeben im got. *sauil*: warum heifst es dann nicht **sawil*? das beispiel ist auch deswegen schlecht, weil hier ja (gr. *ἀϝέλιος*!) heterosyllabisches *ā-u* vorligt.

S. 38: auch der satz, dass *ī̑* nord.-westgerm. vor *a* zu *e* werde, ist zu allgemein, s. Franck aao. 28. — s. 44: att. *στήλη* entstand nicht aus urgr. *σταλά*; 45: gr. *δάνος* gehört nicht zu lat. *datus*. — 45: in der annahme von idg. dehnungen folgt L. (ahd. *swāgur*) WSchulze und lehnt mit recht betreffs dor. *πώς* Streitbergs dehnstufengesetz ab. — 54 ff: im gebiet des grammatischen wechsels ist got. *hausjan* noch immer unklar (die vermutung Pauls PBBeitr. 6, 548 fand keinen beifall), ich glaube es aber als analogiebildung zu verstehn. nachdem im got. **nazjan* nach *nisan* zu *nasjan*, **gadrauzjan* > *gadrausjan*, **kauzjan* > *kausjan* geworden war (vgl. noch *lausjan* von *laus* mit schon urgerman. *s*), zog das sprachgefühl aus der zusammengehörigkeit des **hauzjan* zu diesen verben die consequenz und wandelte es in *hausjan* um, wobei die drei obigen reimworte besonders mitwürkten.

S. 60 f: idg. *k*[v] und *kw* fielen urgerm. zusammen, indem *hw* zu *h* wurde vgl. *h* got. *saihvan* und *aihva*; *ʒ*[v] (aus idg *g*[v]*h* oder älterem *h*) ist urgermanisch aber allgemein zu *ʒw* geworden, das nach nasal erhalten blieb, sonst zu *ʒ* bzw. *w* wurde (Zupitza Gutturale 101; zum got. *gw* s. Collitz Zs. f. d. phil. 12, 481 f). der grund, warum hinter nasal *ʒw* erhalten blieb, ist augenscheinlich der, dass -*ʒ*- hier zum vollen verschlusslaut geworden

war, und so die assimilation des spiranten *ȝ* an *w* oder des *w* an *ȝ* nicht möglich wurde, oder — falls man eine assimilation für unmöglich hält — dass *-g-* sich selbst und das nachfolgende *u* vor dem verklingen schützte.

S. 62 f: aus der 1 auflage übernommen. ich halte noch heute an der Germ. lautges. 40 ff begründeten lehre trotz gelegentlichen widerspruches im wesentlichen fest, will aber zugeben, dass in einigen fällen, zb. im ahd. *iuwêr*, zwei etymologisch (in diesem falle durch assimilation) begründete *u̯*-laute vorliegen können (vgl. Brugmann Die distrib. und die collect. numeralia 55 f). nur erweitere ich die regel dahin, dass *i̯* und *u̯* im urgerm. hinter kurzem vocal überhaupt in vorhaupttonigen silben (nicht nur unmittelbar vor dem hauptton) geminiert wurden, vgl. die ähnlichen mind. verhältnisse bei Pischel KZs. 35, 140 ff. für mich sprechen doch die geminierten *u* in den *u*-adjectiven sehr. wenn im got. *bliggwan* usw. das *-uu̯-* aus dem ind. plur., opt. und part. prät. in das ganze paradigma übergeführt sind — schon urgerm. —, so ligt der fall wie im got. *bileiban* = ahd. *bilîban* (aus germ. *lifō* — *laif* — *libum* — *libans* s. Paul PBBeitr. 6, 541), also: idg. *mléu̯ō* — *memlóu̯a* — *memluu̯ᵉmé* — *memluu̯onós* > germ. *bléu̯ō* — *bláu(a)* — *bluu̯um* — *bluu̯anáz* < *bléu̯ō* usw. dass auch hier gelegentlich schwierigkeiten entstehn, dessen bin ich mir bewust, sie scheinen mir aber nicht unüberwindlich.

S. 76: lit. *-mis* ist nach den lit. auslautgesetzen *-mìs*, unter keinen umständen *-mis*, s. Brugmann II, 2, 262.

S. 79 z. 19 ist aus der 1 aufl. stehn geblieben: lit. *ašwōs* (es heiſst *ašwàs*).

S. 79 f wird eine *i̯ē*-declination angesetzt, die von anderer seite als nicht existierend erwiesen werden wird. einen beweis für einen acc. sg. auf *i̯ēm* im germ. soll nach Streitbergs apodiktischer behauptung (Urgerm. gr. 239) anord. *heiþe* bilden. aber dass man anord. *heiþe* lautgesetzlich auf **haiþīm* zurückführen kann, bemerkte schon Walde Germ. auslautges. 179 f. ein solcher acc. ist, unabhängig voneinander, auf mehreren sprachgebieten zum nom. auf *-ī* gebildet worden, und das verhältnis von an. *heiþe* : got. *haiþja* — an dem Walde stutzig wurde — ist genau dasselbe, wie bei preuſs. *mārtin*: lit. *marčią* (Apreuſs. sprachdenkm. 228), dh. das nord. hat zu einem n. sg. **haiþī* sich einen acc. sg. **haiþīm* (oder auch zu **haiþi *haiþim*) geschaffen, der den alten *haiþiōn* verdrängte.

S. 80 f: neben ahd. *mere* dat. sg. begegnet zweimal der dat.-loc. *meri* (*ur meri* Ahd. gl. II 765, 14 in den Emmeramer und in *demo meri* ib. 628, 29 in den Tegernseer glossen, s. Schatz Abair. gr. 114); vgl. as. *hugi* usw. aus idg. loc. sg. *-ei̯i* (Sievers PBBeitr. 8, 332 f).

S. 87: L. vermutet mit recht, dass in dem bislang unklaren n. acc. plur. ags. *suna* (von haus aus nom. und auf den acc.

übertragen, während umgekehrt *sunu* acc. auch als nom. verwendet wurde) ein germ. *sunauz* aus idg. *sunou̯es* stecke. ich glaube, dass idg. *sūnou̯es* auch vorligt im aksl. *synove*; ferner in den lit. nom. plur. von den adjectiven *stumbùs*, *grażùs* in An. Szil. 233. 234 *stumbous*, *grõżous*, vgl. Bugà, Kalbos Dalykai (Kowno 1910), s. 53. zur lautlichen behandlung von idg. heterosyllabischem *-eu̯-* im balt.-slav. s. verf. Apreufs. sprachd. 146 f.; GGA. 1911, s. 249.

S. 98: anord. *sú* kann natürlich auch unmittelbar auf got. *sō* zurückgehn (Mahlow AEO s. 61). — s. 105: die hypothese Brugmanns IF. 10, 84 über die entstehung des germ. compar. auf *-ōzan* ist so befriedigend, dass man sich bei ihr beruhigen kann (parallele erscheinungen des preufs. und slav. stützen sie ja). bei L.s deutung bleibt schon das suffix *-ioson* unklar, formen wie **niu̯-i̯os*, *niu̯i̯-os* usw. sind nur papiererzeugnisse. sind diese comparative bei den *io*-stämmen entstanden, so sollte man sie auch gerade bei ihnen verbreitet finden; dem widerspricht aber der tatbestand im got., das von *alþeis* ein *alþiza* bildet, und im ahd., wo *miltiro : milti* usw. die regel ist, s. Wilmanns II 442, Schatz aao. 135.

S. 108: die got. adverbia auf *-ba* sind adverbielle accusative von abstraktis auf *-bhā*, s. Germ. lautges. 35. — 124 f. hätte die eigentümliche bedeutung der *ē*-verben bezeichnet und die ausführungen Bezzenbergers (Geras für Fick 204) gebührende berücksichtigung finden müssen. — s. 135: alem. *worhtōm*, *-ōt*, *-ōn* ist nach dem sing. **worhtō*, *worhtōs*, **worhtō* (wo *-ō* später zu *-a*) gebildet worden. — s. 145: es ist unglaublich, dass L., der KZs. 40, 312 got. *kunnum* aus idg. *gn̥nəmé* erklärt, hier got. *numans* aus idg. *n̥mmonós*, *baúrans* aus *bhr̥ronós* ableitet (wofür Brugmann jetzt die schreibungen *n̥mᵐonós* usw. hat). es ist eins von dutzenden von beispielen, dass alles was nicht in Brugmanns Grundriss gelehrt wird, in den wind geredet ist, mögen — wie das hier der fall ist — auch männer wie Bechtel und JSchmidt dahinterstehn.

2. In den letzten jahren haben eine reihe deutscher wörterbücher neubearbeitungen und neuauflagen erlebt: es war da für L. nicht eben schwer, eine kurze skizze über die zusammensetzung des deutschen wortschatzes zu geben. wenn man bedenkt, dass L. diesen auf 164 seiten (13 ss. einleitung gehn voran) abhandeln sollte, so weifs man, dass dabei nicht viel zu erwarten ist: der verfasser hat sicher viel mühe mit dieser undankbaren aufgabe gehabt, und der verleger hätte besser zwei oder drei bändchen für ein so wichtiges thema bewilligen sollen. deswegen lohnt es auch nicht, über die auswahl der wörter mit L. zu rechten: sie ist relativ verständig geworden, nur ganz deutliche fremdwörter wie *Anis*, *Bankerott*, *Baron* usw. hätten des raumes wegen ausgeschieden werden können. für wen das

büchlein bestimmt ist, und wer diesem nebeneinanderstehn von worten ohne erklärungen ein verständnis abringen kann, ist mir unklar. genug, der verleger wollte es so. dadurch wird mancher irregeleitet werden: *Ambra* (s. 116) stammt natürlich nicht unmittelbar aus dem arab., sondern aus dem ital.; jemand der weifs, dass westgerm. *r* auf *z-s* zurückgehn kann, wird womöglich in *rühren* (121) dies mit dem σ vom gr. κρᾶσις identificieren; ja s. 108 u. *Pfennig* hab ich den verdacht, dass sogar der verf. (ihm ist wie einstmals Stieler der pfennig das pfännchen) das *-nt-* des ahd. *phenting* mit *-nd-* in dän. *pande* identificiert. ich meine weiter, gerade in einem für weitere kreise bestimmten buche sollte unsicheres ganz weggelassen werden. aber hier erscheint zb. *beben*: sk. *bíbhēti, Hengst*: lat. *canterius, Auge*: ir. *úag* höhle, *keusch*: lit. *ziauksau, still*: lit. *tìlti*; *zerschellen*: lit. *skeliù* 'spalte' gestellt: in vielen dieser fälle wäre es erspriefslicher gewesen, nicht über den kreis des german. herauszugehn, sondern sich in ihm gründlich umzuschauen. hübsch ist die erklärung von *Damm* aus **dhabhmó-*: got. *gadaban*, aber m. e. verfehlt, wenn *Adel* auf ein lallwort **at* 'vater' zurückgeführt wird trotz der beständigen gemination im got. *atta*, gr. ἄττα, und wenn *ahnden* als 'entgegen sein' zu gr. ἀντί gestellt wird. als ein zeichen der zeit mag es erwähnt sein, dass die streckformenerklärung ohne bedenken acceptiert ist.

Schliefslich weis ich darauf hin, dass nhd. *lugen*, ahd. *luogên* nicht zu korn. *lagat* 'auge' gehört (Zupitza Germ. gutt. 209), weil der wurzelvocal dann germ. *-a-* sein würde (vgl. ahd. *dagên, habên*), sondern als idg. *lōukē-* = apreufs. *laukīt* 'suchen' zu lit. *láukti* 'warten, harren', lett. *lůkůt* 'schauen', slov. *lúkati* 'lugen', und schliefslich gr. λεύσσω (s. Schade 578; verf. Apreufs. sprachdenkm. 369). ferner glaube ich, dass asächs. *tins* (im Hel. und den Ess. gl.) ein hd. lehnwort ist (ahd. *zins* aus lat. *census*; Weigand[5] II 1330 wird um des as. *t-* willen ein unmögliches lat. **tensus* in anschluss an Schuchardt, Zs. f. roman. Phil. 21, 235 construiert), und dass hd. *z-* durch as. *t-* widergegeben wurde, da man sonst ja as. *t-* einem hd. *z-* gegenüber stehn hatte.

Göttingen. **R. Trautmann.**

Unsere mundarten. ihr werden und wesen von prof. dr. **O. Weise.** Leipzig und Berlin, Teubner 1910. XII u. 279 ss. 8°. 3 m.

Diese arbeit Weises verfolgt wie die früheren populären bücher des verf.s den zweck, in weiteren kreisen interesse für den gegenstand zu erwecken. dass ihm dies gelungen und damit gegen die alte, leider noch so tief wurzelnde auffassung von 'sprachrichtigkeit' sturm gelaufen ist, kann recensent aus seinem berufsleben bezeugen. selbst meine secundaner haben sich schon,

zt. aus eigenem antriebe, des buches für grammatische darstellungen bedient.

Als wissenschaftliche leistung aber kann ich das buch nicht für so bedeutend halten; selbst an eine stoffsammlung ist von diesem gesichtspuncte aus weitergehnde anforderung zu richten. einen abschluss wird natürlich kein kenner der verhältnisse, auch in 50 jahren noch nicht, verlangen, jedoch hat der wissenschaftliche forscher das recht und die pflicht, den stand der einzelfragen zu skizzieren, das erreichte zu betonen und die probleme zu umreifsen. daran aber fehlt es bei W. fast überall.

Wenn eine arbeit über die mdaa. einen erfreulichen und — will ich sagen — befreienden eindruck machen soll, wie es jede wissenschaftliche, den gründen nachspürende leistung tut, so muss das phonetische, grammatische, volkskundliche gerüst stärker gebaut werden. blofse aufzählung in der weise: hier ist es so, anders ist es dort, genügt nicht. vgl. für diese ausführung ss. 48. 87 (§ 62). 194 (§ 156). 212 anm. 1 ua.

Die grofse menge stoff, die mit lobenswertem fleifs und nie erlahmendem interesse zusammengebracht worden ist, hat denn doch noch nicht genügt, um der behandlung einzelner puncte eine ausreichende stütze zu bieten. das streben nach einem greifbaren ergebnis führt zu zuweitgehenden verallgemeinerungen. so trifft es nicht zu, dass anlautendes *g* in der Mark Brandenburg überall und in jedem wort als stimmhafter palatal gesprochen wird (s. 11), und *Vagelbunt* ist nicht allgemein ndd. für vagabund (s. 148). die folgerungen, die gezogen werden, muss man in vielen fällen modificieren, an anderen stellen ist nichtzugehöriges abzusondern. der verschiedene mafsstab, den die von W. benutzten einzelarbeiten seiner vorgänger besitzen, ist nicht ausreichend beachtet worden, sondern hat, indem der verf. auf phonetische schreibung, auch wenn sie seine quellen boten, verzichtet hat, vergröberung erfahren; dadurch sind lautliche und wol auch andere feinheiten verschwunden, die für die restlose lösung eines sprachlichen problems unerlässlich sind. ich halt es auch für ein populäres buch unter allen umständen für falsch, das material in einer dem hochdeutschen genäherten form anzugeben (s. s. 48 neumärkisch *teuerder* für *daierder;* dies letzte ist doch gewis ebenso verständlich!).

Manches hätt ich dem stande der heutigen forschung gern angepasst gesehen, so zb. die darstellung der accentverhältnisse. über den circumflex lässt sich nach den arbeiten über die ripuarischen und niederfränkischen mdaa. fast abschliefsendes sagen (vgl. besonders Leihener Cronenberger wörterbuch, Marburg 1908). schärfere geographische begrenzung der lauterscheinung wäre wünschenswert gewesen bei der diphthongierung im hiat (s. 38) und der veränderung von *-nd-* in *-nn-* (s. 41)[1].

[1] *-nd-* > *-ñg-* vermisst man ungern in diesem zusammenhange.

Wenn somit das Weisesche buch als ein zu frühzeitiges unternehmen bezeichnet werden muss, so ist doch anzuerkennen, dass es manche anregung bietet, und im ganzen gibt es eine vorstellung von dem jetzigen umfange der dialectforschung. auch findet sich manche neue erklärung schwieriger streitfragen, und wir beobachten mehrfach bestimmte stellungnahme zu controversen der letzten jahre. dass *stibitzen* (s. 92 anm. 1) nicht mit dem verschwommenen stempel einer streckform versehen wird, befriedigt besonders. die behandlung der wörter *schlampampen*, *Rumpumpel* ist wol auch als eine verurteilung der behauptung Schröders aufzufassen; vgl. noch die erklärung von *honipeln* verhöhnen aus **hohlhippen* (s. 168).

Interessant ist, dass der abfall der vorsilbe *ge-* in zusammenhang gebracht wird mit der palatalen aussprache des *g-* vor dem folgenden *e* (auch *i*) (s. 46), dass die erklärung von *mäuseturm* als *mautturm* abgelehnt wird, weil dies wort für den Mittelrhein nicht bezeugt ist (s. 139 anm 1); gut, dass historisch unsinnige formen des nhd. aus der mda. richtiggestellt werden, zb. *conditor* für *canditor* (s. 171), das *küttchen* gefängnis als 'kleine *kūte*' erklärt wird (s. 111), ebenso *priemtabak*, dessen *ī* in der neumärkischen mda. mir schon lange verdächtig vorkam, als 'tabak in gestalt einer kleinen pflaume' (s. 115) (vgl. rip. *prum* f. pflaume) und die würkung der ironie auf die wortbedeutung in salzungisch *flat* für einen unsauberen menschen nachgewiesen wird, wodurch auf das ostndd. *fläts* unhöflicher mensch licht fällt (s. 118).

Anerkennenswert ist die bezugnahme auf negative idiotismen (s. 136), die benennung von wörtern, die aus anderen dialecten stammen, als fremdwörter für die heimatmundart (s. 147).

Neu war mir die erklärung von *frei* in Luthers lied 'Ein feste burg' (*er hilft uns frei aus aller not*) als flickwort wie *halt*, *man*, *fein*, *gelt* (s. 221).

Ob sich mkl. *dūm* daumen (s. 178) würklich durch abfall des *-e* erklärt, erscheint mir zweifelhaft; möglich wäre jedesfalls auch entstehung aus *dūmen* > *dūmm* > *dūm*, wie es im neumärk. würklich der fall ist. bei *ofenröhre* (s. 56) ist an einwürkung des plurals auf den singular nicht zu denken, da eine selbständige bildung auf *-jô* von *rohr* vorligt. westf. umlaut bei *er käuft* (s. 69) ist regelrecht, da *kaufen* im ndd. *jan*-bildung ist.

Als druckfehler notier ich s. 30 fufsn. 1, 2 z. v. ob. *n* für *w*; s. 138 fufsn. 2, 3 z. v. ob. Priegnitzer für neumärkische; s. 156 z. 3 v. ob. lis *knirfix*.

Steglitz. **H. Teuchert.**



Die Gsiesser namen. orts-, flur- und personennamen, gesammelt und besprochen von **Val. Hintner.** Wien und Leipzig, AHölder 1909. IV und 91 ss. 8°. — 3.40 m.

Dieses onomatologische specialwörterbüchlein verzeichnet 644 lemmata auf 83 ss., doch stellt sich die zahl der behandelten, vorwiegend örtlichen bezeichnungen höher, da H. composita, zusammenrückungen, ableitungen mit gemeinsamen ersten teilen jeweils in éinen artikel vereinigt, wie zb. sechs composita und eine persönliche *er*-ableitung unter *hasel.*

Die vornehmlichsten quellen sind a) hsl.: 7 bände transportobücher des steueramtes von Welsberg 1845—47, die pustertalerische beschreibung von 1545, das Görzer urbar von 1329, b) gedruckt: die archivberichte aus Tirol, die Brixener, Freisinger, Neustifter urkunden, das amtliche postlexicon und die kartenwerke.

Der dialect des tales spricht *ā*, nicht *oa* für mhd. *ei*: *brāt,* das *raul*, *wāzen*, *Klāst*, dh. er schliefst sich den südlichen mdaa. Kärntens, des Pustertales und der friaul. sprachinseln an [1].

Aus dieser dialectischen stellung ergibt sich mir sogleich, dass die ältesten belege für den bach- und gegendnamen *Teisten*, mda. schon 1323 *Tasten*: *a rivo quae vocatur Tesido usque ad terminos Sclauorum* 769 und *in confinio loci Thesitin nominato* ca. 980, ahd. *ē*-schreibung für *ei* besitzen müssen, so dass sich der name, der in der tat eine participiale bildung ist, aus mhd. *diu deise* swf. 'darre, siccinum' als 'exsiccatus, dürrenbach' begreifen lässt.

Dagegen erweist sich mir der alte name des Talbaches: *de flumine quod dicitur Pudia* 1048, *Podyeprukke* 1285, auch in *Podinawiz* 993 (: aksl. *vьsь*, nsl. *vas*) als slavisch, zu aksl. *pąditi,* nsl. *podíti*, čech. *puditi* 'treiben, jagen' gehörig, offenbar eine nominale nebenform zu poln. *pąd*, čech. *pud* 'der schuss, sturz, trieb, das hineilen, hinströmen'. ich denke, er dürfte im unteren, dem Pustertale angehörigen verlaufe aufgekommen sein.

Den dritten altbezeugten namen, den des tales, ä. mda. *in Gasiesse*, 1187 *de Gesieze*, hat verf. zutreffend mit dem wort der Ahd. gll. II 345, 10 *possessionis kasiezzi* gleichgesetzt und als weiterbildung (neutrales collectivum!) aus dem einfachen worte in ahd. *Wolfpoldes siaza* a. 805, in den gloss. Fuld. 'praedia', mhd. *in der Syez* 1318 erklärt und dieses, offenbar nach JGrimm [2], den er citiert, der sippe des verbums ahd. *sizzen* — man vgl. lat. *possessio : sedere* — zugewiesen. da es aber innerhalb der ablautreihe dieses verbums kein *ē* ² > *ea, ia, ie* gibt, so kann dieses wort im oberdeutschen nur alte entlehnung aus einem dialekte sein, der an stelle des hd. *ā* von mhd. *sāʒe* stf. und *gesæʒe* stn. 'wohnsitz' das alte germ. *ǣ* bewahrte. dieses merkmal trifft auf das fränkische, wenigstens hinsichtlich der latinisierten

[1] vgl. Lessiak Die mda. von Pernegg, PBB. 28, 77—78.
[2] Zs. 2, 5—6.



eigennamen, noch im 6 und 7 jh. zu. der *u*-umlaut des schon von JGrimm verglichenen ags. neutralen plurals *geseotu* ist ja für den diphthongen des ahd. wortes überhaupt belanglos.

Die übrigen namen der sammlung sind, soweit sie aus den transportobüchern stammen, natürlich nur jungen datums, doch gewähren die anderen, minder ergiebigen quellen auch ältere formen vom 14 jh. herwärts. die toponymische nomenclatur des tales in ihrer gesamtheit ist deutsch mit einem ganz unbedeutenden einschlage lat.-roman. und slavischen sprachgutes.

Zu den wörtern lat.-roman. herkunft rechne ich den flurnamen *der Gaufen*, identisch mit deutschtirol. *der jaufen*, fass. *jouf* 'gebirgsjoch [1], ital. *giovo*, lat. *iŭgum*, sowie *die Kempfe* als deutsche weiterbildung des im tirolischen ortsnamen *Langkampfen* enthaltenen älteren lehnwortes ahd. **champh* (campus), wozu sich *gamp* im flurnamen *Gampacker* als jüngere entlehnung *(campo)* verhält. die bedeutung des lehnwortes *pfeife* in den flurbezeichnungen *pfeifenacker*, *-feld*, *-moos*, *-stück* hat sich dem verfasser entzogen. es handelt sich hier, entsprechend der besonderen bedeutung des mlat. wortes *pīpa* 'canalis, fistula', um entwässerungsrohre.

Slavisch, vom verf. nicht erkannt, ist das bestimmungswort in *Tarenfeld*, ä. *Taber Veldt* : nsl. *tábor* 'lager'

Im übrigen bemerke ich noch: der bergname *Biest* ist gleich mhd. *diu büeste* 'wüste, wildnis'. die grundlage des collectivischen ausdruckes *Porzach*, gleichbedeutend mit appellativischem *porzwerk*, vgl. nhd. *buschwerk*, erklär ich als vermutlich schon vorahd. metathese zu mhd *daȥ broȥ*, verbum *briezen* 'anschwellen, knospen, treiben', ags. an. mit anderem sinne *brot*, worunter ursprünglich ein noch ganz niederer jungwald verstanden sein mag. der flurname *das Drischmal* und *der Drischtolden* scheint mir jeweils eine nebenform mit wechselndem zweiten teile zu mhd. *drischûvel* 'diele' zu sein. für den namen *Versëll*, ä. *in Vansellenbach* 1329, *Vosellenperch* 1319 ergibt sich mir aus der einfacheren form *Seltenpacher* 1545, *Selbenbach* 1749, *Selmbach* 1845—47: zusammensetzung mit prothetischem mhd. *ver* = *vrouwe*, so dass ich als wahrscheinliche vorlage der bezeugten formen eine deutsche namensschöpfung mit mythischem hintergrunde **vrou Sældenbach*, *vrou Sældenberg* behaupten darf. die schreibung *selten-* aus **seln-* ist eine concession an das schriftdeutsche mit anlehnung an das adj. *selten*, die schreibung *selben-* ist falsche auflösung aus gesprochenem *selm-* (*m* aus *n* vor *b!*), mit rücksicht auf dial. *selm* = mhd. *selbe*. eine alte wortbildung allerdings, wie verf. sagt, ist *der Gagart*, gesprochen *gagårt*, mit ahd. *gart* 'gehege, bezirk' im zweiten teile, dessen erster aber doch keineswegs das praefix ahd. *ga-* sein kann, sondern vielmehr eine reducierte form von ahd. *gagan* 'contra';

[1] Schöpf Tirol. idiot. s. 292 und Alton Die ladinischen idiome s. 240.

**gagangart* schliefst sich demgemäfs den bei Förstmann II², 604—5 verzeichneten compositis *Gagenbach, Gaganhaim* an. aus *Guggenberg* folgere ich ein swf. nomen **diu gucke* zum verbum mhd., nhd. *gucken* mit der bedeutung 'auslug, warte', ganz im sinne des in der örtlichen nomenclatur mit demselben werte begegnenden lehnwortes *spiegel-, spil-*, dessen sachliche beziehung verf. in seinem éinen belege *Spill Pichl* 1749 durchaus verkennt. *ob der Hürhawen* 1402 enthält ein adj. **hürwec.* unter *Inberg* verstehe ich einen innerhalb eines gemeindegebietes belegenen berg, ganz ähnlich wie *Haimbwaldt* vom verf. als 'einem einzelnen besitzer gehöriger wald' erklärt wird, wobei man aber doch zu erwägen hat, ob nicht dieser terminus, noch näher zum begriffe des Inberges stimmend, vielmehr den auf dem geschlossenen besitze eines grundwirtes stehnden wald bezeichne. der name der bergwiese, heute nur mehr steingeröll, *das Wangspär*, ist wahrscheinlich eine zusammensetzung von mhd. *daz gesperre* im sinne von 'saum' und *wang* 'berghalde', auch 'bachrain' (Schöpf 800). das grundwort kann ich auch in oberösterr. das *Haochgspörr*, walddétail am Hausruck [1], nachweisen.

Die sammlung enthält reichlichen stoff für interessante und belangreiche beobachtungen über bildung, übertragung, umbildung des oberdeutschen toponymischen wortbestandes, worauf doch hier nicht eingegangen werden soll.

[1] Gedichte in obderenns. volksmundart von Stelzhamer, II teil, Wien 1844, s. 5 u. 335.

Czernowitz, 6 februar 1911. **von Grienberger.**

Die accente in althochdeutschen und altsächsischen handschriften von **Paul Sievers.** [Palaestra LVII]. Berlin Mayer u. Müller 1909. 136 ss. 8°. — 4 m.

Die vorliegende schrift ist wertvoll vor allem als 'beschreibende und gruppierende übersicht' des behandelten materiales. der verfasser gibt, zumeist aufgrunde eigner anschauung, eine beschreibung der accentzeichen (s. 4—7), die durch einige beigefügte tafeln illustriert wird. er hebt dabei hervor, dass man sich hüten müsse, die acutartigen zeichen über *i* und *u* — eine entsprechende beurteilung ergibt sich weiterhin auch für acute und circumflexe über *uu* = *w* (s. 18. 121) — durchweg als accente mitzurechnen, da es sich hier zum teil um rein graphische zeichen handelt (s. 7 ff).

Die beiden hauptteile bieten übersichtliche darstellungen der accentverhältnisse in den zusammenhängenden litterarischen denkmälern (A) und in den glossenhandschriften (B). aus der beschreibung der ersteren ist für das 9 jh. hervorzuheben, dass die von ESievers unterschiednen 6 hände in der Tatianhs. G sich auch durch verschiednen accentgebrauch deutlich von einander abheben (s. 14 ff). im 10 jh. macht sich dann eine scheidung

im gebrauche von circumflex (tonzeichen auf länge) und acut bemerkbar (s. 20 ff), die weiterhin von Notker systematisch durchgeführt wird. die Notkerhss., die nicht mit gleicher consequenz wie die von Fleischer (Zs. f. d. ph. 14, 129 ff) behandelte Boethiushs. das accentsystem widergeben, werden nur kurz und ohne nähere untersuchung des gegenseitigen verhältnisses charakterisiert (s. 23 ff) für Notker allein bezeichnend erweist sich seine accentuierung der Diphthonge (*íu óu éi éu — ûo îe ìa ìo*). die weder in den älteren, sein system vorbereitenden, noch in den jüngeren sich ihm anschliefsenden denkmälern (s. 27 ff. 32 ff) in gleicher weise begegnet. in einer anzahl von hss. des 11 und 12 jh.s greifen dann acut und circumflex auch sonst über die von Notker abgesteckten grenzen hinweg (s. 28 ff. 34 ff).

Die untersuchung der glossenhss. führt zur aufstellung von vier verschiednen typen:

I. Circumflex und acut sind über einfachen vocalen, kaum aber über diphthongen (s. 47), nach Notkers weise geschieden. beispiele dafür liefert bereits das 9 jh. (s. 41 ff).

II. Der circumflex ist längezeichen, der acut dagegen tonzeichen schlechthin, da er auch auf lange vocale gesetzt wird. beispiele dafür finden sich vom 8/9 bis zum 13 jh. (s. 62 ff).

III. Der circumflex steht ebenso wie der acut sowol auf kurzen wie langen betonten vocalen. die meisten beispiele bietet das 12 jh. (Summarium Heinrici) s. 88 ff), doch sind solche auch früher schon, seit dem 9 jh. vorhanden.

IV. Es werden ausschliefslich acute als tonzeichen sowol auf langen wie auf kurzen vocalen verwendet. dieser typus, der auch in der ältesten gruppe litterarischer denkmäler vertreten ist (s. 13 ff), findet sich auf hd. boden vornehmlich im 9 jh. (s. 101 ff) und wird desgleichen in den as. poetischen und prosadenkmälern verwendet. der versuch, in der accentuierung der Heliandhss. und der Genesis ansätze zur bezeichnung des declamationsrythmus zu sehen (s. 120), kann bei dem aufserordentlich geringen material, das sich gleichwol nicht nach einem festen princip restlos aufteilen läfst, zu keinem sichern ergebnis führen.

Was das wesen und die herkunft der ahd. und as. accente betrifft, so bestätigt die sorgfältige zusammenstellung und prüfung des gesamten materiales erwartungen, die man hegen konnte. der verf. constatiert, dass die accente in erster linie tonzeichen sind und nur in einem der erkennbaren accentuierungssysteme der circumflex daneben auch als ausschliefsliches längezeichen gilt (s. 123). bemerkenswert erscheint es mir, wenn der verf. verschiedentlich darauf hinweist, dass gewisse eigentümlichkeiten der accentsetzung auch in gleichzeitigen lateinischen hss. sich finden (s. 15, dazu s. 18 unten; s. 31 unten; s. 50 oben). sollte vielleicht bei entschiedenem beschreiten des damit angedeuteten weges, der ja allerdings den germanisten zunächst etwas weit

abführen würde, noch weitere aufklärung über herkunft und geschichte der altdeutschen accentuierungstypen zu gewinnen sein, als dies durch den blofsen hinweis auf die theorieen der lateinischen grammatiker geschehen kann?

Dass sich bei der accentuntersuchung noch ein reicher ertrag für die sprachwissenschaft ergeben würde, durfte man kaum erwarten. gleichwol ist der verf. zu einer anzahl erwägenswerter ergebnisse gelangt (s. 123 ff). es ist allerdings dabei stets zu bedenken, dass bei der grofsen mehrzahl der hss. die verhältnisse nicht so liegen, dass man aus der accentuierung gewisser wörter z w i n g e n d e schlüsse ziehen dürfte. doch wo die folgerungen des verf.s sich durch anderweitige erwägungen stützen lassen, behalten sie gewis gültigkeit. so sind etymologisch kurze vocale häufig gerade vor liquida, nasal oder liquida und nasal + consonant circumflectiert (s. 123 ff). bedenkt man nun, dass gerade vor diesen lauten und lautverbindungen in mhd. zeit vielfach die reime von etym. kurzem auf etym. langen vocal und desgleichen in zahlreichen modernen dialekten die vocaldehnungen über die durch sonstige regeln gesteckten grenzen hinausgehn, so wird man die genannte accentuierung, zumal sie ganz vornehmlich in hss. des 11 und 12 jh.s (vgl. besonders s. 35 ff) auftritt, wol tatsächlich als ein zeichen für eingetretene dehnung ansehen dürfen.

Vielleicht darf auch in wörtern wie *suâm* (s. 59), *môs* (s. 59), *prôz* (s. 77), *spôt* und *gôt* (s. 126), *scrît* (s. 79), *sôc* und *rôc* (s. 86), *grâs* (s. 87), *hûf* (s. 91), *chnôpf* (s. 91), *tâc* (s. 29) und einigen weiteren in clm. 22201 (s. 92) und in der Vorauer hs. (s. 33) begegnenden beispielen (auch in den circumflectierten sing. prät. s. 126, soweit sie in jüngern hss. stehen) bereits die im obd. so weit verbreitete dehnung gerade einsilbiger wortformen vermutet werden.

Bei den folgerungen betreffs der betonung läfst der verf. sich besonders von Lachmanns grundsatze leiten und sucht deshalb für die danach nicht statthaften fälle vom typus ⏑́ ⏓̀ ⏓ (vornehmlich s. 108 ff. 129 ff) besondre erklärungen. die frage lässt sich an der hand des gebotnen materials nicht entscheiden. wenn aber auch bei z w e i s i l b i g e n wörtern die ansicht geltend gemacht wird, dass nebenton auf der zweiten silbe eigentlich nur nach langer erster silbe statthaft sei (s. 111 ff. 128 ff), so kann ich das nicht billigen[1]. die westg. apokope (*gast—wini*) spricht doch dafür, dass in der westg. periode dem endungsvocal nach kurzer stammsilbe ein stärkeres tongewicht zukam als nach langer[2] (diese tatsache wird auch bei der von Wilmanns Gramm.

[1] daraus, dass wörter vom typus ⏑ ⏓ (oder ⏑ ⏓ ⏓) metrisch nicht den gleichen wert haben wie solche vom typus – ⏓ (oder – ⏓ ⏓), würde immer noch nicht hervorgehn, dass nicht sprachlich in wörtern mit kurzer erster silbe die zweite im verhältnis zur ersten einen relativ stärkeren ton trägt, als in wörtern mit langer erster silbe.

[2] damit ist natürlich nicht gesagt, dass es sich um einen nebenton

I[2] 402 angenommenen erklärung nicht geleugnet). dasselbe verhältnis galt auch in den nordischen sprachen, wie aus den runeninschriften und der entwicklung des umlautes hervorgeht (Pauls Grundr. I s. 562 § 51, 1). auch nach dem abschluss der synkopierungen findet hier widerum ein entsprechender unterschied der accentuierung in der vocalbalance seinen ausdruck und bleibt bis in heutige dialekte hinein lebendig (Axel Kock Die alt- und neuschwedische accentuierung, 1901 § 194 ff). Nimmt man nun an, im ahd. sei stärkere accentuierung der endung nur nach langer erster silbe gestattet, so bedeutet dies, dass das ahd. die ältere accentuierungsweise nicht nur aufgegeben, sondern gerade in ihr gegenteil verkehrt habe. der gedanke an ganz entsprechende vorgänge (westg.-nord. synkope und vocalbalance) in mittelsilben sollte auch davor warnen, in mehrsilbigen wörtern mit kurzer erster silbe unbedingt den typus ⏑́ ⏑̱ ⏑̱̀ fordern zu wollen.

Die annahme des verf.s, dass die präfixe *ka-*, *fur-* (*for-*, *far-*), *ur-* (*ar-*) im part., inf. und imp. von verbalcompositis betont gewesen seien (s. 131), erfordert wol stärkere beweisgründe, als das angeführte material gewähren kann. bei dem schreiber *β* von Tatian G (s. 15 ff) erhalten allerdings *ar-*, *fur-* und *int-* [die ein *i* enthaltenden präfixe scheidet der verf. sodann mit recht aus] verschiedentlich den acut in den genannten formen; aber sie erhalten ihn auch des öftern in indicativ- und conjunctivformen, und zudem darf man hier keineswegs in jedem acut ein zeichen für hochton erblicken, da der schreiber nach lat. weise auch kleine schwachtonige partikeln (s. 15) und selbst in mehrsilbigen wörtern silben mit dem accent versieht, 'deren ton dem gewöhnlichen ohre entging und die ihm daher gefährdet erscheinen mochten' (s. 18). in clm. 14747 (s. 70 ff) ist es allerdings sehr auffällig, dass *ur-* in einer bedeutenden procentzahl von fällen im infin. den acut trägt. aber auch hier ist gelegentlich *ur-* (wie auch *ar-* und *er-*) in reinen verbalformen accentuiert. und in der Düsseldorfer hs. F. 1 der Prudentiusglossen (s. 106 ff), die ein par einschlägige beispiele mit *far-*, *a-* und *te-* bietet, ist eine restlose erklärung der accente als hochtonzeichen nicht möglich. auch die beispiele *kápáit* (s. 81) und *káscaffaniu* (s. 103) sind nicht einwandfreie zeugen.

Marburg in Hessen. **Wolf von Unwerth.**

De korta vokalerna i och y i svenskan. undersökningar i nordisk ljudhistoria af **Bengt Hesselman.** [Uppsala universitets årsskrift 1909. filosofi, språkvetenskap och historiska vetenskaper 3 u. 5]. Uppsala, a.-b. akademiska bokhandeln, CJLundström 1909/10. xx u. 250 ss. 8°.

Eine einzeluntersuchung aus dem gebiete der schwed. laut-

von gleicher stärke handelt, wie er bei compositis und mehrsilbigen schweren suffixen vorkommt. ein schreiber der auch nicht haupttonige silben in reichem maſse accentuiert, kann sehr wol darunter auch solche mit levis oder levior (nach Kocks terminologie) bezeichnet haben.

geschichte kann in der deutschen gelehrtenwelt aus begreiflichen gründen nicht auf das interesse allzuweiter kreise rechnen. es sei daher besonders hervorgehoben, dass die vorliegende schrift nicht allein durch ihre sprachhistorischen ergebnisse, sondern vornehmlich auch durch die art, wie der verf. zu diesen ergebnissen gelangt, von bedeutung ist. sie ist ein glänzendes zeugnis von dem hohen werte der dialectforschung für die sprachgeschichte. und zudem ist das problem, das sie für das schwed. löst, auch vorhanden für die dän. und nd. sprachforschung.

Die frage nach der entwicklung des germ. kurzen *i* im schwed. schien bisher gelöst zu sein durch die arbeiten von Axel Kock (zuletzt ausführlich in Svensk ljudhistoria I § 29 ff). nach ihm wäre aschw. *i* erhalten geblieben in geschlossener silbe, in offener aber während des 15 jh.s in *e* übergegangen (vgl. nschw. *veta* wissen — *visste* wuste). es handelte sich also wesentlich um dieselbe entwicklung, die man auch für das dän. und mnd. annimmt. für aschw. *y* (entstanden vornehmlich durch umlaut von *u*) gilt dagegen die regel, dass es vor einer anzahl von consonanten in *ö* übergeht (Kock aao. § 537 ff).

Was die entwicklung von *i* zu *e* angeht, so kann man sich nicht verhehlen, dass die beispiele für einen dem gesetze entsprechenden wechsel von *i* und *e* innerhalb desselben paradigmas (aao. s. 26 ff) nicht eben zahlreich sind. und man wird zugeben, dass Hesselmans beispiele für eine ganz andersartige verteilung der wechselnden vocale in schriften des 16 jh.s (s. 158 ff) ein besseres beweismaterial bilden. hier steht *e* oft gerade in geschlossener silbe, zb. *gripin* gegriffen — *grepne* gegriffne usw. des weiteren spricht für des verf.s anschauung von vornherein der umstand, dass nach seinen regeln die entwicklung der verwanten vocale *i* und *y* vollkommen parallel verläuft, während die ältere erklärung für beide ganz verschiedenartiger lautgesetze bedurfte.

Der verf. geht aus von einer gründlichen untersuchung der heutigen dialectverhältnisse in den landschaften, die an der ausbildung der schwed. reichssprache vornehmlich beteiligt gewesen sind, und gibt im hauptteile seiner schrift auf grund moderner dialectaufzeichnungen und älterer litterarischer quellen[1] einen überblick über die entwicklung von *i* und *y* in den landschaften um den Mälarsee sowie in Östergötland, Gästrikland und den teilen von Dalarne, in denen nicht die eigentlichen, altertümlichen dalmål gesprochen werden. den von ihm gebrauchten ausdruck 'svensk' darf man, um irrtümer zu vermeiden, nicht kurzerhand mit 'schwedisch' widergeben, denn er bezeichnet hier wie schon in früheren schriften des verf.s nur die sprache der

[1] über die anordnung der reichhaltigen beispielsammlung vgl man s. 2. 3, über die bezeichnungsweise s. xx.



mittleren landschaften Schwedens, also vornehmlich des alten Svealandes (vgl. s. 1).

Dass es möglich war, eine vergleichende übersicht für ein so grofses dialectgebiet herzustellen, dankt der verf. zum grofsen teil dem eifrigen betriebe localer dialectforschung, der durch die sprachwissenschaftliche schule zu Uppsala in aufnahme gekommen ist. den vergleich der verschiedenen aufzeichnungen erleichtert die einheitliche verwendung des Lundellschen landsmålsalphabets[1].

Die ergebnisse der reichhaltigen zusammenstellungen sind folgende:

1) Altes *i* und *y* bleiben erhalten in langer silbe dh. vor doppelconsonanz (aufser *rr*) und vor consonantengruppen (aufser cons. + *i̯*, *r*, *l*, *n*, *m* sowie *r* und cerebralem *l* + cons.): *ligga* liegen, *skynda* eilen (cap. VIII). ausnahmen erscheinen nur, wenn *r* oder cerebrales *l* dem *i*, *y* vorausgehn (s. 176 ff), wenn *n*, *m* + *s* folgen (s. 184 ff) und in lehnwörtern (s. 187 ff).

2) Vor *r* oder cerebralem *l* + cons. (ausser *i̯*) gehn *i* und *y* in *e* und *ö* über: *herde* hirt, *sölja* (aus *sylgia*) schnalle (cap. IX). diese erscheinung erstreckt sich weit über das behandelte dialectgebiet hinaus und ist auch bereits im aschw. früher und viel reichlicher belegt als die unter 3) genannte entwicklung zu *e*, *ö* (s. 221 ff).

3) Ferner gehn *i*, *y* in *e*, *ö* über in folgenden fällen:

a) vor einfacher consonanz sowol in einsilbigen wörtern (cap. II. III) als in mehrsilbigen, soweit hier kein *i* oder *u* in der folgesilbe steht (cap. IV): *för* für, *smed* schmied, *spett* spiefs, *lefva* leben. vor *i* und *u* der folgesilbe bleiben dagegen *i* und *y* bewahrt (cap. V): *biten* (älter *bitin*) gebissen, *mycket* (älter *mykit*) viel, uppländ. *sinu* sehne. die dialecte südlich und nördlich des behandelten gebietes (vielleicht auch in grenzlandschaften des gebietes selbst, vgl. s. 113) lassen dagegen auch vor *i* und *u* den übergang zu *e*, *ö* eintreten (s. 112 ff).

b) vor einfacher consonanz + *i̯* (cap. VI): *bedja* bitten, *rödja* roden. hierbei zerfällt das behandelte dialectgebiet in zwei gruppen: die eine, als 'medelsvensk' bezeichnet (Närke, teile von Södermanland, Östergötland, Västmanland, sowie gegen den aufserhalb des behandelten gebiets überhaupt, s. 130. 135), zeigt regelmäfsig *e*. *ö*; in der andern, als 'uppsvensk' bezeichneten gruppe (Uppland, Gästrikland, Dalarne, Södertörn und die an Södertörn und Uppland angrenzenden teile von Södermanland und Västmanland, s. 129. 130) tritt der übergang nur teilweise in den verbindungen

[1] doch ist dabei auch des verf.s bedeutsame anmerkung auf s. 6. 7 zu beachten: 'man bör ej låta förleda sig af det större sken af vetenskaplighet, som alltid vill följa med en mer detaljerad ljudbeteckning, och tro, att sådana uppteckningar öfver hufvud äro mer att lita på.' dieser aus eigener erfahrung geschöpfte satz verdient aufmerksamkeit in den weitesten kreisen unsrer dialectforscher.



yri, *yli*, *yni* ein (s. 131 ff), sonst bleiben *i* und *y* erhalten (s. 130).

c) vor einfacher consonanz. auf welche *-er*, *-el*, *-en*, (*-em*) oder *r*, *l*, *n*, *m* folgt (cap. VII): *lefver* leber, *söder* süd, *lemna lämna* lassen. hier herschen widerum dialektgeographische verschiedenheiten: in einer gegend bleiben *i* und *y* vor *p*, *t*, *k*. *s* + liquida oder nasal erhalten (s. 153), in andern gilt dasselbe vor stimmhaften verbindungen wie *gr*, *gl* (*dn*, *gn*, *vn*, vgl. s. 147 ff).

Was das chronologische verhältnis der unter 3) genannten vorgänge betrifft, so scheint die entwicklung zu *e*, *ö* in 'offner' silbe (*lefva*) verhältnismäfsig jünger zu sein als in den andern fällen, wozu die tatsache stimmt, dass in nah verwanten ostschwed. (baltischen, finnländischen) und in gewissen norw. dialekten derselbe übergang zwar vor auslautenden kurzen consonanten (*smed*), nicht aber vor vocal (*lefva*) eingetreten ist (s. 227 ff).

Während die nach 3) aus *y* entstandnen *ö* gewöhnlich mit den sonstigen *ö*-lauten der betreffenden dialecte zusammenfallen (s. 25), ergibt sich bei den neu entstandenen *e*-lauten nochmals eine dialectscheidung: in Uppland fallen diese *e* mit dem aus aschw. *æ* (vornehmlich aus germ. *e* und germ. *a* mit umlaut, Ljudhistoria I § 140 ff. 248 ff) entwickelten *ä*, aber nicht mit *ē* (*ie*) aus aschw. *ē* (aus germ. *ai*, Ljudhistoria II § 843 ff) zusammen, während sie im übrigen gebiet gerade dem alten *ē*, nicht aber dem *ä* gleich geworden sind (s. 8 ff). wenn heutzutage in Uppland reime von altem *ē* auf altes *æ* (*feta*—*äta*, *eldar*—*gäldar*) gestattet sind, so ist das ein brauch, der nicht im bodenständigen uppländ. dialekte wurzelt und auch bei dichtern des 17 jh.s noch nicht für berechtigt galt, während reime von neuem, aus *i* entwickeltem *e* auf altes *æ* in neuer u n d älterer zeit erlaubt sind (s. 12 ff).

Die neue anschauung von der grammatischen und geographischen verteilung der aus *i* und *y* entstandenen *e* und *ö*, wie sie durch die vergleichende darstellung der dialectverhältnisse gewonnen ist, zieht aber, worauf der verf. schon früher hingewiesen hat, noch andre consequenzen nach sich.

Ebensowenig wie der übergang von *i* zu *e* vornehmlich und zuerst für 'offne' silben anzusetzen ist, ebensowenig gilt dies von der vocaldehnung. eher lässt sich sagen, dass die silbendehnung, sei es durch vocal-, sei es durch consonantenverlängerung[1] überhaupt früher in einsilbigen als in mehrsilbigen wortformen eingetreten sei, ein entwicklungsstadium, auf dem gewisse ostschwed. dialecte halt gemacht haben, während im mittleren Schweden die 'offnen' silben wenigstens unter gewissen bedingungen mit vocalveränderung und dehnung nachgefolgt sind (s. 228). demnach

[1] über die verteilung der verschiedenen dehnungserscheinungen vgl. man s 5

wäre die entwicklung der behandelten dialectgruppe, die in der schwed. reichssprache ihren niederschlag gefunden hat, gar nicht auf eine linie zu stellen mit den scheinbar gleichartigen vorgängen auf dän. und nd. boden, falls für diese würklich die übliche formulierung zu recht besteht.

Die resultate zu denen der verf. gelangt ist, konnten nur auf dem boden vergleichender dialectforschung gewonnen werden. die behandlung der ältern schriftlichen quellen (cap. x) zeigt deutlich, dass in ihnen zwar der kenner lebendiger sprachverhältnisse die wahren zustände angedeutet findet, dass man aber allein von ihnen aus kaum zur erkenntnis des tatsächlichen hätte vordringen können. gegenüber erscheinungen, die wie die hier behandelten anfangs nur äufserst spärlich, mit voller consequenz aber überhaupt niemals in der schriftsprache zum ausdruck gekommen sind, muste die methode streng philologischer ausnutzung der alten texte versagen, die ja sonst gerade die stärke der Kockschen forschungen im gegensatz zu anderen oft stark constructiven arbeiten skandinavischer sprachforscher ausmacht.

Marburg in Hessen. **Wolf von Unwerth.**

Om det indbyrdes forhold mellem heltekvadene i ældre Edda af **Henrik Ussing.** København, Gad 1910. 176 ss. 8°. —

Der verf. geht aus von den zahlreichen berührungen zwischen den einzelnen Eddaliedern. aus den parallelen schliefst er auf benutzung, und er gewinnt so ein bild von der arbeitsweise der eddischen dichter: sie haben ihre vorbilder sehr frei verwertet, vieles aus eigener phantasie beigesteuert, was dann gelegentlich besonders liebevoll ausgestaltet wird (s. 115 f über Helreiđ). aus der selbständigkeit der alten dichter folgt, so meint Ussing, die unzulässigkeit der versuche, deutsche quellen für gewisse Eddastrophen nachzuweisen. die Eddalieder, diesen ‘höhepunct nordischer geistestätigkeit’, diese ‘echte urkunde der nordischen wikingzeit, lassen wir uns weder ganz noch halb wegnehmen’ (s. 173).

Die arbeit erhält wert durch eine anzahl brauchbarer beobachtungen, die von der einzelnen parallele aufsteigen zum ansatz einer contrastierenden charakteristik (Hu. I u. Hu. II, s. 16 f). ein passus (s. 82 f) über einfluss der Helgidichtung auf die Sigurddichtung ist verdienstlich besonders deshalb, weil hier nicht blofs namen und personenbeziehungen ins feld geführt werden, vielmehr gerade die concrete formung des stoffes die handhaben bietet. einige streitfragen werden anregend discutiert. so begegnet s. 25 f eine berechtigte polemik gegen SBugge. was s. 132 f über das verhältnis der verschiedenen fassungen der witwenklage (Hu. II, Guđr. I. II) gesagt wird, lässt sich erwägen, wenn es auch nur ein leichtes gewicht in die wagschale wirft; Guđr. I weist auf Hu. II als directe quelle, insofern der gedankliche bau, mit ver-

weilen beim zweiten vergleichsobject, auffallend ähnlich ist und der 'leichte logische fehler' in Gudr. I durch die verschleierte gegenüberstellung von *dýrkalfr*: *dýr* in Hu. II veranlasst sein könnte, während die consequente durchführung mit je zwei gliedern sich in wahrheit nur auf der jüngsten stufe, in Gudr. II, findet. der verf. hat für seine betrachtungsweise sichtlich am meisten von Finnur Jónsson gelernt. was an andere muster erinnert, ist vielfach mit misverständnissen behaftet. so zb. die bemerkungen über sage und gedicht (s. 95 f uö.). auch im einzelnen schliefst U. sich öfters eng an FJ. an. und nicht zu seinem heil. die einheit von Hu. II und Hi. ist eine ganz unhaltbare these. nur die ausgaben begünstigen sie. der cod. reg. zeugt eher gegen sie! die metro-mechanische zweiteilung der Reg. wird durch U. s. 65 ff nicht plausibler. U. belastet das metrische kriterium noch weiter, indem er alle liódaháttstrophen von Reg., Fáfn., Sigrdr. addiert, ebenso die fornyrdislagstrophen von Reg. + Fáfn. dieses experiment ist ja nicht neu; aber niemand gibt sich die mühe, die so entstehnden lieder ihren allgemeinen eigenschaften nach glaubhaft zu machen. überhaupt kommt das stilistische, im weitesten sinne, bei U. nicht zu seinem recht. gelegentliche ansätze zu stilbetrachtung bleiben im äufserlichsten stecken und vermischen ungleichartiges (d. 'graue wolf' ein naturbild, s. 29). der vf. verkennt das starke formelhafte element der altgerm. versdiction (s. 74 *hilmis arfi*, s. 93 *grœnar brautir*, s. 166 *fótr fœti veita*), er ist sich nicht klar über die springende darstellungsweise des heldendichters (s. 91), und er zeigt keinen blick für die gesamtbeschaffenheit eines textes, so dass er die Akv. mit 'hvilket som helst digt' textkritisch gleichstellen kann (s. 150).

Eine reihe von einzelfragen, in denen ich von dem vf. abweiche, übergeh ich. man hat fast durchweg den eindruck, dass er dem stoff rein logisch und gedächtnismäfsig gewachsen ist. nur der abschnitt über das problem der lücke (s. 97 ff) muss als ganz unzureichend bezeichnet werden; höchstens der eine hinweis ist förderlich, dass hie und da die saga möglicherweise ein prosastück der vorlage widergebe.

Was endlich jenen grundgedanken über den deutschen einfluss angeht — dessen polemische spitze hauptsächlich gegen mich gerichtet ist —, so stöfst sich U.s glaubensbekenntnis an den tatsachen. in keinem falle, wo wir die vorbilder eines dichters zu kennen glauben, sind wir in der lage zu behaupten, dass diese vorbilder seine einzigen waren. es ist uns also ganz unmöglich, das mafs seiner selbständigkeit zu bestimmen. was wir dagegen durch textvergleichung erreichen, ist die einsicht, dass sehr vieles, man darf sagen: das meiste, das wesentliche, traditionell weitergegeben wurde. jede neue übereinstimmung die wir finden, deuten wir im sinne dieser allgemeinen einsicht. nun sind ja die übereinstimmungen zwischen der nordischen und der

deutschen heldendichtung mit händen zu greifen. sie sind nicht nur primärer, sondern auch secundärer art (zb. Hagen als protagonist im Nl. und in den Am.). hier die vergleichung grundsätzlich ausschliefsen wollen, heifst freiwillig scheuklappen anlegen. nur die discussion des ganzen materials kann uns weiterbringen. gewisse 'abstracte verhältnisse' soll die eddische dichtung aus südgerm. quellen übernommen haben, weiter nichts (s. 173), und doch wird 'ein sagenstoff nur in der festen form der dichtung durch lange zeiten so überliefert, dass er er selbst bleibt' (s. 90). — sollten solche widersprüche nicht das nachdenken aufrütteln können, seine künstlichen — oder soll ich sagen: allzu menschlichen — grenzen zu übersteigen?

Breslau. **Gustav Neckel.**

Studien zur germanischen sagengeschichte von **dr Friedrich Panzer.** I. Beowulf. München, Beck 1910. X u. 409 ss. gr. 8°. — 12 m.

Das Beowulf-epos nimmt in der altgermanischen dichtung einen so wichtigen platz ein, dass eine neue arbeit hierüber viel interesse bei den germanischen philologen und litteraturforschern erwecken dürfte, und dies um so mehr, als der verfasser dieser arbeit ein forscher von Fr. Panzers bedeutung ist.

Verdienstvoll an sich ist der versuch des verfassers, eine neue erklärung von der entstehung der heldensage durch hinweis auf volksmärchen und volkssagen zu geben, und auch wenn sich vieles nicht stichhaltig erweisen sollte, wird die wissenschaftliche discussion hierüber der forschung sehr nützlich sein.

Die idee von der abhängigkeit der heldensage von dem volksmärchen hat P. schon früher ausgesprochen in seiner arbeit über die Hilde-Gudrun-sage. damals gewann er freilich fast gar keine zustimmung, da die von ihm ausgeführten übereinstimmungen zwischen dieser sage und dem Goldener-märchen nur scheinbar waren oder sich über unwesentliche einzelheiten erstreckten. wenn also 'Hilde-Gudrun', trotz grofser verdienste auf anderen gebieten, in dieser hinsicht für verfehlt angesehen werden muss, verdient die vorliegende arbeit mehr aufmerksamkeit, da die erzählung von Beowulfs kampf mit Grendel in mehreren wichtigen puncten würklich eine grofse ähnlichkeit mit dem märchen vom Bärensohn zeigt, wenn auch die übereinstimmung nicht so viel beweisen kann, wie P. meint.

Bärensohn-märchen. die ersten 245 seiten des buches geben eine ausführliche darstellung des 'Bärensohn'-märchens, welches nach der meinung des verfassers dem berichte von Beowulfs Grendel-kampf zu grunde ligt. der inhalt dieses märchens ist folgender: ein unhold, gewöhnlich als ein kleiner zwerg mit langem bart beschrieben, beunruhigt den helden und

seine kameraden. diese leisten dem zwerge keinen widerstand, während er vom helden besiegt wird, der sich mit der hilfe seiner kameraden in ein tiefes loch in der erde hinablässt, wohin der zwerg sich geflüchtet hatte. dort unten findet er ein schloss, worin der zwerg drei prinzessinnen gefangen hält, und mit hilfe eines zauberschwertes, welches er erst schwingen kann, nachdem er einen zaubertrank genommen hat, tötet er den zwerg. (in vielen varianten wird der zwerg geschont, und der held tötet statt dessen drei riesen oder einen drachen.) darauf werden die prinzessinnen heraufgezogen, da aber die reihe an den helden selbst kommt, wird er mistrauisch und bindet einen stein an das tau, das würklich von den kameraden abgeschnitten wird, welche dann bei dem vater der prinzessinnen sich selbst als ihre erlöser ausgeben. in den varianten, wo der held den zwerg geschont hat, führt ihn dieser wider auf die erde hinauf; oder es ist ein riesenvogel, der ihn nach oben trägt aus dankbarkeit dafür, dass der held seine jungen vor einem wurm rettete. er kommt nun zu dem königssitz, beweist, dass er der richtige retter ist, und verheiratet sich mit der jüngsten prinzessin. die hinterlistigen kameraden werden bestraft.

Dies ist der kern, der im grofsen und ganzen allen varianten gemeinsam ist. hierzu kommt aufserdem noch eine einleitung. diese ist jedoch nicht überall gleich. P. unterscheidet drei ausgesprochene sondertypen.

Der typus A beschäftigt sich ausschliefslich mit der vorgeschichte des helden und erzählt von seiner wunderbaren, oft tierischen geburt, indem entweder sein vater ein bär ist oder seine mutter eine stute. er verfügt also über aufserordentliche kräfte und schafft sich eine riesenhafte eisenstange als waffe. er befreundet sich mit zwei starken gefährten (baumausreifser und felsenwerfer), die ihm jedoch unterlegen sind. als sie sich einst in einem unbewohnten schloss im walde niedergelassen haben, kommt der zwerg (resp. riese) und überfällt sie einen nach dem anderen um die mittagszeit, als sie mit dem kochen beschäftigt sind, wobei die kameraden geprügelt werden. der Bärensohn fesselt aber den zwerg, oft dessen bart in dem spalt eines baumstammes festklemmend. der zwerg macht sich dadurch frei, dass er entweder seinen bart im stiche lässt oder den baum ausreifst, und verschwindet dann in einem tiefen schacht, wohin er von dem helden verfolgt wird.

Im typus B wird nichts über die vorgeschichte des helden berichtet, sondern nur, dass der unhold den garten eines königs heimsucht. als die drei söhne des königs nacheinander in der nacht wachen sollen, misglückt dies den beiden älteren brüdern, der dritte aber verwundet ihn. durch die blutspuren wird das loch in der erde entdeckt, wo sich dann der jüngste prinz hinunterlässt.

Der typus C beginnt damit, dass die drei prinzessinnen durch den zwerg geraubt verschwinden; ihr vater verspricht eine belohnung demjenigen der sie findet. da zieht der held, der in den meisten varianten niedriger abstammung ist, mit seinen beiden kameraden aus und kommt zu einem haus im walde, wo sie dann mit dem zwerg dasselbe abenteuer haben wie in typus A.

Von diesen drei typen zeigt B die gröste ähnlichkeit mit Beowulfs Grendelkampf. gemeinsam für beide ist, dass der held in der nacht wacht, um einem unhold zu begegnen, der bisher ungestört im königssitze gehaust, er verwundet ihn, folgt den blutspuren zu seiner wohnstätte, sucht ihn dort auf und erschlägt ihn mit einem dort gefundenen zauberschwert. zum B-typus gehört aufserdem eine kleine gruppe von märchen, worin der unhold ebenso wie im Beowulf nicht im garten, sondern in einem neugebauten schloss auftritt: die drei prinzen haben nacheinander ein prächtiges schloss von ihrem vater bekommen, der unhold vernichtet jedoch ihre schlösser, da dieselben über den wohnungen seiner töchter liegen. der jüngste verfolgt und verwundet den unhold.

Aufser den in der sage hervortretenden hauptähnlichkeiten weist P. auch auf einige übereinstimmende einzelheiten hin: ebenso wie Beowulf mit Grendels mutter zu kämpfen hat, trifft der held in vielen varianten des volksmärchens ein weib in der unterwelt, von der er auskünfte erhält, und in ein paar varianten wird erzählt, dass das weib die mutter des unholds war. ebenso wie dem Grendel der arm weggerissen wird, lässt der zwerg in einigen varianten seinen bart im stich, und in andern verliert er andere körperteile.

Nachdem der verfasser auf diese weise eine ausführliche darstellung der sage mit allen ihren verschiedenheiten gegeben und überall auf das hingewiesen hat, was sich mit Beowulf als besonders übereinstimmend zeigt, geht er zur frage nach dem alter des märchens über. durch die existenz dieser erzählung bei dem griechischen autor Konon kann deren alter bis auf das jahrhundert vor Christus zurückgeführt werden. nach gewissen andeutungen zu urteilen kann man vielleicht dieselbe bis in das avestische zeitalter zurückführen, und P. meint sogar, dass es bis in die zeiten des indo-iranischen gemeinschaftslebens zurückverfolgt werden kann, was mir jedoch zweifelhaft vorkommt, da die verbindung zwischen Indern und Iranern sicher aufrecht erhalten ist, auch nachdem jene sich in Indien niedergelassen hatten.

Wenn das märchen also sehr alt ist, gibt es doch keinen beweis dafür, dass dasselbe in der zeit vor der dichtung des Beowulf-liedes in Nordeuropa vorhanden gewesen wäre, wenn man nicht mit P. diese dichtung selbst

als beweis dafür ansieht. denn dass für den streit zwischen dem helden und Grendel und dessen mutter das betreffende märchen eine notwendige voraussetzung sei, das sieht eben P. als bewiesen an, nicht nur durch die allgemeinen ähnlichkeiten, die wir schon hervorgehoben haben, sondern auch durch einzelheiten, die er bei seiner analyse der Grendel-episode (s. 249—290) findet, und die seiner meinung nach durch das märchen erklärt werden müssen.

Es ist eine grofse und mühevolle arbeit, die P. in diesem teile seiner Beowulf-untersuchung niedergelegt hat. das kann ich am besten beurteilen, der ich eine mehrmonatliche arbeit angewant habe, um die von P. benutzten märchensammlungen zusammenzusuchen und die von ihm citierten märchenvarianten zu studieren. es ist auch eine wertvolle arbeit, die dazu beitragen wird, die forschung vorwärts zu führen. aber wenn P. auch ein hervorragender philologe sein mag, so kennt er nicht die methoden der märchenforschung und hat sich deshalb viele versehen zu schulden kommen lassen.

Um zu einem sicheren resultat zu gelangen, müssen die verschiedenen varianten geographisch-psychologisch studiert werden. es genügt hierbei auch nicht, sich durch vergleichung eines noch so grofsen materials eine vorstellung von der ursprünglichen form des märchens zu verschaffen. man muss auch die wanderwege aufsuchen, soweit dies möglich ist, und dadurch festzustellen versuchen, welche form das märchen in den ländern gehabt haben kann, unter denen man hoffen darf, die urheimat der Beowulf-sage zu finden, also in den ländern an der Nordsee. dieses hat P. aber nicht versucht. hätte er dies getan, hätten viele vergleichspuncte zwischen volksmärchen und heldensage fortfallen müssen.

P. gibt selbst zu, dass die kleine märchengruppe innerhalb des B-typus, die den helden sein schloss gegen einen dämon bewachen lässt, von secundärer art ist, was an und für sich noch nicht hindert, dass dieselbe bereits vor der Beowulf-dichtung hat existieren können. diese kann jedoch nicht zu grunde gelegen haben, weil sie auf Südost-Europa beschränkt ist. sie ist für die Balkanländer typisch und auf den dort stark hervortretenden glauben gebaut, dass jede gegend von ihrem dämon beherscht wird, ohne dessen einwilligung man nicht ungestraft den boden als baugrund in besitz nehmen darf. durch auswandernde Albanesen ist diese märchenform von der Balkanhalbinsel als ausgangspunct nach Sicilien verpflanzt; gleichfalls ist sie über den Bosporus und auch nach Böhmen gedrungen. es gibt aber keine wahrscheinlichkeit dafür, dass diese form sich jemals bis Nordeuropa den weg bahnte.

Die ganze ähnlichkeit zwischen Beowulf und dem märchen beruht in diesem fall nicht auf directer zusammenhörigkeit, sondern auf selbständiger parallelbildung: dass

in der Beowulfdichtung der held des nachts das haus bewacht, erklärt sich leicht aus der allgemeinen vorstellung, die nacht sei die zeit des spuks und der unholde, und erzählungen und märchen von spukhäusern findet man überall, ohne dass dieselben in genetischem zusammenhang miteinander zu stehn brauchen. man vergleiche zb. Grimm KHM. nr 4 und viele andere märchen von verhexten schlössern.

Wenn P. einen vergleich mit einem indischen märchen zieht (das mir ein selbständiges werk ohne näheren zusammenhang mit dem Bärensohnmärchen zu sein scheint), wo der held in das meer taucht, nimmt er eine variante zu hilfe, die nicht mit der Beowulf-sage in verbindung gestanden haben kann. im grofsen und ganzen sammelt er ähnlichkeiten zwischen den verschiedensten varianten, ohne daran zu denken, dass es im höchsten grade unwahrscheinlich ist, dass solche in der märchenform existieren können, die eventuell dem verfasser der Beowulf-sage bekannt gewesen wäre.

Ein anderer fehler in der methode Panzers, der in engem zusammenhang mit dem schon erwähnten steht, ist, dass er nicht untersucht, ob eine übereinstimmung wesentlich und also auf gegenseitigem zusammenhang beruhend sei, oder ob sie als eine parallelbildung erklärt werden müsse, was doch ganz notwendig für eine würklich wissenschaftliche sagenuntersuchung ist.

Die vorstellung von einem kampf mit einem unhold ist allgemein menschlich und kommt darum in einer menge untereinander nicht verwanter märchen und sagen vor. so ligt dann sehr nahe, den helden seinen feind nach dessen eigener behausung verfolgen zu lassen, und diese ähnlichkeit zwischen Beowulf und dem Bärensohn kann darum auch auf parallelbildung beruhen. die ausführung ist übrigens von so verschiedener art, dass von einem näheren zusammenhang schwerlich die rede sein kann: der zwerg des märchens wohnt in der unterwelt, Grendel im wasser, in dem einen falle wird der held hinuntergelassen, in dem anderen taucht er hinunter.

Was dem in der märchenforschung uneingeweihten als der stärkste beweis für den zusammenhang mit Beowulf vorkommen mochte, ist das schwert, das der held in der höhle des unholds findet. wenn es in dem Beowulf-liede mit einem zaubertrunke verbunden gewesen wäre, wäre man gewis auch gezwungen gewesen, die zusammengehörigkeit zwischen den beiden schwertmotiven als sicher zu betrachten; da aber dies nicht der fall ist, hat man zu dieser annahme keinen zwingenden grund, wenn auch dieser trunk in manchen varianten des volksmärchens fehlt. es ist nämlich ein allgemein verbreiteter volksglaube, dass ein unhold nur mit seinen eigenen waffen verwundet werden kann, und daher kommt es, dass das motiv in mehreren unter

sich nicht verwanten märchen begegnet, und dessen vorhandensein im Beowulf erklärt sich ebensogut als eine auf der grundlage des gemeinsamen volksglaubens beruhende parallelbildung. übrigens scheint das motiv nicht ursprünglich in dem zusammenhang zu sein, denn in sagen mit zauberschwertmotiv wird das schwert immer vor dem kampf gefunden, nicht während desselben.

Die ähnlichkeit zwischen Unferd und den Dänen einerseits und den falschen kameraden anderseits ist so gering, dass man in diesem puncte keine verwantschaft, aber auch keine parallelbildung finden kann. ebensowenig hat das weib, das der held des märchens in der unterwelt antrifft, etwas mit Grendels mutter gemeinsam. sie ist nämlich offenbar nur ein 'deus ex machina', der dazu dient, den helden mit rat und leitung beizustehn, und dass sie in einigen ganz wenigen varianten zu der mutter des zwerges und einer gefährlichen hexe gemacht wird, dürfte nur auf der begierde des erzählers beruhen, eine concrete angabe von ihr, eine erklärung ihrer erscheinung in der unterwelt zu geben. irgend ein hohes alter dürfte wol diese einzelheit nicht beanspruchen können. dass in den russischen varianten der männliche zwerg durch einen weiblichen unhold ersetzt wird, beweist wenig oder nichts, da dieser austausch durch den dort bestehnden volksglauben (vgl. die Babayagen) veranlasst wurde.

Überhaupt lässt sich der verfasser allzuviel auf einen vergleich von ganz unwesentlichen und zufälligen zügen ein, wobei er sich zufrieden gibt, wenn er eine übereinstimmung mit Beowulf nur in einer oder einigen wenigen der über 200 varianten findet, unangesehen wo diese varianten aufgezeichnet sind, ein verfahren, welches irreführend ist und das daher hier sowol wie in 'Hilde-Gudrun' die ganze darstellung auf falsche wege geleitet hat.

Drachenkampf. den streit Beowulfs mit dem drachen behandelt P. wesentlich kürzer (s. 291—313), was teilweise auf dem ziemlich geringen umfang des materials beruht (38 varianten). er tritt den beweis an, dass derselbe auf einer volkssage basiert ist, die besonders auf skandinavischem und deutschem gebiete vorkommt. ich bin nicht sicher, dass alle sagen desselben inhaltes (Thor-typus) derselben quelle entspringen, da der grundgedanke ja einfach ist (der held tötet einen drachen, aber stirbt selbst nach dem streite) und die einzelheiten ganz wechselnd sind. dagegen bin ich mit P. einig darin, dass Beowulfs drachenkampf am ehesten mit skandinavischen vorbildern verwant ist, wie auch darin, dass die darstellung der heldendichtung auf verschiedene skandinavische quellen zurückgeht, die zusammengeschmelzt worden sind: der volksglaube von der verwandlung der gierigen menschen zu schatzhütenden drachen + dem Thortypus des drachenkampfes. ich kann ihm aber nicht bei-

stimmen betreffs der verwantschaft der episode mit dem berichte Saxos von Frothos drachenkampf, welchen ich in übereinstimmung mit Olrik als scharf von ihr getrennt ansehen muss. die ähnlichkeiten sind unwesentlich und derart, dass sie sich einem, der einen solchen kampf ausmalen will, ganz natürlich darbieten, und man braucht sich diese nicht als auf eine gleichzeitige poetische tradition zurückgehend zu denken, welche wol, was die Frothosage betrifft, vollständig ausgeschlossen sein dürfte.

Überhaupt unterschätzt P. das vermögen der prosa-sage, ursprüngliche details festzuhalten. die von ihm benutzte dänische sage dürfte mit ziemlich grofser sicherheit als volkslied nicht vorgekommen sein. wenn diese sage einen inhalt festhält, der der Beowulf-sage so nahe kommt, so kann das besser dadurch erklärt werden, dass diese in ihrem ursprünglichen heimatsland so oft widergegeben worden und so vielen bekannt gewesen ist, dass möglicherweise auftauchende gedächtnisfehler leicht an ort und stelle berichtigt werden konnten.

Verwante altnordische und irische tradition. hiernach nimmt der verfasser einige isländische sagenepisoden zur behandlung vor, deren nicht geringe übereinstimmung mit dem Beowulf schon früher bekannt war: episoden der sagen von Gretti, Grim Helguson und Orm Storolfsson[1]. dass diese übereinstimmung nicht zufällig sein kann, ist deutlich genug; wenn Panzer aber einen 'liedmäfsigen zusammenhang' sehen will, kann dies nicht richtig sein. sicherlich hat sich keine der angeführten sagen auf poetische tradition gestützt. die 'rimur' von Orm sind nämlich alle jünger und beweisen nichts in dieser beziehung. die erklärung ist anderswo zu suchen, nämlich in dem gemeinsamen urquell der irischen tradition mit ihren vielen stehnden formeln. ich stütze mich hierbei nicht auf Deutschbein, dessen sonst so vorzüglicher aufsatz [in Germanisch-romanischer Monatsschrift 1, 103] in der beziehung verfehlt ist, dass er in Cuchullins streit mit dem meerriesen in der sage von Bricrius festgelage das vorbild sehen will, während die ähnlichkeiten hier ganz vereinzelt und gering sind.

Das würkliche vorbild ist, wie ich an einer anderen stelle zeigen werde, ein irischer sagentypus, zu welchem auch die von P. besprochene sage von Beanriogain na Sciana Breaca gehört. von dieser und damit verwanten irischen sagen stammen sowol die sage von Beowulfs kampf mit Grendel und seiner mutter wie auch die genannten isländischen sagen-episoden. ich will besonders auf die eigentümlichkeit aufmerksam machen, dass Orm

[1] verdienstvoll scheint mir Panzers hinweisung auf den zusammenhang zwischen der Grettis-saga und dem volksmärchen, wenn ich auch gar nicht einverstanden sein kann damit, dass diese ähnlichkeiten auf einen näheren zusammenhang mit dem Bärensohn-märchen hinweisen.



mit einer zauberkatze zu kämpfen hat, ein typisch keltischer sagenzug, dem das pendant aufserhalb des keltischen gebietes mangelt. dass diese umstände Panzers aufmerksamkeit entgangen sind, dürfte auf seiner mangelhaften kenntnis des keltischen sagenstoffes beruhen: er hat die irische sage nur in einer form kennen gelernt, die verhältnismäfsig geringe übereinstimmung mit der Beowulfsage zeigt, und auf grund kleiner und zufälliger ähnlichkeiten hat er diese als eine veränderung des Bärensohn-märchens betrachtet.

Bodvar Bjarki. die sage von Bodvar Bjarkis kampf mit dem bären oder dem unhold setzt Panzer in ein bestimmtes verhältnis zu Beowulf und dem Bärensohn-märchen. auch diese meinung muss ich bestimmt zurückweisen. in übereinstimmung mit Olrik find ich keine sagenhistorische verbindung zwischen Bjarki und Beowulf. die beiden episoden haben sich unter ganz ungleichen voraussetzungen entwickelt. ebensowenig find ich irgendwelche verbindung zwischen Bjarki und dem Bärensohn. dass der bär in beiden eine rolle spielt, beweist nichts. die in der Bjarki-sage vorkommende verhexung durch die stiefmutter hat nämlich ganz andere zusammenhänge mit dem volksmärchen, wie P. selbst zeigt. aufserdem hat der nordische fylgjeglaube dabei einfluss geübt.

Die Bjarki-sage scheint ihre ursprüngliche form bei Saxo zu haben: das erschlagen eines aufsergewöhnlich gefährlichen bären und das bluttrinken ist der kern dieser sage. dieselbe ist in Dänemark erstanden und hat dort ihre ursprüngliche form beibehalten können, weil eine sage in ihrer heimat sich selbst controlliert: alle kennen sie, und sollte jemand dort durch einen gedächtnisfehler oder absichtlich eine veränderung vornehmen, so kann dies augenblicklich von anderen berichtigt werden. wenn die sage aber die grenzen ihres landes überschreitet, wird sie leicht verändert. für den norwegisch-isländischen erzähler, der das motiv aufgenommen hatte, lag es nahe, dasselbe in phantastischer richtung umzuändern, schon aus dem grund, dass der nordische volksglaube gern unholde in bären- oder wolfsgestalten auftreten lässt — hierfür findet man in norwegischem und schwedischem sagenstoff viele beispiele. aber das phantastische lag auch sonst für die nordischen wiedererzähler nahe, denn es kam für sie in erster linie nicht darauf an, eine würkliche, sondern eine interessante geschichte zu berichten, und sie hatten nicht das correctiv der festen tradition für ihre darstellung.

Wenn ich also auf der einen seite in diesem falle stellung gegen Panzer nehme, scheint es doch eine nicht geringe möglichkeit dafür zu geben, dass Bjarkis kampf mit dem bären dabei mitgewürkt haben kann, dass der wesentlich irische bericht von dem kampfe mit Grendel in die Beowulf-dichtung mit hin-

eingezogen worden ist, die sonst nur skandinavischen stoff hat. denn die ähnlichkeit gibt es ja zwischen beiden, dass ein dänisches königsgehöft durch einen fremden helden von einem gefährlichen ungeheuer befreit wird. wegen ihres dramatischeren und spannenderen inhalts kann die irische sage sehr leicht einen ursprünglicheren und einfacheren skandinavischen stoff ersetzt haben. dieses ist jedoch nur eine möglichkeit, auf die ich hinweisen will, ohne sie in irgend einer weise als bewiesen anzusehen.

Schlussbemerkungen. dass ich in der obigen darstellung Panzers auslegung und herleitung des stoffes bestimmt entgegentreten muste, beruht doch nicht auf einer grundsätzlichen verschiedenheit der anschauung. ich kann mich vollständig seiner meinung anschliefsen, dass die heldensage als eine erdichtung angesehen werden sollte, die unter anderem volksmärchen und sage als grundlagen hat, und sein ganzes buch wird dazu beitragen, diese meinung zu befestigen, wenn auch der verfasser wegen ungenügender bekanntschaft mit dem material und den methoden der märchenforschung fehlschlüsse gemacht hat. und ich will die hoffnung aussprechen, dass Panzers buch durch seine mängel ebensowol wie durch seine vorzüge zu einem besseren verständnis für die eminente bedeutung der volksmärchenforschung nicht nur als selbständiger wissenschaft, sondern auch als einer notwendigen hilfswissenschaft der philologie, kräftig beitragen möge.

Lund. **C. W. v. Sydow.**

Rede und redescene in der deutschen erzählung bis Wolfram von Eschenbach von **Werner Schwartzkopff.** [= Palästra LXXIV]. Berlin, Mayer und Müller 1909. XI und 148 ss. 8°. — 4,50 m.

Das buch zerfällt in zwei teile: der erste bespricht die directe rede, ihr fehlen oder vorhandensein, ihre masse und verteilung und einige ihrer unterarten (cap. I—III), der zweite behandelt die frage, wie und mit welcher verschiedenen würkung directe rede mit den übrigen teilen der dichtung verbunden ist (cap. IV—VI). Schwartzkopff schliefst damit an Rudolf Fischers beobachtungen 'Zu den kunstformen des mittelalterlichen epos' und an Andreas Heuslers arbeit 'Der dialog in der altgermanischen erzählenden dichtung' (Zs. 46, 189 ff) an. ausgehend von der erkenntnis, dass die mhd. epischen gedichte für den lauten vortrag bestimmt waren, betrachtet er erscheinungen, die weder durch den stoff noch durch die deutlichkeit immer und unbedingt gerade so erfordert sind, aber auf das ohr des hörers würken.

Gegenstand der untersuchung sind vornehmlich die in reimpaaren abgefassten deutschen dichtungen von der ahd. zeit bis in

die periode der mhd. blüte; die stabreimerzählung ligt im ganzen aufserhalb des rahmens', doch zieht S. auch das Hildebrandslied, Muspilli, Beowulf und Heliand gelegentlich heran. er lässt die gedichte der Edda nicht unbeachtet, ja er weist auf die Ilias und die Aeneis hin und blickt anderseits auf den modernen roman und auf die umgangssprache der gegenwart aus. wenn die deutschen dichtungen auf fremden vorlagen beruhen, so werden auch diese verglichen, so die Heilige schrift, die Chanson de Roland, die höfischen epen der Franzosen. die wichtigkeit, die inhaltlich belanglose, aber formell einschneidende änderungen für das urteil über die eigene leistung der deutschen dichter haben, hebt S. besonders s. 76 f nachdrücklich hervor.

Innerhalb seines engeren gebietes hat S. anderseits vollständigkeit natürlich nicht angestrebt; seine auswahl umfasst auch nicht immer dieselben werke, sie ist aber immer so reich, dass sie überblick, vergleiche und gruppierungen ermöglicht.

S. unterscheidet zunächst aufser der directen oder indirecten rede noch erzählte rede (zb. *'ich bat ihn darum', 'er sagte es mir zu'*). dass in der alten epik (und in der künstlerischen erzählung unserer zeit) die directe rede so ausgedehnte verwendung findet, erklärt er nicht daraus, dass diese art, die worte eines andern widerzugeben, natürlicher sei (dem 'Helianddichter zb. ist die erzählte und indirecte rede leichter und natürlicher', s. 7), sondern daraus, dass sie stimmgestaltung verlange und durch diese künstlerische würkung ermögliche. je nachdem directe rede bevorzugt wird oder zurücktritt, zeigt sich ein 'bedeutender stilunterschied der deutschen erzählung, den die wissenschaft noch nicht genügend betont hat' (s. 8). S. erkennt zwei grofse gruppen: auf der einen seite steht Otfried und die meisten dichter der mhd. blütezeit, besonders Gottfried und die schöpfer der Nibelungen, auf der anderen der verfasser des Heliand und der gröste teil der alt- und frühmhd. erzähler, auch Wolfram.

Der verf. betrachtet dann, wie sich die directe rede der masse nach zu den übrigen teilen des gedichtes verhält: eine tabelle (s. 13)[1] soll zeigen, wie die directe rede vom Heliand

[1] hier sind mir einige unebenheiten aufgefallen: für 'Christus und die Samariterin' ist durch ein versehen die zahl der redeverse mit 62 statt mit 48 angegeben: 62 ist die gesamtzahl der verse des gedichtes, wenn man die langzeile als zwei verse rechnet, wie S. sonst tut. Memento mori hat 152, nicht 310 verse, Ezzos gesang 420, nicht (399 + 3 =) 402. für die Nibelungen ergibt die addition von 13 038 erzähl- und 6638 redeversen 19 676, während das epos in Lachmanns gestaltung, die S. zugrunde legt, 2316 × 4 × 2 = 18 528 (halb)verse zählt. umgekehrt haben die ersten 7 bücher des Parzival 397 × 30 = 11 910 verse, die addition von S.s ziffern ergibt 11 869. auch bring ich (auf grund der zahlen der tabelle) mehrmals einen etwas verschiedenen procentsatz heraus, so für die ältere Judith nicht ganz 32 (statt 33) procent redeverse, für Rother 42, 1 (statt 42, 9), für Salman etwas weniger als 46 (statt 48,3), für Herzog Ernst 18 bez. 32 statt 21 bez. 35), für die Nibelungen 33,7 (statt 36,7). ich merke diese

und Otfried an abnimmt, um in der mhd. blütezeit wider anzuschwellen. die zusammenstellung des verfassers, die 37 dichtungen verschiedenen umfanges vorführt, zeigt in der tat sehr auffallende unterschiede: im Heliand sind 40, in den ersten drei büchern Otfrieds 42 procent redeverse, dagegen hat zb. das Georgslied gar keine, Ezzos gesang und das Annolied fast gar keine directe rede, frau Ava übergeht mit unverkennbarer absicht reden der vorlage (s. 10). noch Herbort von Fritzlar empfindet die rede als unwesentlich und gibt nur ihren inhalt an (*daz ich die rede kurte*[1]) (s. VII). im gegensatze dazu enthält das Rolandslied, das schon 'die neue zeit einleitet', 43, Hartmanns Iwein 52·2, Meier Helmbrecht 59·5 procent redeverse. allerdings weist die tabelle auch für 'Christus und die samariterin' 78 prozent auf, und die jüngere Judith übertrifft nach S. mit 34 procent zb. Gottfrieds Tristan, in dem nur 26 procent der gesamtmasse auf die directe rede entfallen. einige interessante ergebnisse dieser statistischen zusammenstellung[2] sind auf s. 8 ff gedeutet und wider zu gruppierungen verwertet: so werden insbesondere in der zwischenzeit redelose oder redearme und redereiche dichtungen unterschieden. an einzelne bezeichnende stellen sind feine beobachtungen und folgerungen geknüpft.

Allein 'erzählungen können das gleiche verhältnis von erzähl- und redeversen haben, ohne dass irgend eine stilverwantschaft damit verbunden sein müste. beispielsweise haben der Beowulf mit 38 und die Nibelungen mit 36 procent redeversen ein sehr ähnliches verhältnis', aber 'der Beowulf hat ... 38, die Nibelungen haben auf die gleiche verszahl rund 300 reden' (s. 36). S. unterscheidet einzelreden und reden, die mit einander zu einem gröfseren ganzen, zur redescene klanglich ver-

kleinigkeiten an, weil der umstand, dass S. mehrmals auch decimalen angibt, darauf hindeutet, dass ihn auch geringe unterschiede interessieren.

[1] als gegenstücke hiezu könnte man stellen aus den classikern der höfischen poesie anführen, wo erzählung oder schilderung gekürzt wird, so Iwein 1029 f *Ich machte des strites harte vil mit worten, wan daz ich enwil*, vgl. ebda 4709 ff. 6939 ff; Gottfried Trist. 5871 *waz lenge ich nu mê hie an?* vgl ebda 6569 ff.

[2] um ein bild von den schwierigkeiten der zählung zu gewinnen, hab ich die absoluten zahlen im Meier Helmbrecht nachgerechnet. es stellt sich dabei heraus (was wol für das verständnis der ganzen tabelle von bedeutung ist), dass als 'erzählvers' alles gilt, was nicht directe rede ist, also zb. auch die einleitung und die schlussaufforderung (v. 1—8. 1913—1934), ausrufe des dichters (wie 839). aber auch dann gewinn ich die von S. gefundene zahl von 783 erzählversen nur, wenn ich die aus directer rede und einem andern stücke zusammengesetzten verse (*er sluoc den knecht: 'nû habe dir daz ...', der vater sprach: 'nû vrâge ...'*) — es sind 41 — als ganze erzählverse einsetze. dagegen ist das sprichwort 1568—1570 wol zu den 'redeversen' zu rechnen. das material ist eben nicht leicht ganz rein zu sondern. — besonders unbequem ist natürlich die arbeit, wenn ein herausgeber die verse weder als zeilen absetzt noch zählt, wie Diemer. ich hab es mit der älteren und der jüngeren Judith versucht und dabei 63 bez. 573 redeverse gezählt (S. 60 bez. 516).

bunden sind. damit eine solche zustandekomme, genügt es nicht, dass mehrere personen anwesend sind, es müssen auch mehrere würklich zu worte kommen; es reicht ferner nicht aus, dass ihre worte inhaltlich zusammengehören, sie dürfen auch 'nicht durch gröfsere erzählungsstücke getrennt' sein. diese forderungen sind streng, aber durch den standpunct des verf., der von der würkung auf das ohr ausgeht, vollkommen gerechtfertigt, ja notwendig. die redescenen nun überwiegen in der nordg. erzähldichtung und in der mhd. blüte, einzelreden aber in der altengl. epik und in frühmhd. werken (s. 38). 'mit der zunahme der redescene gegenüber der einzelrede nimmt . . . die länge der reden ab' (s. 43). zwischen beiden steht der 'halbdialog' (von Fischer 'ansprache' genannt): 'nur einer spricht, die antwort wird berichtet oder in kurzer indir. rede gegeben' (s. VII), oder es folgt auf ein glied in indir. rede eins in directer (s. 42 ff). in der redescene wider kommt es auf die zahl der sprechenden personen an, ferner darauf, wie oft jede das wort ergreift. eingehend betrachtet wird zunächst der Beowulf: von seinen 38 reden stehn 20 einzeln (s. 38), dh. sie sind selbstgespräche oder bleiben unbeantwortet, was als besonderheit des stiles auffällt, da es nicht immer durch die sachlage oder den charakter begründet ist. die redescene geht über zwei sprecher und dreimalige redefolge nicht hinaus (s. 48), auch halbdialog findet sich (s. 42). Alexanderlied und Herzog Ernst entwickeln selbst in beratungen eines volkes mit seinem könig nicht scenen mit mehr als zwei sprechern (s. 51), das Rolandslied dagegen erreicht eine sehr hohe stufe und gelangt, seine vorlage selbständig umgestaltend, zu scenen von 10 gliedern mit 7 sprechern, von 16 gliedern mit 6 sprechern (s. 51). 'freie und geschickte verwendung der rede' zeigen auch Rother, Orendel, Oswald und Salman, im Or. und Osw. kommt es sogar zu scenen mit 3 sprechern (s. 52), mit zweien dagegen begnügt sich Heinrich von Veldeke, 'auch Eilhard, Herbort, Graf Rudolf, Moritz von Craon, (Chrestiens und) Hartmanns Erek' (s. 53) und Gregorius. 'ein trio bringt der Arme Heinrich', der Iwein deren 4, von denen aber nur das erste würklich durchgeführt ist, während eins formal in zwei duette zerfällt, die anderen die 3 person nach einmaligem sprechen verschwinden lassen. quartette und quintette findet S. (aufser im Rolandsliede) nur in den Nib., bei Wolfram und Gottfried. letzterer bezeichnet die höchste entwicklung. s. 58 ff legt S. scenarien der scenen mit mehr als zwei sprechern aus dem Tristan Gottfrieds (24) und dem Parzival (17) und in der zweiten tabelle nach s. 148 aus den Nib. vor[1]. er bespricht

[1]) in diesen scenarien geht S. aber manchmal von seiner oben erwähnten strengen forderung ab. so ist die 8 scene aus dem Parz. (s. 78) gewis inhaltlich ein ganzes, aber durch ein episches stück 352,27—353,12 (also durch 16 verse) unterbrochen, in die 10 (s. 79) fällt nicht nur die

besonders eingehend die composition der grofsen scene Trist. 9775 bis 9981 (s. 70—75), zieht hier die nordische fassung, anderwärts (s. 68 ff) diese, die altengl. und Eilhard zum vergleiche heran, stellt Gottfrieds kunst der Wolframs gegenüber (s. 77) und findet einen fortschritt in der zweiten hälfte des Nibelungenliedes gegenüber der ersten: jene verwendet — noch über Gottfried hinausgehend — auch das sextett und septett[1].

Das IV capitel (s. 87 ff) spricht 'über die verknüpfungen von erzählung mit rede und von rede mit rede'. Ernst Kossmann (Q.F. 57, s. 20) unterscheidet 'epischen', 'parenthetischen' und 'dramatischen' eingang directer rede. dem entsprechen bei S. die namen: redeankündigung (*dô sprach Heinrîch der kneht: . . ., er sprach: . . .*), redeerläuterung (*gerne, sprach Heinrîch, . . .*), fehlende ankündigung. 'als fehlende ankündigung gilt nur, wenn eine rede uneingeführt auf die . . . rede eines anderen einsetzt' (s. IV). wenn aber vor der rede etwas von dem sprecher erzählt ist (*Gaschier in mit dem zoume nam: iwer wilde wirt vil zam . . .*), so nennt dies S. 'freie ankündigung' (s. II u. 88)[2]. je nachdem nun die ankündigung

einführung des Liddamus 416, 17—30, die S. selbst s. 80 als 'groteske' unterbrechung bezeichnet, sondern auch erzählte rede Gawans 418, 23—26 und abermalige längere einführung von worten des Liddamus 418,27—419,1. — in der 27 scene der Nib. ist 'erzählung' von S. ausdrücklich vermerkt; dies sollte dann aber auch an anderen orten geschehen, so 1031. 1824,4. 2035. 2134 f. 2189. auch die von S. (s. 86) erwähnten 'epischen stellen' 2129,2—4. 2035 sind im scenar nicht angegeben. ganz folgerichtig scheint es mir überhaupt (trotz s. 86 z. 4 ff) nicht, dass S. 'hier' ungeachtet dieser einschaltungen, die sich doch gewis dem ohre bemerkbar machen, nicht 'eine kette mehrerer scenen', sondern eine zusammenhängende scene annimmt. — im scenar der Nib. wäre einiges richtigzustellen: sc. 2 muss es heifsen 149 Gernot (nicht Siegfried), 153 Siegfr. (fehlt bei S.), 154 Gunth. (nach meiner meinung beginnt jedoch mit 153 ein dialog zwischen Siegfried und Gunther). — nach der 9 sc. fehlt die beratung 638 ff: 638 die drei könige der Burgunden, 639 Giselher allein, 640 Siegfried, 641 Kriemhild, 642 Gernot. — in der 15 sc. ist nachzutragen 1075 Giselh. dagegen gehören 1084. 1085 nicht hieher, sondern schon zu 16. 1381 spricht nicht Ezel, sondern Gunther. — die 25 sc. beginnt schon mit 1898, 4. — in sc. 27 ist zu ergänzen 1477 Hadb., der name Siglint gehört zu 1479, 'erzählung' zu 1478. — warum heifst es vor 1531 nicht 29, sondern 28a? — 1828 ist ein druckfehler für 1928.

[1] jedoch unterbrochen durch 'kurze epische stellen'. (s. die vorige anm.) — dass in scenen der zweiten hälfte 'die bühne von anfang an voll ist' (s. 85), bedeutet wol keinen durchgreifenden unterschied. das kommt auch im ersten teil vor, so gleich in S.s 1 redescene 119 ff. S. sieht ferner 'die aufgabe . . ., das eintreten einer neuen person episch würkungsvoll zu gestalten, . . ., nur in scenen der zweiten hälfte gelöst. so wenn das gedicht das kommen Rüdigers vorbereitet dadurch, dass uns in gesprächsform vorgeführt wird, wie die Burgunden ihn sehen und sein kommen als ein glückliches oder unheilvolles deuten 2109 f'. ich meine, ebenso würkungsvoll und mit ganz ähnlichen mitteln wird doch auch die ankunft Siegfrieds in Worms (80—103) oder die ankunft Gunthers und seiner begleiter in Isenstein (393—395) angekündet.

[2] in der 1 tabelle nach s. 148 macht S. diese unterscheidung nicht, sondern rechnet offenbar die ausdrückliche und die freie ankündigung zu-

einen ganzen vers füllt, mit dem versende schliefst oder innerhalb des verses, je nachdem die erläuterung im ersten verse gegeben wird, auf diesen oder mehrere verse folgt, und je nach ihrem umfange ergeben sich mannigfaltigkeiten rhythmischer gliederung. ebenso macht es einen unterschied, wo die rede schliefst: im verse, mit dem ersten verse eines reimpaares oder mit dem reimpaare. S. macht darauf aufmerksam, dass in einführung und schluss directer rede schon Virgil weit mehr freiheit und abwechslung zeigt als Homer (s. 94 ff). wie verschieden nun die deutsche dichtung vom 9 bis zum 12 jh. hierin verfährt und welche besonderen würkungen hiedurch erzielt werden, ist gegenstand der weiteren erörterungen und zusammenstellungen des verf.s. die von ihm gebrauchten ausdrücke sind gut gewählt und erweisen sich als brauchbar, die bunte und zunächst verwirrende fülle der hieher gehörigen erscheinungen in wenige übersichtliche kategorieen einzuordnen. — vielleicht darf ich zu diesem puncte einen beitrag liefern: der dichter hat nicht nur mittel, den beginn directer rede anzukündigen, er kann auch ausdrücklich — uzw. natürlich ganz knapp oder breiter — sagen, dass sie nun aus ist und dass nun die erzählung fortfährt. am einfachsten mit einem *ἦ καὶ* . . ., dixerat et . . .; ein hinweisendes wort kann hinzutreten: *ὥς ἔφατ', ὥς φάτο, ὥς εἰπὼν* . . ., *ὥς ἄρα φωνήσας, sic ait, sic fatus, haec ita fatus, talia voce refert;* auch hindeutungen auf inhalt oder umfang des eben gesprochenen, auf begleitende umstände sind dabei möglich: *ὥς ἔφατ' εὐχόμενος, ὥς φάτο δάκρυ χέων* (*χωόμενος*), *ὥς τώ γ' ἀντιβίοισι μαχησαμένω ἐπέεσσιν ἀνστήτην, ὥς φάτ' ἀπειλήσας, quae postquam vates sic ore effatus amico est, talibus orantem dictis, sic ait inlacrimans, Juppiter haec paucis, tantum effata* (oder Ovid in den Metam.:) *iusserat, finierat monitus.* derartiges gibt es auch in der germ. epik: Beow. 1160 f *Leóð wäs âsungen gleómannes gyd.* 1493 *Äfter þæm wordum* . . . 2268 f *Swâ giômor-môd giohðo mænde ân äfter eallum.* 2818 f *Þät wäs þâm gomelan gingeste word breóst-gehygdum.* 3029 f *Swâ se secg hwata secgende wäs lâðra spella.* sehr häufig ist solches im Heliand, zb. 949 *Sô sprac thô jung gumo* . . . 1325 ff *Sô habde thô uualdand Crist for them erlon thar ahto getalda sâlda gesagda.* 1984 f *Habda thô te uuârun uualdandes sunu gelêrid thea liudi* . . ., 2658 f *Sô farmunste ina that manno folc endi sprâkun im gimêdlic uuord*; seltener bei Otfried, zb. II 24, 1 *Thiz lêrta Krist in uuâra joh managfalto mêra.* auch in der folgezeit stirbt diese erscheinung nicht aus. in der jüngeren Judith find ich 150, 10 f *du div rede gendeti wart,* 154, 19 f *unde also div rede ergan was,* 155, 9 *Dů si geruften genůge,*

sammen im gegensatze zu 'uneingeführter' rede. ich kann ihm darin nach meinen wahrnehmungen nur recht geben. ausführlicheres über die freie ankündigung und ihre verbreitung bringt S. s. 109 ff.

161, 2 *dv si du erwant uon dem gebete*, im Rother 3434 f *sus vermaz sich in deme ringe der hêre von Tengelingen*, in den Nib. 1689, 3 *sus reiten mit ein ander die zwêne küene man*, Kudr. 1437, 1 *Nâch dem selben worte . . .*, Virg. 168, 1 *Mit disen mæren . . .*, Erec 661 *Mit dirre rede . . .*, 7023 *Dô man der rede gar gesweic*, Wolfram, Parz. 457, 1 *Dô disiu rede was getân*, Tit. 73, 1 f *Diz was der anevanc ir geselleschefte mit worten.* Gottfried, Trist. 5198 *mit diser rede . . .*, Konrad, Herzem. 213 *Hie mite was diu rede hin.* — vielleicht wär auch dies[1] einmal einer untersuchung wert.

Unter den arten directe rede vorzubereiten, hebt S. die erläuterung besonders hervor: sie hat bisher nicht die gebührende beachtung gefunden, erst Heusler aao. würdigt sie eingehend; sie ist 'wol das declamatorisch würkungsvollste kunstmittel der redetechnik der mhd. erzählung' (s. 104). S. wendet sich gegen Behaghels meinung, dass die grofse anzahl dazwischengeschobener *sprach er* und *sprach si* ein blofses 'füllmittel' sei: sie tritt vielmehr bei guten dichtern 'an die stelle der natürlichen sprechpause', dient also der gliederung der rede, dem bedürfnisse, 'einen redeteil oder auch die ganze rede nachdrücklich zu betonen oder zu beschliefsen' (s. 107). die in der zeile einsetzende erläuterung (*owê, sprac si, ich dombe*) nennt S. die 'höfische' im gegensatze zur 'volkstümlichen', die nach der ersten zeile eingefügt ist (*wol vergolten hân ich thir, sprach der helet Olivier*). letztere ist 'für das Rolandslied, Herzog Ernst, Nibelungen, Gudrun, Wolfram die regel im gegensatze zum stil Veldekes, Hartmanns und vor allen Gottfrieds' (s. 107). dies zu erweisen ist eine übersicht über den sachverhalt in 14 dichtungen vom Rolandslied bis zum Tristan vorgelegt (s. 108)[2]. — auch die wahl des redeschlusses mit reimpaar oder mit reimzeile (oder innerhalb des verses) erfolgt bei dichtern die diesen namen verdienen, nicht willkürlich oder aus reimnot, sondern ist ein mittel der charakteristik und gliederung, was S. an treffenden beispielen (besonders aus dem Tristan) deutlich macht (VI cap, s. 120 ff).

Schon das II cap. hat die chorrede, das selbstgespräch und die gedankenrede behandelt. auf feiner empfindung beruht die sonderung dreier arten der chorrede s. 14 f. in ihrer ver-

[1] man könnte die erscheinung, die sich natürlich auch in der modernen erzählung findet, etwa redeerledigung nennen. sie ist nicht zu verwechseln mit jener erläuterung, die auf die rede folgt: *'gerne', sprach Heinrich.* (die rede ist meist kurz)

[2] ich bringe hier allerdings (mit S.s zahlen) für das Rolandslied 39 und 61 (statt 41 und 59) und für Eilhards Tristrant 33 und 67 (statt 31 und 69 procent heraus. auch gibt S. für die gesamtzahl der fälle auf s. 108 mehrmals andere ziffern an, als in der tabelle am schlusse des buches, so für das Rolandslied einmal 38, dann 34, für den Herzog Ernst zuerst (ohne angabe der fassung) 15, das andere mal für die älteste fassung 11, für die strophische bearbeitung 1, für Veldekes Servatius (8 + 13 =) 21, dann 19, für Hartmanns Iwein anfangs 15, später 20.

wendung erkennt S. starke unterschiede oder gegensätze zwischen der Chanson de Roland und dem werke des pfaffen Konrad, zwischen dem franz. volksepos und Chrestien sowie Hartmann, zwischen Gottfried und Wolfram und führt sie auf geschichtliche und persönliche gründe zurück. selbstgespräch kennt schon das Hildebrandslied, die Edda, der Beowulf und der Heliand. im monolog der mhd. blüte ist neu: 1. dass die einleitung oft von der der gewöhnlichen rede verschieden ist, und 2. dass nun auch gedachte oder doch nur ganz leise gesprochene monologe aufkommen. nahe verwant ist das gebet. in der höfischen gedankenrede fällt als stofflich neu die liebesdialektik am meisten auf, ist aber künstlerisch am wenigsten wertvoll (s. 31). — anhangsweise bespricht der verf. im VII capitel (s. 131 ff) den 'fingierten dialog [zb. zwischen dem dichter und frau Minne oder frau Aventiure oder zwischen Zorn und Wîpheit] und das gespräch des dichters mit seinen hörern bei Hartmann, Gottfried und Wolfram' und weifs auch aus der anwendung dieser 'die erzählung anmutig unterbrechenden und belebenden stilmittel' schlüsse zu ziehen, die sich in die bekannten charakterbilder dieser drei grofsen höfischen epiker gut einfügen.

Die grundgedanken des buches, das nach Fischers und Heuslers untersuchungen einem wüiklichen bedürfnis entgegenkommt und selbst wieder zu neuen arbeiten anregt, halt ich für richtig. dass eine seiner stärken in den 'wertvollen stilanalysen einzelner stellen' ligt, hat schon Rosenhagen in einer besprechung in der DLZ. 1910 nr 9 sp. 550 ff mit recht hervorgehoben. dem wunsche des verf., es möge auch die dichtung des 13 und 14 jh.s unter seinen gesichtspuncten untersucht werden (s. 86), kann ich mich nur anschliefsen. ua. wird es, mein ich, interessant sein, zu sehen, wie sich — etwa in der entwicklung der redescene — die andern fassungen der Nibelungen verhalten. anerkennenswert ist die frische der darstellung, die unter dem mühsamen durcharbeiten und durchzählen des ungemein reichen materials nicht gelitten hat, und die wärme mit der der verf. seinen gegenstand behandelt, und die auch auf den leser würkt. das rein statistische wird freilich noch der nachprüfung und der mitwürkung mehrerer hände bedürfen. um hiezu auch etwas beizusteuern, leg ich zum schlusse zusammenstellungen über die redeeinführung im Rother, im Iwein und in Gottfrieds Tristan vor. sie mögen deshalb nicht überflüssig sein, weil S. nur die ergebnisse seiner zählungen abdruckt, nicht aber, wol mit rücksicht auf den umfang seines buches, die belege. das macht das nachprüfen und eine entscheidung, wenn sich ein anderes resultat ergibt, recht schwer. in den genannten dichtungen zb. stellen sich die ergebnisse des verf.s, verglichen mit den meinigen, die ich in klammern folgen lasse, in der reihenfolge von Schwartzkopffs columnen so dar:

reimpaar:

3012	292	827	206	707
22	326	867	246	773
45	350	873	248	781
51	378	889	328	818
83	403	893	396	822
89	433	905	422	902
123	469	929	452	908
131	527	970	481	914
139	561	972	499	5145
161	601	4013	542	175
173	611	42	568	185
177	693	80	627	
214	717	4114	629	
218	743	118	641	
228	793	138	647	
248	825	186	687	

o).

Cursiv gedruckte zahlen unter redeankündigung bezeichnen freie r.-a. oder übergang aus erzählter oder indirecter rede in directe, unter redeerläuterung einsatz nach der ersten zeile der rede. ebenso ist redeschluß innerhalb des verses hervorgehoben[1]. — vers 5186 ist unvollständig. — zu je einer rede gehören folgende einführungen: 3932 und 3954; 3974 und 3984; 4056 und 4071; 4397 und 4421. dagegen habe ich nach 2902 eine pause angenommen und daher 2903 als einführung neuer rede angesetzt. — redeerledigung ist 3434 f. — die durch 5186 angekündigte rede fehlt (lücke in der handschrift). — mit 1637 endet rede mit dreireim. — 3954 ist nachgestellte erläuterung.

IWEIN.

rede schliefst mit dem reimpaar:

135	158	804	176	922	284	126	6000	652
	188	806	206	982	302	138	4	660
	[488]	818	208	3010	314	216	12	670
	[490]	862	210	196	336	262	72	702
	[492]	916	232	302	348	280	124	716
	[542]	938	240	386	440	296	158	762
	[730]	940	244	418	452	302	170	804
	802	948	290	430	506	464	256	820
	836	958	292	562	[542]	470	278	848
	854	970	294	618	[546]	506	318	862
	878	992	348	622	[554]	520	406	894
	944	2050	350	636	[578]	532	422	906
	962	72	352	678	[592]	540	568	922
	1168	100	528	4010	[626]	562	638	958
	210	106	600	44	802	714	646	972
	218	116	608	74	834	736	842	8016
	256	118	610	108	844	830	7040	36
	402	130	612	178	972	854	112	50
	438	146	682	210	988	890	320	74
	690	158	[844]	260	5006	900	566	96
	756	172	912	274	16	986	578	120

168 (= 49 %)

In klammern gesetzt ist directe rede, die in eines anderen sprechers directe rede eingeschaltet ist.

Hervorgehoben sind stellen derselben art wie im Rother.

Das gilt auch für den Tristan. Zweimal eingeführt ist keine rede. freie ankündigg fehlt. 7589 ist nachgestellte erläuterung

redeankündigung										
mit dem verse schliefsend				im verse		redeerläuterung				
493	5 376	542	626	504	176	702	3016	4016	486	654
740	385	661	951	752	466	742	36	*19*	563	732
743	487	720	984	777	834	*751*	63	52	611	734
771	579	801	991	786	976	755	122	99	745	798
979	651	857	16 033	1392	10 206	1213	134	119	762	800
1237	6 230	11 207	190	2246	286	214	135	139	776	824
2357	362	232	221	248	424	246	153	*153*	778	829
394	603	269	372	821	500	279	*161*	155	803	857
438	824	322	544	3013	529	282	167	286	*865*	*861*
652	983	346	17 520	76	650	394	188	292	8185	867
664	*7 653*	537	530	156	687	420	190	351	204	870
678	789	573	744	462	770	452	200	492	224	969
687	843	784	18 046	646	11 229	502	204	5020	257	10 096
749	8 167	986	188	719	285	509	265	410	341	107
773	438	12 017	291	954	636	543	273	418	466	111
795	509	59	494	4145	674	556	350	449	493	127
909	527	127	657	319	12 032	599	353	453	539	150
3041	663	283	997	360	80	610	375	*603*[1])	549	172
94	774	484	19 145	400	131	989	418	759	777	195
195	876	562	216	444	790	2228	*425*	820	786	203
256	880	623	257	5040	796	241	520	6067	791	207
360	9 168	727	412	117	882	323	531	139	800	211
363	276	757		124	888	326	534	197	887	221
370	311	919		185	13 194	448	543	218	9160	226
596	352	13 300		383	216	476	611	233	190	270
638	382	310		390	225	488	656	238	225	344
687	453	334		6142	360	587	659	257	287	369
707	478	346		337	389	683	683	259	313	375
829	480	414		357	734	693	715	*264*	387	417
889	636	711		393	15 007	720	715	345	398	482
936	787	884		411	423	*727*	831	433	412	505
982	837	[14 125]		454	432	780	833	460	423	519
4014	901	480		811	522	*783*	848	761	444	523
24	977	714		966	16 226	*791*	854	799	*470*	584
76	10 012	720		7412	231	807	856	827	477	588
166	79	[828]		623	232	810	905	831	482	602
169	232	959		8362	17 488	833	910	935	513	628
282	288	983		391	18 194	920	923	7069	549	634
310	314	15 476		482	883	950	958	118	583	*641*
328	471	583		695	885	*961*	969	410	612	667
376	484	616		9107		987	979	438	652	*669*
396	489									
Gesamtzahl: 147 (= 21 %)				81 (= 12 %)		325 (= 46 %)				

1) 5603 ist vielleicht besser als nachgestellte ankündigung zu fassen.

rede uneingeführt.

130	465	1224	5 082	152	926
468	487	226	407	158	13 196
491	532	227	408	178	226
494	575	228	416	186	302
498	*595*	2811	6 354	187	14 494
749	641	812	802	205	498
786	*705*	925	7 627	391	953
887	797	3157	628	409	985
893	833	275	630	410	15 026
910	896	351	791	531	220
3138	950	352	792	592	16 229
139	957	367	796	638	233
201	973	368	809	642	236
208	*979*	436	8 189	643	243
214	15 021	538	428	690	17 467
218	87	544	447	774	468
219	173	654	562	888	469
222	217	654	565	11 231	470
1303	225	656	9 297	233	471
317	354	681	314	236	471
376	607	682	426	348	472
378	701	691	427	578	473
445	728	852	471	579	18 262
388	734	924	481	581	
401	943	925	485	582	
408	949	972	521	582	
416	959	973	557	596	
445	16 000	974	563	970	
487	254	975	591	12 011	
491	17 463	976	597	92	
739	534	4017	608	488	
877	535	17	737	490	
909	18 254	126	739	495	
911	261	126	836	764	
912	382	142	849	766	
951	633	151	851	788	
1036	19 261	313	957	789	
70	428	313	957	888	
169		313	959	899	
396		320	10 151	922	
403		403		923	

145 (= 21%).

rede schliefst im reim

499	993	855	415	561
717	3013	895	417	581
741	35	909	453	775
742	55	*924*	493	785
749	69	931	581	873
787	77	939	655	879
1223	121	957	815	9 163
225	133	971	6141	179
227	139	973	217	197
245	155	975	237	301
255	159	4015	245	313
279	187	*16*	261	391
415	189	*17*	343	425
423	199	17	353	435
555	201	25	361	447
563	259	125	453	467
605	309	*126*	457	469
635	351	141	787	477
2245	357	143	801	479
253	367	151	823	*481*
325	423	283	965	481
329	435	287	999	573
447	439	309	7 411	607
449	525	*313*	415	611
477	533	*313*	485	653
617	537	313	493	661
657	*543*	319	627	733
667	*611*	359	629	761
681	643	375	661	799
689	653	395	761	823
719	*654*	399	777	833
723	655	443	791	835
779	*656*	497	795	859
781	681	5043	863	865
793	*691*	87	8 183	869
809	*692*	123	203	*957*
810	*715*	169	225	975
811	739	197	353	981
827	847	389	427	10 083
959	851	407	453	103
967	853	409	481	151

366 (=53 %

erung		r. uneingeführt	rede schliefst im reimpaar *(im vers).*		
3046	*71*	2353	524	311	856
84	387	2861	1253	361	914
140	397	3241	273	589	953
174	*421*	4306	287	679	959
215	628		383	697	993
225	5099		415	717	4718
245			*435*	801	815
379			471	815	989
439			553	835	5098
596			670	905	*5099*
603			686	3243	
685			700	383	
954			750	452	
971			794	548	
984			2159	670	
4003			257	684	
23 %)		4 (= 2 %)	42 (= 18 %)		

rede schliefst					
44	471	890	380	765	14
83	497	940	420	813	19
99	545	960	434	938	19
115	567	966	450	944	20
133	607	999	454	964	23
143	619	1013	462	982	24
177	683	29	484	2000	26
197	703	59	534	20	28
217	707	91	542	60	29
269	711	127	564	66	30
287	725	157	626	82	34
305	743	171	637	88	35
311	822	197	681	112	37
323	842	222	781	11	37
341	844	258	743	126	40
375	858	290	755	130	41

rede-erläuterung	rede uneingeführt			
837	[486]	944	230	3637
2358	[488]	949	232	5480
4022	[489]	959	233	521
179	[490]	960	234	7027
5490	[491]	2107	291	472
948	[492]	117	292	472
6812	[493]	118	293	956
7431	[494]	119	294	958
523	[496]	120	295	959
568	[514]	124	334	960
589	[528]	131	348	
671	1744	162	349	
710	805	206	350	
745	805	207	351	
813	806	207	352	
845	806	208	353	
8132	807	209	354	
	939	210	611	
	940	211	611	
	941	212	612	
	942	214	983	
17 (= 5 %)	73 (= 21 %)			

rede schliefst im reimpaar *(im*					
135	289	117	503	27	479
221	369	119	521	31	487
229	425	123	*611*	43	489
241	475	161	611	79	*490*
[483]	491	205	669	101	491
[485]	517	207	755	*179*	493
[487]	741	*207*	955	209	495
[489]	743	209	977	211	509
[491]	751	211	*983*	519	529
[493]	765	213	983	[565]	547
[495]	771	215	3019	[607]	745
[505]	777	229	299	[633]	859
[513]	*805*	231	501	[663]	865
[515]	805	233	583	739	883
[523]	*806*	281	593	759	923
[525]	939	291	617	781	947
[527]	941	293	619	913	*948*
[597]	943	333	643	5183	951
809	959	339	693	225	963
1171	2105	347	4021	239	995
219	7	349	*22*	291	6061
		351			
		353			
		355			
		369			
		383			
			174 (= 51 %		

ROTHER.

redeankündigung schliefst												re…
mit dem verse									im verse			
33	526	205	778	336	903	456	932	643	190	2132	212
63	609	223	926	349	906	545	*957*	673	462	605	*1156*
90	661	254	954	368	935	549	964	*689*	566	695	175
107	704	274	965	373	995	665	974	712	584	808	381
117	708	288	984	393	3044	672	*4056*	*774*	702	900	*417*
139	734	364	2002	467	62	*705*	110	808	718	3017	435
174	812	404	*43*	587	122	718	117	816	839	131	451
250	843	427	101	590	*137*	746	124	819	918	516	531
280	845	439	128	714	163	795	180	899	949	826	535
288	879	460	*189*	762	*188*	850	199	903	1003	864	627
306	*962*	463	201	773	289	868	247	*912*	62	4039	*676*
313	968	472	234	*781*	299	887	483	*979*	261	236	682
325	1015	554	258	785	*331*	890	512	5095	545	426	740
367	54	666	266	795	*357*	894	543	117	625	463	*752*
473	119	693	290	823	392	907	615	147	716	770	795
498	159	*747*	307	*855*	404	915	631	181	758		939
								186 [1])			

gesamtzahl: 145 (= 62 %) | 31 (= 13 %) | 5…

IWEIN.

redeankündigung schliefst											
mit dem verse				im verse:							
189	590	957	242	113	493	456	621	435	492	16
222	664	992	257	137	740	522	660	456	494	62
230	981	5007	319	160	742	603	682	510	496	94
242	3110	102	408	[483]	752	610	4021	520	507	130
[526]	300	132	555	[484]	761	682	23	[547]	530	154
[543]	383	220	621	[506]	766	739	28	[558]	706	159
[711]	397	232	692	[516]	796	770	32	[590]	718	179
814	508	241	700	[524]	917	[824]	44	[629]	742	273
855	586	263	7110	805	978	922	45	742	831	278
1366	626	281	134	911	2015	935	75	767	856	304
431	960	292	579	958	58	974	80	782	860	592
484	4102	465	600	1156	84	983	109	842	883	639
609	266	510	722	169	101	995	180	870	884	647
772	441	533	737	172	106	3013	210	979	896	802
819	[536]	542	791	218	109	296	211	5178	902	818
889	[543]	639	826	219	147	420	212	205	944	828
2222	[568]	819	895	229	159	494	275	302	949	835
255	[594]	971	924	273	173	569	285	460	952	842
340	[625]	987	8044	382	204	617	305	471	997	7304
380	[634]	6109	101	425	241	618	315	488	6001	378
508	826	166	121	454	286	619	337	491	9	648

gesamtzahl: 84 (=25 %) | 168 (= 49 %)

TRISTAN.

im vers):

rede schliefst mit dem reimpaar.

7	*235*	887	105	506	368	384	446	836	768	746	95
9	243	*888*	177	750	374	406	492	848	778	756	95
7	249	909	219	754	376	448	508	850	806	766	95
5	277	917	221	758	462	452	520	856	842	788	96
9	345	921	225	776	540	602	538	900	888	794	97
5	347	925	425	782	544	836	548	956	11 048	852	98
5	361	13 137	521	1074	598	6138	564	958	58	892	15 00
3	417	141	585	226	658	196	678	968	72	898	2
7	483	195	619	236	680	224	732	976	220	922	42
3	577	*201*	633	284	682	232	790	10 036	230	926	47
1	579	209	727	392	686	258	798	110	234	13 200	53
9	581	215	733	508	712	336	886	112	236	218	61
3	*582*	217	*15 734*	542	718	356	888	146	268	224	94
3	595	221	957	996	830	392	9110	150	284	246	95
3	635	225	999	2230	832	410	170	186	286	302	96
9	675	301	16 015	246	856	432	250	194	296	316	99
7	751	309	193	366	922	476	286	204	304	322	16 04
3	787	359	225	398	924	608	296	206	312	344	22
7	967	377	231	530	968	810	312	210	352	360	23
1	969	391	235	686	972	826	330	220	420	388	23
3	973	397	251	728	974	830	368	230	478	400	21
9	12 031	415	391	752	978	836	386	270	538	406	26
7	61	693	17 467	782	980	980	402	340	578	410	62
9	81	719	469	806	990	7084	416	374	580	426	17 46
9	89	749	*471*	820	4018	134	426	390	602	454	46
7	*91*	881	471	840	58	610	464	408	608	702	47
5	93	931	487	912	92	618	474	462	622	736	47
5	129	14 007	529	924	100	626	484	476	648	890	48
9	*130*	69	535	932	138	634	496	488	710	910	53
7	285	401	749	3040	150	770	520	500	988	950	53
7	483	479	18 189	134	154	788	548	518	992	[14128]	18 04
9	487	481	195	156	162	790	556	522	12 010	142	26
5	489	493	261	164	168	802	562	528	14	224	36
3	493	497	289	194	210	808	590	530	32	464	40
9	*495*	499	673	204	312	812	596	626	100	574	60
3	495	601	885	270	320	884	616	640	126	586	64
7	763	713	19 259	274	330	8188	640	642	160	660	88
5	765	895	265	350	402	218	736	656	490	716	19 04
7	787	977		352	486	304	738	662	506	796	17
1	789	15 025		362	5038	368	794	672	572	[832]	21
3	883	31		366	382	436	828	694	632	910	41
											55

329 = (47 %).

Rother	158 (*145*) = 68 (*62*)%	22 (*31*) = 10 (*13*)%	
Iwein	68 (*84*) = 23 (*25*)%	148 (*168*) = 51 (*49*)%	
Tristan	113 (*147*) = 22 (*21*)%	54 (*81*) = 11 (*12*)%	
Rother	48 (*54*) = 20 (*23*)%	4 (*4*) = 2 (*2*)%	23(*18*)%
Iwein	20 (*17*) = 7 (*5*)%	55 (*73*) = 19 (*21*)%	43(*51*)%
Tristan	236 (*325*) = 46 (*46*)%	106 (*145*) = 21 (*21*)%	71(*53*)%

Ich lege, damit nicht blofs behauptung gegen behauptung steht, meine stellen vor, um damit eine ergänzung zu der ersten tabelle S.s nach s. 148 zu bieten. das streben, recht zu behalten, zumal im blofsen zählen, ligt mir fern: vielmehr erkenn ich des verf. verdienst um die ganze frage bereitwilligst an. ich möchte nur der sache dienen um die er sich so bemüht hat, und anderen die an ihr ebenso viel interesse finden, die arbeit erleichtern. — vorausgeschickt sei, dass unter redeankündigung immer der der directen rede unmittelbar vorangehnde vers citiert ist, auch wenn das verbum dicendi schon früher steht, zb. Iwein 814 (nicht 810), ebenso beim übergang aus indirecter rede in directe. [vgl. nunmehr die tabellen auf s. 139*, 139**, und für 139** aufserdem die nachfolgenden]

B e m e r k u n g e n zum Tristan: Die ankündigung 7653 ist ein fall des überganges aus indirecter in directe rede. — mehrmals geht einer durch erläuterung eingeführten rede aufserdem noch eine ankündigung voran, so in den oben citierten fällen 2693 3715. 4052. 6257. 8466. 10505. 10628. 10742. 11038. 11408 (f r e i e ankündigung!). 11451. 14169. 14396. 14595 (aus indir. rede!). 15087. d i e s e ankündigungen sind oben n i c h t ausgewiesen, weil sie nicht unbedingt directe rede erfordern und diese eben durch erläuterung einbegleitet ist. als doppelte einführung derselben rede ergeben sich aus meiner tabelle nur die fälle 1213 und 1214, 1452 und 1502. sonst hab ich überall wo in die schon einbegleitete rede derselben person noch eine einführung eingeschaltet ist, pause und somit zwei reden angenommen, zb. mit 7438 beginn neuer rede angesetzt, obschon Tristan von 7412 an spricht. die berechtigung hiezu glaube ich im inhalt der stellen zu finden (vgl. auch Schwartzkopff s. 128, dem ich hierin nur zustimmen kann). — einmal gehört e i n redeschluss zu z w e i ankündigungen: mit 14832 endet nämlich directe rede, die in directe rede aufgenommen worden ist. -- 2783. 4019. 9470. 10641. 10780. 13138. 14979 sind n a c h gestellte erläuterungen. — 1733 und 2480, wo der dichter s i c h s e l b s t fragt, hab ich nicht als rede gezählt, auch nicht 4794, wo '*ein sælic man*' zwar zu einer antwort aufgefordert ist, aber die antwort nicht gibt (vgl. Schwartzkopff s. 140), wol aber 6984 ff, weil hier '*ein man*' (allerdings zugleich mit dem dichter) als würklich sprechend eingeführt ist. — diese fälle, in denen es schwer ist streng folgerichtig zu scheiden, verschwinden aber jedesfalls gegenüber der zahl jener, die sich glatt und rein erledigen lassen. — schliefslich möcht ich noch an einem kleinen beispiel zeigen, wie sich derartige zusammenstellungen verwerten lassen: im verse schliefsende redeankündigung find ich in zwei aufeinander folgenden zeilen nur an der stelle 16231. 16232: *Gilân sprach aber: . . ., Tristan sprach: . . .* das fällt in Gottfrieds werk geradezu auf. in dem viel kürzeren Iwein kommt es nicht nur ölter vor (1218. 1219; 4044. 4045; 5883. 5884), sondern es findet sich derlei auch dreimal hintereinander: 4210. 4211. 4212; das stärkste ist wol 3617 *st sprach . . .*, 3618 *er sprach . . .*, 3619 *st sprach . . .*, 3621 *si sprach.* man vergleiche auch anfänge aufeinander folgender strophen in der Kudrun 401 *Si sprach . . .*,

402 *Er sprach . . .*, 403 *Si sprach . . .*, 404 *Er sprach . . .*, 405 *Si sprach . . .*, 406 *Er sprach . . .*, 407 *Si sprach . . .*, 408 *Dô sprach der degen Mōrunc . . .*. 409 *Er sprach . . .* auch an so geringfügigen erscheinungen lässt sich die höhe der kunst Gottfrieds ermessen.

Graz. **Justus Lunzer.**

Gundackers von Judenburg Christi Hort. aus der Wiener handschrift herausgegeben von **J. Jaksche.** mit einer tafel in lichtdruck [= Deutsche texte des mittelalters, herausgegeben von der Königlich preufsischen Akademie der wissenschaften. band xviii]. Berlin, Weidmann, 1910. xviii u. 91 ss. g. 8° — 4 m.

Mit aufserordentlicher raschheit erfüllt die Kgl. preufsische akademie ihr vor kurzer zeit gegebenes versprechen und beschenkt uns mit bisher unveröffentlichten deutschen texten des mittelalters in sorgfältig hergestellten handschriftenabdrücken. von denen uns jetzt, nach kaum sieben jahren, schon der xviii band gedruckt vorligt. der vorliegende text erzählt in rührend naiver weise von der menschwerdung Christi, von seinem leben und wirken, und schliefst mit der bekannten halblegendarischen tradition, wonach die Römer unter Vespasian den tod Christi an den juden zu rächen kommen und der *vâlant Pilâtus* eines grässlichen todes stirbt. der bearbeiter des bandes hat demselben die einzige vollständige handschrift der Wiener Hofbibliothek zugrundegelegt, u. zw. nach einer ursprünglich von Weinhold angefertigten, dann widerholt collationierten abschrift.

Nach den von der akademie ursprünglich für diese editionen ausgegebenen 'Bestimmungen' sollte die einleitung jeweils nicht mehr enthalten als 'die nötigsten angaben über das publicierte werk', ferner 'eine genaue beschreibung der handschrift, in der über ihren inhalt, ihre provenienz, ihre graphischen eigentümlichkeiten usw. eingehend berichtet wird'. dass an dieser beschränkung nicht pedantisch festgehalten wird, sondern dem herausgeber ein gröfserer spielraum eingeräumt wird, muss anerkennend hervorgehoben werden. es wird dadurch (wie gerade im vorliegenden fall) dem herausgeber gelegenheit gegeben, gleich im anschluss an die hs.-beschreibung in gröfserer oder geringerer ausführlichkeit beobachtungen kritischer art anzufügen, wie sie sich ja bei der sorgfältigen bearbeitung eines textes naturgemäfs ergeben und als eine erste frucht der eigentlichen wissenschaftlichen verarbeitung des textabdrucks (die ja doch erst der hauptzweck des abdrucks ist) angesehen werden können. mit recht hat darum Jaksche im vorliegenden band, nachdem er die hs. ausführlich beschrieben, ihre lücken, die ziemlich regellose orthographie usw. gewissenhaft erörtert hat [1], auch vereinzelte phone-

[1] ob die capitelüberschriften der hs, was wahrscheinlich ist, vom schreiber derselben oder einem späteren herrühren, ist mir aus Jaksches einleitung nicht klar geworden; auch die beiden facsimiles geben darüber keinen aufschluss. — es ist dies nicht ganz uninteressant zu wissen, weil ja die verse des gedichts nicht abgesetzt sind, sondern fortlaufen.

tische oder sprachliche dinge, fälle von apokope, enklise, assimilation, sandhi udgl. (auf s. XVII) hervorgehoben. vom standpuncte des benützers muss man sagen: leider nicht ganz vollständig, um ein klares bild zu geben. es zeigt sich gerade hier, wie schwer die grenze zwischen blofs empirischer beschreibung und wissenschaftlicher verwertung zu ziehen ist: manches was auf den ersten blick als marotte des schreibers erscheint, besitzt schon sprachgeschichtliche bedeutung. ein paar solcher fälle hab ich ich mir notiert. die s. IX (freilich in anderem zusammenhange) erwähnte form *begrvbē* (= *begruob in*), überschrift nach v. 2144, ist eine sprachlich wichtige erscheinung, wichtiger als die viel schwächeren fälle der enklise, die J. auf s. XVII gesammelt hat, und hätte jedesfalls unter dieser erwähnt werden müssen. — dass die s. XI hervorgehobene form *tŭnge* (= *dû trüege*) v. 1075 blofs graphisch zu beurteilen ist, scheint auch mir wahrscheinlich: der daneben verzeichnete zweite fall aber *gwengen* (= *si gewüegen*) v. 3087 lässt sich wol eher lautlich begründen; ein ganz analoges vordringen der nasalierung findet statt in v. 1463 *streuntens* (= *streuten si*) und 1468 *haindnisch* (= *heidnisch*). dies hat der herausgeber als sprachlich erkannt und daher mit recht im texte beibehalten.

Auch textkritische arbeit ist natürlich selbst bei solchen handschriftenabdrücken niemals ganz zu umgehn: die vielen besserungen oder besserungsvorschläge, die Jaksche, ferner vKraus, Sievers und Roethe im texte vorgenommen haben, sind nur zu begrüfsen; unter dem text ist jedesmal genaue rechenschaft gegeben.

Die lesartenbezeichnung wäre wol manchmal weniger umständlich und consequenter zu machen gewesen: 'v. 47. *dv*. hs. statt *den*' drückt man doch einfacher so aus: '47 *den*] *dv*'. oder zu v. 805 würde man doch schreiben: '*er* K] *dv*'; denn dass es sich auf das im text stehende wort bezieht, ist ja aufserdem durch die cursivschrift im text ganz unzweifelhaft deutlich gemacht. zu v. 449. 508 ua. ist dies dann auch richtig durchgeführt. — warum steht bei einzelnen lesarten (zu v. 47. 109. 116. 309. 611. 714 . . .) ausdrücklich 'hs.', während in den meisten fällen, wo doch sicher dasselbe, nämlich die zugrundegelegte Wiener hs. gemeint ist, dies wort mit recht fehlt (zu v. 28. 50. 59. 61. 95. 255. 258 usw.)? 'sandhi'-beobachtungen, wie v. 142 usw., wünschte man wol auch (neben dem s. XVII erwähnten einen fall v. 1833) in der einleitung übersichtlich zu sammengestellt. ebenso die verwanten fälle der 'lautsparung': v. 611. 4161. 2225 uö. die beiden fälle v. 991 und 993 fehlen in der s. XVII (scheinbar vollständigen) liste der 'ausstofsungen'. so hätte sich gewis ein noch deutlicheres bild von den schreib- und sprechgewohnheiten des schreibers gewinnen lassen. aber wer wollte dem herausgeber daraus einen vorwurf machen, dass

er aus der fülle des sich ihm unwillkürlich während der arbeit aufdrängenden stoffmaterials nicht alles mit gleicher wichtigkeit behandelt hat?

Nicht unterlassen sei es, auf die förderung hinzuweisen, die unsrer kenntnis von der mittelalterlichen schriftkunde durch die (gemäfs den bestimmungen der Preuss. academie) jedem bande beigegebenen ausgezeichneten facsimiles zuteil wird: an die 30 solcher widergaben in lichtdruck liegen uns bereits vor; die dem vorliegenden bande beigegebene bietet in der peinlichen exactheit, mit der sie das schriftbild der hs. in ihren verschiedenen zügen reproduciert, einen wertvollen beitrag zur mittelalterlichen paläographie.

Wien, september 1910. **Victor Junk.**

Erasmus Alber, das kämpferleben eines gottesgelehrten aus Luthers schule, nach den quellen dargestellt von **Emil Körner.** [= Quellen und darstellungen aus der geschichte des reformationsjahrhunderts hg. von Georg Berbig 15]. Leipzig, M. Heinsius 1910. VIII u. 203 ss. 8°. — 6,40 m.

Erasmus Alber hat, nach vielem unglück in seinem leben, in neuer zeit unter den litterarischen helfern der reformation das seltene glück gehabt, in Franz Schnorr von Carolsfeld den sorgsamsten biographen, in Wilhelm Braune einen idealen herausgeber zu finden. man hat beider werke abschliefsend genannt; das war nicht buchstäblich gemeint und ist auch nicht buchstäblich richtig, aber jede neue arbeit über Alber wird in ihrer daseinsberechtigung an jenen beiden gemessen werden müssen, zumal jede neue biographie an Schnorrs classischer studie. in zwei richtungen ist da ein fortschritt über den vorgänger hinaus denkbar: entweder so, dass die neue darstellung formell die alte weit hinter sich lässt und künstlerisch zur biographie abrundet, was sich bei Schnorr bescheiden als 'biographischer beitrag' bietet, oder aber, dass sie neue forschungen und funde bringt und damit unser wissen über Alber sachlich bereichert.

Ein akademischer beurteiler von Schnorrs buch hat (Anz. XXIII 175) einen tadel von dessen darstellung mit dem satz eingeleitet: 'Wenn ichs nicht wüste, dass der verf. einer grofsen bibliothek in musterhafter weise vorsteht, und wenn diese amtliche stellung nicht auf dem titelblatt angegeben wäre, ich würde es erraten, dass die schrift von einem hervorragenden bibliothekar herrührt'. eine beziehung zwischen beruf und darstellungsweise soll damit gewis nicht hergestellt sein, sonst könnte eine späte abwehr solcher kritik allerhand spitze fragen tun: ob nur trockene darsteller bibliothekar werden? oder ob nur sie es in diesem beruf zu etwas bringen? ob auch der einer guten darstellung geneigte und fähige stilist in diesem stande seinen tugenden ent-

fremdet wird? und ob, wer bibliothekar und akademiker zugleich ist, mit der einen feder flüssig, mit der andern hölzern schreibt? aber wir brauchen diese fragen nicht zu stellen; auch das ist ja bekannt, dass die bibliothekarische arbeit dem aufsenstehnden zu viel schreibwerk, pein- und pünctlichkeit zeigen muss, als dass sie gerechter würdigung auch ihrer wertvolleren und tieferen eigenschaften immer gewis sein könnte. das alles ist hier nicht zu entscheiden. in dem fall Alber aber, der hier allein zur rede steht, ist von zwei stilisten der bibliothekar entschieden der bessere gewesen, und kein leser, der die beiden bücher neben einander list, wird die sorgsam abgewogene darstellung Schnorrs, seine besonnene art für Körners teils wortreichen, teils abrupten, immer aber unerfreulichen stil und für sein mehr der kanzel als dem druck gerechtes pathos hergeben wollen. wer Luthers kampf um das abendmahl beschreibt wie K. s. 73: 'Luther verbarg nicht sein misfallen darüber, dass es die papisten nur unter einer gestalt zulassen wollten', wer einen satz stehn lässt wie s. 164: 'die ausführung des gesangbuchs ist nicht die einzige, die unterblieb', oder s. 150: 'er schwieg nicht etwa: das konnte und durfte er nicht; aber fein verteidigte er sich', dem ist es um darstellung als kunst nicht zu tun. wir werden dem buche wol nur gerecht, wenn wir auf den sachlichen gewinn blicken den es verspricht.

K. bietet sein werk als die frucht dreifsigjähriger mühen. er ist 1893 durch das erscheinen von Schnorrs Alberus überrascht worden und hat sein buch nach weiteren 17 jahren herausgegeben, erst nachdem er überzeugt sein konnte, dass nennenswertes über Alber nicht mehr zu finden sei. damit hat er gewis recht, und wenn sein fortschritt über Schnorr hinaus nirgends grofs ist, so gereicht das zunächst Schnorr zur ehre, nicht K. zum tadel. was an den orten wo Alber als lehrer, pfarrer, flüchtling geweilt hat, in den archiven der herren und städte denen er gedient hat, in der litteratur über die gegner, die ihm das leben schwer gemacht haben, irgend zu finden war, was in den zeitschriften historischer vereine über Albers umwelt aufschluss geben konnte, hat K. auf reisen, durch umfragen und mit einer wie es scheint erschöpfenden belesenheit zusammengetragen. dass er nicht alles in sauberer verwertbarkeit vorlegt, ist zt. gewis die schuld des druckfehlerteufels, mit dem auch andere bände von Berbigs sammlung in besonders hartnäckigem kampfe liegen. wir verbessern nur die störendsten: s. 2 z. 36 lis *Nidda* statt *Nidder*; 37 *östlichen* st. *westlichen*; 12, 5 *fro* st. *frow*; 20, 1 *stäupt* st. *stäup*; 45, 2 *Ausschluss* st. *Auschluss*; 47, 20 *aufsgelassen* st. *auffgelassen*; 48, 25 *welche st. welcher;* 62, 13 *hier* st. *sie;* 64, 22 *nicht wahr* st. *wahr*; 38 *mensch* st. *menschen:* 93, 5 *er die* st. *die*; 117, 9 fragezeichen st. punct; 121, 32 *Colacem* st. *Colagem*; 126, 29 *blumen* st. *beumen;* 128, 11 *on falsch* st. *vn falsch*, 22 *eine* st. *ein*, 28 3/4 st. 5/6, 36 z.

66 st. z. 67, 39 *vnuerzagt* st. *onuerzagt*; 130, 7 *waffens* st. *wappens*, 12 *waffen* st. *wapen*, 14 *jhrem* st. *jhren*, 16 *fahr* st. *gefahr*; 133, 19 *einholten* st. *einholte*; 139, 28 13 st. 33; 143, 14 fehlt hinweis auf note [1]; 161, 27 *frewt* st. *frevet*; 177, 4 *fabel* 48 st. 49; 185, 38 *Braune* st. *Braun*; 188, 47 *Leitzmann* st. *Beitzmann*; 192, 9 s. 270 st. 269; 10 *quosuis* st. *quouis*, 32 *sperare* st. *operare*; 193, 37 *O. Clemen* st. *A. Clemen*; 196, 41 *Egenolphum* st. *Egenolphrum*; *suarum* st. *sacrarum*; 197, 12 *rutsschulbibliothek* st. *raisbibliothek*.

Näher beteiligt ist der verf. notwendig an der behandlung der citate: in den stellen aus Albers fabeln ist fast regelmäfsig *drumb* in *darumb* geändert (4, 37. 120, 28. 30. 37) und damit jedesmal der rhythmus zerstört. gleiches ergebnis haben die änderungen 8, 38 *sie dräwten vns des fegfewrs pein*, statt *sie dräwten vns fegfewers pein*; 18, 9 *wer im lehrampt ist, der sey* . . . statt: *wer nun im lerampt ist, der sey* . . .; 25, 23 *gottes wort wirdt da gepredigt recht*, statt: *gotts wort wirdt jhn gepredigt recht*; 39, 12 *wann eim in seinem standt ist wol*, statt: *wann eim in seim standt ist zu woll*, uam. ganze verse sind in den citaten 40, 7. 56, 14. 120, 26 ausgefallen, umstellungen stören 174, 14 und 177, 19, ganz von versehen ist fast keines der längeren fabelcitate frei; der charakter von Albers sprache wird verwischt: 4, 25 lis *gezogen* st. *erzogen*; 39 *Zu mitter nacht, zu mittem tag* st. *In* . . . *mitten*; 39, 12 *seim* st. *seinem*; 17 *Thürnen* st. *Thürmen*; 19 *sicht* st. *sieht*; 56, 14 *ein* st. *einen*; 120, 9 *sihstu* st. *siehestu*; 34 *nieman* st. *niemand*.

Wider tiefer greifen bedenken gegen schlüsse, die K. aus seinem material zieht. aus den fabeln 11, 7 f *der ablafs war ein schwinder mann, wer jhn veracht, der war im bann* möchte K. s. 9 fast vermuten, Alber habe seiner evangelischen überzeugung wegen aus Mainz fliehen müssen. aus der beschreibung von Breslau fab. 19, 4 ff schliefst K. s. 44, Alber sei dort gewesen, er übersieht, dass der vers über die Oder 19, 15 *für Crossen fleufst die Neufs darein* widerspricht, denn vor den toren Crossens fliefst nicht die Neifse, sondern der Bober in die Oder, und wer von Küstrin aus nicht diese gegend hat kennen lernen, ist auch nicht in Breslau gewesen. s. 55 zählt als motiv für Albers übersiedlung vom lande Dreieich nach Butzbach der wunsch, seinem lieben Ursel nahe zu sein. aber Dreieich ligt etwas näher bei Oberursel als Butzbach. Brandenburger kämmereirechnungen sprechen von dem *frommen pfarrherrn E. Albero* — die stehnde redensart genügt K. s. 63 zu dem schluss: 'innerhalb der gemeinde hat er sich stets eines vorzüglichen rufes erfreut'. s. 175 überrascht der satz: völlig fremd ist ihm (Alber) der aberglaube'. Alber wäre der einzige Deutsche des 16 jh.s, von dem die behauptung gewagt werden könnte. aber er hat ein buch geschrieben 'Vom basilisken zu Magdeburg', das davon ausgeht, wie ein kapaun

ein ei fallen liefs ohne schale mit harter haut. hätten die leute das ei nicht gar zerknirscht und in die erde vergraben, so wäre ein basilisk daraus geworden, an dessen blick jeder hätte sterben müssen, der ihn sah. K. berichtet s. 139 selbst über dieses buch mit den worten: 'und Alber teilt ernstlich diese meinung'. zeugnisse für Albers massiven teufelsglauben hab ich Beitr. 28, 233 f gesammelt.

Nicht besser steht es mit K.s verhältnis zu den forschungen anderer. ein zusammenfassendes buch, das in den wichtigsten puncten seiner darstellung von dem zehrt was andere erarbeitet haben, sollte mit deren ergebnissen ratsam umgehn — das gegenteil ist der fall. Albers 40 fabel nimmt sich die nr 9 der neuen dunkelmännerbriefe zum vorbild, sie wäre dadurch ganz zum satirischen zeitbild geworden, entnähme der dichter nicht die schlusswendung aus seiner gewöhnlichen fabelquelle, der fabel des lateinischen Aesop 'De rana et vulpe'. Braunes ausgabe s. LIV f gibt denn auch beide quellen nebeneinander an. damit ist der quellenwert des stückes für Albers eigenes leben methodisch beschränkt: wer daraus schliefst, dass Alber in seinem frosch einen marktschreierischen quacksalber dieses namens habe verspotten wollen, ignoriert den lateinischen Aesop; wer aus den darin genannten universitätslehrern schliefsen will, wann Alber in Mainz studiert hat, setzt sich über das enge verhältnis zu Huttens satire hinweg. beides tut K. s. 6 f. — Erasmus hatte längere zeit das 'Judicium Erasmi Alberi de spongia Erasmi Roterodami' für den angriff eines pseudonymus und Hermann Busch für den verfasser gehalten. er wird aufgeklärt und schreibt am 10 dec. 1524 an Melanchthon: *Alberus ille censor Erasmi isthic agit ludi literarii magistrum in oppido Smach opinor.* Alber war ende 1524 schulmeister in Eisenach. da sich Erasmus jetzt über seinen gegner unterrichtet zeigt, kann man gar nicht umhin, in *Smach* fehler oder verdrehung oder witzelei für *Isnach* zu sehen, in *opinor* ligt die ganze bosheit des grofsen spötters, sein ganzes behagen an dem gelungenen witz. auf den zusammenhang hat Schnorr s. 14 überzeugend hingewiesen, von K. s. 22 wird die gute beobachtung bei seite geschoben. — Kawerau hat Hist. zs. 73, 492 gezeigt, dass sich Albers 'Newes tedeum' ebenso eng an Luthers 'Herr gott dich loben wir' anschliefst wie seine lateinische vorlage an den hymnus Ambrosianus, er hat damit die entfernung vom original bündig erklärt. K. s. 64 lenkt zu Albers hoher achtung vor dem geistlichen volkslied und zu seinem sittlichen ernst zurück und erklärt damit unzureichend, was bei Kawerau restlos gelöst war.

Die erforschung von Albers leben bietet uns hundert schwierigkeiten namentlich durch seinen steten ortswechsel. an dutzenden von orten hat er geweilt, und überall muss man auf spuren seines würkens gespannt sein; die zahl vervielfältigt sich, wenn man die

flüchtigern berührungen mitzählt, zb. den druckstätten seiner schriften nachgeht. Albers leben verrät nirgends eine beziehung zu Hagenau, seine übersetzung der 'Auslegung d. Johannes Brentzen über das buch Ruth' ist 1536 dort gedruckt, worauf K. s. 187 hinweist. anderes der art findet sich in Goedekes und Schnorrs nachweisen. ferner weitet sich die aufgabe dadurch, dass man darauf gefasst sein muss, auf anonyme schriften zu stofsen, die Alber zum verfasser haben können: das 'Judicium' ist ohne Albers zutun veröffentlicht, und nie gedenkt er seiner (K. s. 22). K. erkennt als echt schriften an, zu denen sich Alber nie bekannt hat: das lied von dem bock zu Leipzig s. 14. 90. 97, spottreime auf das interim s. 123, eine reihe kirchenlieder s. 160, das spottlied 'Vom Grickel interim' s. 121. 194. man mag in einem teil der fälle mit besserem recht Albers autorschaft ablehnen, die möglichkeit einer solchen anonymen tätigkeit ist zuzugeben, und sie erstreckt sich nach K.s eigner annahme von seinen anfängen bis in die späten kämpfe hinein. K. schlägt aber seinen eignen grundsätzen ins gesicht mit der art, wie er Albers anteil an den beiden frühen flugschriften leugnet, die ich ihm Beitr. 28, 228 ff und Archiv f. ref.-gesch. 5, 48 ff zugewiesen habe, dem 'Dialog von Luther und der geschickten botschaft aus der hölle' (1523) und dem 'Gesprächbüchlein von einem bauern, Belial, Erasmo Rotterodam und Fabri' (1524). K. wendet ein, worüber er sich sonst mit recht hinwegsetzt: Alber bekenne sich nirgends dazu, wie sonst zu seinen früheren schriften: damit wäre jeder indicienbeweis auf diesem gebiet unmöglich, das heer der flugschriften für uns in alle zukunft namenlos, die besten untersuchungen von Hartfelder, Böcking, Kück, Clemen, Lucke, Brecht, Lemcke, Burckhardt hinfällig. ferner: mit Speyer, das als druckort des gesprächbüchleins angenommen werde — zur druckerbestimmung führt vielmehr ein methodisches verfahren, das in fällen wie diesem durchaus sichere ergebnisse liefert und das der reformationsforscher schon um seiner nützlichkeit achten sollte, wenn er es nicht zu handhaben versteht — habe Albers nie beziehungen gehabt: dann wäre eine reihe schriften nicht von Alber, die seinen namen auf dem titel tragen. gewis wird man fragen, ob der druckort zugleich der entstehungsort einer flugschrift sein kann. man wird aber im falle des gesprächbüchleins die frage verneinen müssen. Gustav Bossert, der gründliche kenner des damaligen Speyer, der übrigens Alber als verfasser des Dialogus bedingungslos gelten lässt, weifs als die einzigen Speyrer persönlichkeiten, die vielleicht als verfasser des gesprächbüchleins in frage kommen könnten, die domvicare Jacob Beringer und Johann Schwind zu nennen (Theol. litztg. 34, 273). für beide spricht nur die eine instanz, dass sie in Speyer lebten, wo das gesprächbüchlein gedruckt ist. bei Beringer wird diese instanz dadurch aufgehoben, dass sein verleger Grüninger in Strassburg ist (Zs. f. gesch. des

Oberrheins 56. 420), gegen Schwind spricht. dass er nach kurzer ablenkung durch die reformation sehr bald wider als katholik erscheint (das. 421). dagegen spricht für Alber ein complex von gründen. die ich auch heute noch für entscheidend halte. die sprachliche berührung der beiden schriften mit Albers sicherem eigentum und ihre rheinfränkische heimat muss K. zugeben (s. 14 und 184) — er irrt, wenn er meint, beides als zu allgemein bei seite schieben zu dürfen: die beiden indicien stehn mit anderen in einem beweis, dessen stärke in seiner geschlossenheit ligt, den zu widerlegen er nicht einmal versucht, dessen überzeugende kraft kenner Albers wie WBraune und OJensch anerkannt haben und dessen methode in vielen andern fällen zu sicheren ergebnissen geführt hat. mutwillig beraubt sich K. des wichtigen ausgangspuncts von Albers litterarischer tätigkeit — zum schaden seines buchs, das von hier aus einen anlauf zu selbständiger auffassung seines helden hätte nehmen können.

Freiburg i. Br. **Alfred Götze.**

Grillparzers Werke. im auftrage der reichshaupt- und residenzstadt Wien herausgegeben von **August Sauer.** erster band: Die Ahnfrau. Sappho. Wien und Leipzig, Gerlach & Wiedling 1909 [richtiger 1910]. CXII u. 481 ss. 8°. (mit Grillparzers bild nach einem aquarell von Moritz Michael Daffinger von 1827.) — 7,20 m.

Dass eine kritisch-historische, auf gründlicher durcharbeitung des gesamten handschriftlichen und gedruckten materials beruhende ausgabe von Grillparzers sämtlichen schriften ein wissenschaftliches bedürfnis sei, ist längst erkannt und ausgesprochen worden, zuletzt wol und am entschiedensten 1909 von Stefan Hock in dem herb tadelnden überblick über die bisherigen gesamtausgaben (Germanisch-romanische monatsschrift 1, 721 ff). wenn jetzt im auftrag der stadt Wien, der besitzerin von Grillparzers nachlass, August Sauer, der unbestritten beste kenner des dichters, als litterarhistorischer forscher und besonders als kritischer herausgeber vielfach glänzend erprobt, das lang erwartete und vorbereitete werk uns schenkt, so wollen wir zunächst seine gabe mit herzlicher freude und aufrichtigem dank willkommen heifsen.

Vorläufig ligt nur der erste band des grofsen unternehmens vor. eine knapp zusammenfassende, prachtvolle charakteristik von Grillparzers wesen und dauernder bedeutung eröffnet ihn. dann folgt eine kurze geschichte der bisherigen gesamtausgaben seiner werke und eine darlegung der grundsätze, die für anordnung und textgestaltung der neuen ausgabe gelten sollen.

Diese zerfällt in zwei getrennte abteilungen. die erste soll die werke der reifen zeit (seit 1816) enthalten, also die dramen, dramatischen fragmente, satiren und übersetzungen, die gedichte



und epigramme, die erzählungen, satiren und zum druck bestimmten aufsätze in prosa, die spanischen studien, die selbstbiographie und die andern schriften zur eignen lebensgeschichte. alles übrige kommt in die zweite abteilung: so die jugendwerke, die tagebücher, in die auch die litterarischen studien und die nicht für die öffentlichkeit bestimmten aufzeichnungen in prosa eingereiht werden sollen, die briefe und amtlichen documente. wie sich diese gliederung bewähren wird, wie weit sich zb. die ungleiche behandlung der studien zum spanischen theater und der sonstigen litterargeschichtlichen aufzeichnungen innerlich wird rechtfertigen lassen, darüber müssen uns erst die späteren bände vollen aufschluss bringen; so lange bleibe denn auch das urteil über diese fragen ausgesetzt. dagegen verdient das princip der chronologischen reihenfolge innerhalb der einzelnen gruppen unbedingte billigung. die kritischen bemerkungen und lesarten sollen diesen gruppen in selbständigen bänden angereiht werden. was ich gegen eine solche trennung von texten und lesarten einzuwenden hätte, hab ich vor einigen jahren bei besprechung der grofsen Wieland-ausgabe erwähnt, die dieses verfahren zuerst durchführte (Anz. XXXIII 294f). auch der misstand ist nicht zu unterschätzen, dass dabei die bände mit den lesarten gefahr laufen, erst einige jahre nach den texten zu erscheinen, dass also geraume zeit eine würklich kritische benutzung dieser texte nicht möglich ist. so lässt sich denn auch in unserm fall die wichtigste leistung des herausgebers, die textkritische arbeit, noch nicht ordentlich nachprüfen.

Die grundsätze, an die er sich zu halten verspricht, sind in der hauptsache unstreitig richtig. besonderer beifall gebührt der peinlich genauen sorgfalt, die Sauer der interpunction Grillparzers widmet, und seinem bestreben, die echte interpunction des dichters, die in den drucken oft willkürlich verändert erscheint, so viel als möglich aus den handschriften widerherzustellen. ein schönes beispiel, wie recht er daran tut, bietet gleich im ersten bande vers 243 der Ahnfrau. die handschrift liest hier *Mit dem Dolch, den Augen dräuend* (die räuber bedrohen Bertha mit dem dolch und den augen); die drucke lassen das komma weg, so dass die augen Berthas durch den dolch der räuber bedroht scheinen. noch in der fünften gesamtausgabe fehlte das komma; erst jetzt ist es wider in seine rechte eingesetzt worden.

Dagegen kann ich Sauers behandlung der Grillparzerschen rechtschreibung nicht glücklich finden. die reifen werke in der ersten abteilung lässt er in der jetzt geltenden orthographie drucken; für die ganze zweite abteilung hingegen, die dramatischen entwürfe und fragmente und alle lesarten will er die originalschreibung des dichters unverändert beibehalten. und selbst bei dieser inconsequenz bleibt er noch nicht stehn, sondern auch in jenen reifen werken richtet er sich bei den zu-

sammengesetzten wörtern und den grofsen anfangsbuchstaben nicht nach modernem gebrauch, sondern nach dem wechselnden verfahren der handschriften. wozu diese halbheit, dieses compromiss zwischen Grillparzers schreibung und der heutigen orthographie, das sich auch mit den von S. angeführten worten Karl vRaumers nicht mehr verteidigen lässt? hätte würklich die etwas ältere, echte rechtschreibung des dichters das grofse publicum, soweit es nämlich überhaupt eine teure, historisch-kritische ausgabe kauft, ernstlich abschrecken können?

Die einleitungen und anmerkungen zu den einzelnen werken, die vornehmlich der quellengeschichte und der erforschung von Grillparzers sprache und stil dienen sollen, sind eine sehr erwünschte zugabe, doppelt willkommen, wenn sie inhaltlich so reich und für die weitere forschung so anregend sind wie in diesem ersten bande.

Er bietet die Ahnfrau in doppelter fassung: nach dem letzten vom dichter selbst durchgesehenen druck (1844) und der allerersten handschrift (vom august und september 1816), und Sappho nach der vierten auflage (1856). die erste handschrift der Ahnfrau ist hier ohne jede spätere änderung des verfassers, daher genauer nach ihrem ursprünglichen wortlaut widergegeben, als in der früheren veröffentlichung von Josef Kohm (Wien 1903), in der die rechtschreibung und interpunction dem modernen gebrauch angepasst und vielfach auch nachträgliche änderungen Grillparzers an die stelle der ersten niederschrift getreten sind. Schreyvogels bemerkungen zu vielen versen der hs. verzeichnet S. getreulich; den weisungen des älteren freundes folgte Grillparzer meistens, doch nicht immer: oft genug hielt er trotz ihnen an dem einmal geprägten ausdruck fest.

Sehr eingehend beschäftigt sich die einleitung zur Ahnfrau mit den wichtigsten quellen des dramas, der geschichte des französischen räubers Mandrin in deutscher bearbeitung (vermutlich nach einem druck von 1815 oder 1816) und dem einem englischen muster nachgebildeten schauerroman 'Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe'. S. untersucht, gestützt auf die reichsten bibliographischen kenntnisse, diese vorlagen Grillparzers und zugleich auch die quellen, aus denen sie wider schöpften, ja selbst die bearbeitungen und übersetzungen, die diese quellenschriften erfuhren, weit über die grenzen hinaus, die für die Grillparzerforschung im engeren sinne zu ziehen wären. dabei wird aber deutlich, wie ergiebig diese vorlagen auch andern, berühmten und unberühmten schriftstellern erschienen. auch sonst weist S. auf die mannigfachsten anregungen hin, die der junge dichter aus der unmittelbar vorausgehnden litteratur gewinnen konnte, ohne jedoch unvorsichtig aus äufseren ähnlichkeiten sogleich auf einwürkungen solcher verwant scheinenden werke zu schliefsen. eigne und fremde frühere forschung verwertet er dabei gewissen-

haft, bald zustimmend, bald berichtigend (auch eignen ehemaligen vermutungen gegenüber, vgl. s. L); das ganze soll. indem es das bisher geleistete kritisch zusammenfasst und abschliefst, zugleich den anfang zu neuer litterargeschichtlicher untersuchung auf zuverlässigerer grundlage bilden.

Die hinweise auf eine solche künftige forschung sind fast noch mehr in den anmerkungen als in der einleitung zu suchen. eine ungeheure fülle der fleifsigsten, meist auch der treffendsten beobachtungen schüttet hier S. vor dem dankbar nachprüfenden leser aus. wir finden zahlreiche sprachliche bemerkungen zu grammatischen freiheiten, mundartlichen und landschaftlichen wendungen, ausdrücken der umgangssprache, veralteten wörtern oder wörtern, die Grillparzer in ungewöhnlicher bedeutung braucht. dann wider stellt S. nachbildungen von Bibelworten, von versen Schillers, Goethes, Zacharias Werners, Müllners, AWSchlegels (in seinen übersetzungen aus Calderon) ua. zusammen, anklänge an sonstige dichtungen Grillparzers, besonders auch an die zeitlich nahe liegenden dramen und dramatischen fragmente, überhaupt lieblingsausdrücke des dichters, häufig widerkehrende worte und wortverbindungen, die er zur ausmalung bestimmter empfindungen, stimmungen, gedanken, situationen verwendet; bisweilen erhalten wir auch einen wink, wie spätere sänger einzelne seiner wendungen nachzubilden suchten. auf mehrfach vorkommende reimverbindungen, auch auf unreine reime, beabsichtigte assonanzen, gelegentlichen dreireim, auffallend metrisch-strophische gestaltungen werden wir aufmerksam gemacht. besonders aber decken die anmerkungen manche kleine inhaltliche übereinstimmung der Ahnfrau mit älteren werken auf, deuten auf antike anspielungen des dichters, auf allerlei anregungen durch seine lectüre, die sich in den einzelheiten der scenischen vorgänge wie der charakterzeichnung verraten. namentlich der zusammenhang der Ahnfrau mit den schicksalsdramen wird so auf das allerdeutlichste erhellt: bald trägt S. alles auf den äufsern schicksalsapparat bezügliche in Grillparzers drama, bald besonders beliebte worte, bilder und gleichnisse, vorstellungen, empfindungen, anschauungen zusammen, die es mit den älteren schicksalstragödien gemein hat, bald beobachtet er die verschiednen fälle, in denen das wort *Schicksal* oder eine seiner umschreibungen vorkommt, bald die abwechselnden ausmalungen des criminalistischen, und was dergleichen mehr ist.

Auch hier wider verwertet er sorgfältig alle brauchbaren vorarbeiten (von JMinor, GWaniek, OELessing, HKüchling ua.), führt aber die forschung durchweg selbständig und erfolgreich weiter. zwar mag man zweifeln, ob alle die fleifsigen zusammenstellungen, die er bietet, notwendig waren und wahrhafte förderung der wissenschaft versprechen; so wenn er zu v. 33 einige dutzend beispiele für den gebrauch der eigenschaftswörter *dunkel, düster, finster, schwarz* in der Ahnfrau sammelt oder ein andermal alle

substantiva der furcht und des schreckens oder sämtliche bezeichnungen für sünde und strafe, die in dem drama begegnen, aufzählt usw. mag sein dass hier öfters des guten zu viel getan ist; in den meisten fällen aber erkennt der schärfer zusehende sofort den wissenschaftlichen zweck und den sichern oder wenigstens wahrscheinlichen gewinn, den die sprach- und litteraturgeschichte von diesem mit unermüdlichem fleifs aufgespeicherten material ziehen kann.

Wo S. gegen frühere erklärer, besonders JAKilb, ankämpft, hat er immer augenscheinlich recht; seine eignen erklärungen geben nur selten anlass zu einer berichtigung. im anfangsvers der Ahnfrau (*Nun wohlan, was mufs geschehe!*) ist nicht, wie er meint, das verbum 'sein' ausgefallen, sondern der infinitiv 'geschehen', der aus dem folgenden conjunctiv 'geschehe' leichter zu ergänzen ist. zu v. 38—41 bemerkt er zweifellos richtig, dass der stil der Ahnfrau auf grellen gegensätzen beruht. dass aber gerade diese verse 'die widerholten ansätze zum neuen leben' in dem drama 'symbolisieren' sollen, scheint mir den einfachen worten Berthas gegenüber, die sich aus dem zusammenhange des gesprächs ganz natürlich erklären, mindestens nicht glücklich ausgedrückt zu sein. irreführend ist bei v. 3124 (*Hab' ich doch gehört, gelesen Von der Stimme der Natur*) der hinweis auf zwei stellen in Werners Vierundzwanzigstem Februar, wo es von Kunz und seiner frau heifst, sie könnten lesen und schreiben; gewis wollte Grillparzer mit seinen versen nicht andeuten, dass Jaromir kein analphabet sei.

Die einleitung und die anmerkungen zu Sappho sind (abgesehen von ähnlichen sprachlich-stilistischen glossen wie zum vorigen stück) hauptsächlich dem nachweis der quellen gewidmet, auf die S. hier teils zuerst, teils bestimmter als frühere forscher unsre blicke lenkt. er zeigt einleuchtend die von Grillparzer selbst geleugnete abhängigkeit seines dramas von dem roman 'Corinne' der frau vStaël; noch mehr aber betont er im einklang mit einer von ihm angeregten, vorerst aber noch nicht veröffentlichten abhandlung des professors Anton Träxler in Budweis die aufserordentlich starken und zahlreichen einflüsse, die Grillparzer von Wieland empfangen habe. aus seinen romanen sei die ganze schilderung des griechischen lebens in der Sappho geschöpft, aus ihnen und andern schriften Wielands seien die meisten frauennamen des trauerspiels genommen; zahlreiche einzelheiten in den äufsern verhältnissen, aber auch in den empfindungen und deren ausdruck, in der sprache des dramas überhaupt werden unmittelbar auf Wieland zurückgeführt.

Unleugbar sind diese zusammenhänge zum grofsen teile richtig beobachtet und überzeugend nachgewiesen, und man wird künftig in Wieland tatsächlich einen 'centralautor' auch für Grillparzer sehen müssen. aber im einzelnen wie im ganzen schiefst S. da-

bei oft über das ziel hinaus, am weitesten wol. wenn er für die hauptcharaktere und die handlung des dramas die wichtigsten motive aus dem Agathon und Aristipp, einige auch aus andern dichtungen Wielands entlehnt sehen will. viele züge dieser art, die Grillparzer jenen romanen verdanken soll, fand er schon in der antiken überlieferung vor; andere bedurften wahrlich keines litterarischen vorbilds, um von einem echten dichter erfunden und herausgebildet zu werden. man möchte da gegen S. die treffenden worte anführen, mit denen er selbst 1893 Schwerings hypothese eines vermeintlichen vorbilds für Sappho zurückwies (Anz. xix 320): 'da in den meisten fassungen der sage der sprung Sapphos dadurch motiviert ist, dass sie bei Phaon keine gegenliebe fand oder von ihm verlassen wurde, so setzen sie zugleich stillschweigend oder ausdrücklich die liebe zu anderen oder zu einer anderen voraus. tatsächlich nehmen alle gröſseren modernen dichtungen, das melodrama von Huber, der roman der Mereau, das drama der frau vStaël, eine andere geliebte Phaons an, und für ein modernes drama scheint der stoff ohne eine solche erfindung fast unverwendbar. auch die flucht Phaons findet sich bei Huber und Mereau: das meer- und inselhafte des stoffes forderte dazu gleichsam auf. gerade die einfachheit und natürlichkeit der motive macht die annahme von fremden anregungen überflüssig'. so sind denn auch gar manche ähnlichkeiten zwischen Wielands romanen und Grillparzers drama, die S. nachdrücklich betont, recht äuſserlich und aller wahrscheinlichkeit nach nur zufällig. schon der — von S. keineswegs übersehene — umstand, dass es sich bei den angeblichen vorbildern Sapphos stets um hetären handelt, muss unsre zweifel erregen, auch wol der weitere umstand, dass sich der gegensatz der künstlerin und des liebenden weibes bei diesen vorbildern nirgends auch nur angedeutet findet. völlig unverständlich ist es mir, wie S. bei Sapphos flehen zu den göttern (v. 381 f) '*Löscht aus in dieser Brust vergangne Leiden, Vergangner Freuden tiefgetretne Spur*' an 'Danaes hetärenjugend' denken kann!

Gewis mögen manche äuſserlichkeiten den romanen Wielands nachgebildet sein; aber auch da scheint mir S. oft zu weit zu gehn. so soll Sapphos aussehen, wenn sie als siegerin in die heimat zurückkehrt (vor v. 43), an die schilderung Apolls im Agathon (ii 17 bei Hempel) erinnern. die ähnlichkeit besteht darin, dass beide eine goldne leier in der hand halten. im übrigen ist Sappho 'köstlich gekleidet'; Apoll ist von einem silbernen gewand umflossen, das von tausend edelsteinen funkelt — von silber und edelsteinen sagt aber Grillparzer nichts. Apoll hat 'goldene locken', die ihm um die weiſsen schultern flieſsen, und eine krone von strahlen auf dem haupte. Sappho trägt nur den siegeskranz (von dürren blättern, vgl. v. 410); von ihren haaren ist

zunächst überhaupt nicht die rede, aber später (v. 233) werden sie rabenschwarz genannt. was bleibt nun hier, aufser dem wenigen das sich ganz von selbst aus der situation erklärt, an ähnlichkeiten zwischen der dichterin und dem gott übrig? zu fragen derselben art können die anmerkungen zu v. 70 ff. 80 ff und vielen andern stellen herausfordern: schon das äufsere verhältnis in welchem die personen zueinander stehn, ist hier so grundverschieden, dass in diesen fällen an anregungen Grillparzers durch Wieland nicht wol zu denken sein wird.

Wie gefährlich das suchen nach parallelen bisweilen werden kann, zeigt die anmerkung zu v. 123 f: *'Nur Eins verlieren könnt' ich wahrlich nicht, Dich, Phaon, deine Freundschaft, deine Liebe!'* bei den unmittelbar vorausgehnden worten Sapphos verweist S. auf entfernt ähnliche reden der Danae im Agathon, bei den folgenden auf verwante gedanken der Lais im Aristipp. die eben angeführten zwei verse aber erinnern ihn an Agathons bekenntnis gegen Danae, dass er vor der blofsen möglichkeit, ihre liebe jemals verlieren zu können, wie vor der vernichtung seines ganzen wesens erzittere. ist es sehr wahrscheinlich, dass im geiste des dichters, dem die gestalt einer liebenden frau aus Wielands romanen vorschwebte, der dieser frauengestalt seine Sappho nachbilden wollte, plötzlich diese frau durch ihren liebhaber verdrängt wurde, der aber nach einem kurzen augenblick, nachdem er dem dichter zwei verse eingegeben hat, seinen platz wider an das weibliche vorbild abtritt? arbeitet die phantasie des würklichen dichters so äufserlich?

Auch wo S. einzelne worte auf Wielandische anregungen zurückführen möchte, ist nicht selten vorsicht geboten. so bedarf man für das von Sanders und Schwering kleinlich getadelte *lichtversagt* (v. 226) die stelle aus dem Agathon, so verlockend sie scheinen könnte, nicht zur erklärung, weil sich diese schon aus einem fragment von Sapphos eignen gedichten, das S. gleichfalls anführt, bequem ergibt. ebenso dürfte für die mehrfache verwertung des wortes *blöde* in der Sappho seine auch von S. (zu v. 245) erwähnte 'erweiterte bedeutung im dialekt' wichtiger als die vorliebe Wielands für diesen ausdruck gewesen sein. wenn Grillparzer ebenso wie Wieland die herrin von ihren sclaven 'gebieterin' nennen lässt, oder wenn bei beiden dichtern die liebende den geliebten einige male 'mein freund' anredet, so stellen sich diese und ähnliche bezeichnungen so ungesucht ein, dass sie für einen anschluss des jüngeren an den älteren dichter sicher nichts bedeuten können. S. ist überreich in der erwähnung aller solcher worte und stellen, aus denen man, wenn auch oft nur mit mühe, so etwas wie einen anklang heraushören könnte; die grofse menge der von ihm so zusammengetragenen parallelen erhöht aber die kraft des beweises nicht.

Ein äufserlicher irrtum ist ihm bei der anmerkung zu

v. 534 ff untergelaufen. die scene, wie Melitta den becher verschüttet, den sie Phaon credenzt, scheint ihm 'gewis beeinflusst durch Wielands 'Diana und Endymion' XL 787 ff, wo Hebe den göttern credenzt'. die von S. näher geschilderte, lüstern-freche stelle befindet sich jedoch in 'Juno und Ganymed', wozu auch das citat aus der Hempelschen ausgabe stimmt. um eine einwürkung von diesen versen erfahren zu können, müste Grillparzer die 'Komischen Erzählungen' nicht in einer gesamtausgabe von Wielands werken, sondern in den ersten einzeldrucken gelesen haben, da 'Juno und Ganymed' in die späteren ausgaben nicht mehr aufgenommen wurde. das erschwert natürlich die annahme eines zusammenhangs der beiden scenen, deren ähnlichkeit ohnedies nicht grofs ist.

An kleinigkeiten sei zu s. 435, anmerkung über *Eppich*, eine hauptstelle für dieses wort aus Goethes diwansgedicht '*In tausend Formen*' usw. nachgetragen. ferner sind folgende druckfehler zu verbessern: s. 403 ist statt 'v. 1664 ff' zu lesen: 'v. 1654 ff'; s. 409 zu v. 2430 f muss es 'Boleslavs' statt 'Borotins', s. 450 z. 3 '*tes*' statt '*te*' heifsen.

Ein sorgsam detailliertes register für alle im Grillparzerschen text enthaltenen namen schliefst den band ab. im ganzen wie im einzelnen ist er die frucht gewissenhaftester, wissenschaftlich überall fördernder arbeit; die zweifel, die hier gegen verschiednes geäufsert werden musten, sollen seinem hohen werte keinen eintrag tun. mögen bald weitere, ebenso reichhaltige, die künftige forschung ebenso anregende bände folgen! unser dank ist dem herausgeber schon jetzt gewis.

München, im april 1911. **Franz Muncker.**

Novalis, essai sur l'idéalisme romantique en Allemagne par **E. Spenlé** (Bibliothèque de la fondation Thiers, fascicle 2). Paris, Hachette & Cie, 1904. 373 ss. 107 ss. 8°.

Hebbel, Kleist und Novalis — das sind die drei am meisten umworbenen unter den modernen dichtern, über die ein buch geschrieben zu haben zum guten ton gehört. unter ihnen ist nur scheinbar Novalis der einfachste, weil von ihm nur ein paar schmale bände durchzuarbeiten sind, während Hebbel ein paar dutzend ausmacht. aber diese wenigen bände bestehn aus ein paar tausenden von fragmenten, aus denen ein jeder wider von neuem den versuch machen muss, den roten faden herauszuziehen; denn die vorarbeiten anderer kommen ihm nur wenig zu gute, nicht blofs weil sie nicht viel überzeugendes und unentbehrliches zu tage gefördert haben, sondern noch viel mehr, weil sich mit jedem neuen ausgangspuncte und mit jeder neuen themastellung auch die ganze aufgabe verändert. so ist eigentlich ein jedes neue buch über N. sui generis, ein versuch auf eigene hand, und

man wird vielleicht keinen andern autor in der weltlitteratur finden, der in jedem andern buch in so vielen hundert andern facetten spielt. das gilt nicht allein von dem indefiniblen charakter des helden selbst, sondern noch mehr von den gestirnen unter denen er steht: oder gibt es ein einziges buch unter den vielen, in dem etwa das verhältnis von Novalis zu Fichte, oder zu Schelling, oder sogar nur zu Friedrich Schlegel, soviel gutes und beachtenswertes auch im einzelnen gesagt worden ist, ich will gar nicht sagen abschliefsend, aber in den grundlagen überzeugend dargestellt wäre? und an diesen grundlagen fehlt es nicht blofs in dem philosophischen teile der arbeit, sondern auch in dem philologischen überall. daher denn auch etwas dilettantisches den meisten darstellungen mehr oder weniger anhaftet, während man umgekehrt wider zu loben hat, dass der fluch des bequemen nachsprechens sich hier vielleicht weniger bemerkbar macht, als sonst so oft in unserer wissenschaft, die so ganz auf einem inneren, künstlerischen und persönlichen erlebnis beruhen sollte, und doch gerade diesem fehler so gern verfällt. im ganzen muss man sagen, dass sich die Novalisforschung und die einzelnen forscher, widerum ganz im gegensatz zu unsern sonstigen erfahrungen, an viel zu grofse und schwierige aufgaben gemacht haben, für die die vorbedingungen noch nicht gegeben waren, und die nun immer wider aufs neue in angriff genommen und wider unerledigt bei seite gelegt werden. dazu kommt noch, dass Novalis sicher kein autor ist, mit dem man sich so ab und zu zur abwechslung auch einmal mit nutzen beschäftigen kann, oder aus dem man gar, wie es heute ja auch schon gelehrte gewohnheit ist, ein paar fleischstücke für den häuslichen suppentopf herausschneiden kann. Novalis fordert seine leute auf eine lange strecke des lebens ganz für sich, und meiner erfahrung nach muss man nach längerer unterbrechung immer wider aufs neue ganz von vorn bei ihm anfangen. ich darf hier mitreden, denn ich hab es schmerzlich genug erfahren, wie meine eignen, nicht blofs auf den philologischen teil der arbeit, sondern auf den ganzen Novalis systematisch angelegten arbeiten nicht blofs durch zeitliche unterbrechungen, sondern noch vielmehr durch die quer- und seitensprünge der forschung aufgehalten und aus der bahn gelenkt worden sind. und das ist auch heute wider der fall, wo ich mich endlich anschicken kann, die lesarten zusammenzustellen, und mir einer mit einer knall und fall inscenierten sammlung der briefe, ein andrer mit den von mir längst gesammelten lesarten der fünf originalausgaben der werke, die ohne die handschriftlichen lesarten natürlich nicht den geringsten wert haben und zweimal verzeichnet eine ungeheure zeitvergeudung darstellen würden, in die quere kommt. kann man sich überhaupt einen bessern beleg für das oben gesagte wünschen, als die tatsache, dass die für den inhalt, die form und die entstehung der Hymnen an die

nacht und der Geistlichen lieder so hoch bedeutsamen lesarten heute noch unbekannt sind? ja dass die meisten von ihrer existenz überhaupt nichts zu wissen, und zu meinen scheinen, dass Heilborn alles was in den handschriften enthalten ist mitgeteilt hätte? wir gelehrte brauchen nicht blofs ein gesetz zum schutz des litterarischen eigentums, wir brauchen heute noch viel nötiger ein anderes gesetz zum schutz der interessen der wissenschaft; denn wenn die gelehrte buchmacherei so fort geht, werden wissenschaftliche arbeiten die mehr als ein halbes jahr in anspruch nehmen, überhaupt nicht mehr in angriff genommen werden.

Das buch von Spenlé ist die ausführlichste und umfänglichste monographie die wir bis heute über N. haben. sie beruht durchaus auf selbständigen und eingehenden forschungen und verliert sich nach der gewohnheit unserer geschätzten französischen fachcollegen nur gern in die breite, weil die verfasser nicht blofs mit einem nichtdeutschen, also auch wol weniger sachkundigen leserkreise zu rechnen haben, sondern auch die eigene gelehrsamkeit nicht unter den scheffel stellen, und alles was sie gelesen und gelernt haben, auch gern wider an den mann bringen möchten, und wäre es auch blofs in form einer bibliographie oder eines appendix. Sp.s monographie ordnet die äufseren erlebnisse den innern unter; den eigentlichen faden der darstellung bilden nicht die relativ wenig ausgiebigen biographischen daten, sondern die geistige entwicklung des denkers und dichters. und es geht ein einheitlicher zug durch seine ganze darstellung, sowol des äufseren als des inneren lebens. selbstverständlich gibt auch Sp. eine ausführliche darstellung des verhältnisses von Novalis zu den ästhetischen doctrinen der Schlegel; aber diese partieen seines werkes sind es doch nicht, wie man nach dem titel meinen könnte, die ihm die signatur geben. er selber legt vielmehr das hauptgewicht auf den geheimnisvollen hinter- und untergrund, den Novalis denken und fühlen aus den dunklen regionen der mystik, des Herrnhutertums, der freimaurerei, des occultismus und der psychopathischen richtungen, die damit im zusammenhang stehn, erhalten habe. gleich im eingang betont er glücklicher und kräftiger als seine vordermänner den starken einfluss des Herrnhutertums, von Zinzendorf, Lavater, Stolberg, auf den knaben. den zustand des Novalis nach dem tode Sophiens von Kühn sucht er mit der methode Krafft-Ebings zu ergründen und stellt die diagnose auf hysterische melancholie, die dann freilich auch für den helden Jean Pauls zutreffen müste, auf den auch Sp., wie früher ich in diesem Anzeiger (XXVIII 48), hinweist. in den Hymnen an die nacht sieht Sp. die krankhafte erscheinung des monoideismus, die er unter gar zu peinlicher ausdeutung des in nachthymnen doch sehr naheliegenden bildes von den mohnkörnern auf opiumgenuss zurückführen möchte. bei den Lehrlingen von Sais wird dann das freimaurertum stärker in anspruch genommen, als die

im 18 jh. so allbekannte sage vom tempel zu Sais und auch die dichtung von N. nötig machen, die doch auf ganz modernen naturphilosophischen voraussetzungen beruht. in der naturphilosophie nimmt Sp. zwar Ritter und seine Fragmente gebührend in anspruch, den er aber freilich noch mit den augen von Steffens und von Haym sieht und einen confusen kopf nennt, während ihm schon Du Bois-Reymond und Ostwald gerecht geworden sind; stärker aber scheint er doch den einfluss von Mesmer anschlagen zu wollen, der, so viel ich sehe, bei N. niemals direct genannt wird und nur durch seine anhänger und schüler auf ihn eingewürkt haben könnte. ich habe hier überall das gefühl, auf unsicherem boden zu stehn. das erste was nottut, scheint mir eine systematische ausnützung der massenhaften quellen die N. selber nennt und kennt, und seiner bibliothek, deren verzeichnis uns glücklicherweise erhalten ist. das ist der weg, auf dem wir litteraturhistoriker in diesen schwierigen fragen werden die hand anlegen und zu einigermafsen sicheren resultaten kommen können. den andern weg, die einzelnen gedanken von Novalis an die ganze entwicklung der naturwissenschaften anzuknüpfen, werden wir erst dann gehn können, wenn eine geschichte der naturwissenschaften vorligt, die uns die anknüpfung ermöglicht. aufs geratewol parallelisieren nützt hier nicht, da uns zu viele zwischenglieder unbekannt sind, und wir nie die sicherheit haben, dass wir vor der rechten schmiede stehn. und so kann ich gerade dem, worin Sp. selber das eigentlich neue seiner tüchtigen arbeit sehen will, am wenigsten abgewinnen, obwol sich nicht blofs die wissenschaftliche marotte eines einzelnen, sondern eine zeitstimmung, vielleicht auch nur eine mode darin ausspricht. denn auf dem wege von Sp. ist seitdem bewust oder unbewust Johannes Schlaf in der psychopathie von Novalis fortgeschritten, und auch Walzel operiert jetzt mit den trancezuständen; und die ganze litteratur des 18 und 19 jh.s unter das freimaurerzeichen zu stellen, waren in der jüngsten zeit mehr als einer bemüht.

Das buch von Sp. wird trotzdem als eine gründliche arbeit, und obwol es in manchen dingen rückständig oder überholt ist (der verf. glaubt noch immer an eine frühere redaction der Hymnen[1], gegen die die beschaffenheit des manuscriptes verwahrung einlegt), immer einen ehrenvollen platz in der litteratur über Novalis einnehmen und behaupten.

[1] bei erwähnung der Hymnen sei es mir erlaubt, auf einen merkwürdigen verstofs aufmerksam zu machen, der Spenlé in dem Appendice s. 66 bei dem citat der briefstelle passiert ist, auf die er, wie übrigens vor ihm schon Schubart, die datierung der Hymnen an die nacht gründen möchte. er redet hier von einer neuen poesie und religion der nacht; in dem briefe selber aber ist nur von einer religion der nacht die rede. das wort 'poesie' ist ein zusatz von Spenlé, der, wenn er würklich im briefe stünde, die sache allerdings sehr zu seinen gunsten wenden würde. er steht aber eben nicht in dem briefe.

Wien 29 märz 1911. **J. Minor.**

LITTERATURNOTIZEN.

The Minnesingers by **Jethro Bithell**, lecturer in german at the university of Manchester. vol. I translations. Halle, Waisenhaus 1909. XIV u. 208 ss. 8°. 5 m.

Minnelieder und sprüche von **Friedrich Wolters**. Berlin, vHolten 1909. 159 ss. 7,50 m. geb. 8 m. — Es ist bekannt, welche besonderen schwierigkeiten der übersetzung aus dem mhd. ins nhd. entgegentreten. die teuschende nähe der formen verführt zu gleichsetzungen, die abscheulich anachronistisch und stillos würken. in einer kunst nun die ganz stil ist, lässt sich das schwer ertragen. wie peinlich würkt es daher, wenn Wolters auf eine einleitung voll warmherziger einfühlung in das wesen des minnesangs und auch nicht ohne treffende charakteristik zb. Reinmars eine übersetzung folgen lässt, die fast nur wort für wort neue ausdrücke für die alten einsetzt. hat es einen zweck, zu schreiben:

Reitest du nun hinnen,
Der allerliebste Mann?
Du bist in meinen Sinnen
Für alle, die ich je gewann.
Kommst du mir nicht balde,
So verlier' ich meinen Leib.
Den möchte in allen Welten
Gott nimmer mir vergelten,
Sprach das minnigliche Weib?

Hier ist kaum eine zeile reines neuhochdeutsch; und '*so verlier ich meinen Leib*' ist grässlich, wenn man es als nhd nimmt. diese vom 19 in das 12 oder 13 jh. schielende compromisssprache geht noch hinter Simrocks anpassungsdeutsch zurück, und Simrock war doch ein dichter! aber nun list man dichter, die in nie wider erreichter kunst sich in der ausgleichung von syntax und prosodie frei bewegten, mit allen inversionen der reimnot widergegeben:

Die ist so künstereich, dass man ihr muss die meisterschaft gestehn . . . (s. 129).

was heifst, aus dieser sprache ins deutsche übersetzt:

Doch neigte sie mir dulden (s. 93)?

übersetzungsfehler wie im Spervogel 30, 30 (s. 24) oder Wolfram 6, 10 (s. 119) sind unschuldiger als diese entstellung einer freien und hohen verskunst in ein mühsames stammeln. wie durfte W. dieses *verkêren* unter den namen Stefan Georges stellen — eines grofsen meisters des strengen stils und der klaren sprachbeherschung?

Nicht nur die gröfsere leichtigkeit, vom mhd. zum englischen zu kommen, macht Bithells übersetzung ganz anders geniefsbar. dieser treffliche vermittler zweier nationen, deren litterarische

zusammengehörigkeit so merkwürdig schmal geworden ist, darf ein geborener übersetzer heifsen; als solcher hat er sich an modernsten deutschen poesieen bewährt (Contemporary German Poetry, London 1909, The Walter Scott publishing company). den raum den Wolters an eine zu schöne ausstattung verschwendet, nutzt er für eine ganz anders reichhaltige auswahl; ist es doch bezeichnend, dass diese von Neidhart nur ein gedicht aufnimmt, was denn doch dem urteil der Blätter für die Kunst über Heinrich Heine zu sehr entspricht. vor allem aber weifs B. sich vortrefflich in den individuellen stil hineinzuversenken. man vergleiche etwa, wie er Spervogels (s. 18) und Walthers sprüche (s. 90), Neidharts (s. 111) und Wolkensteins (s. 118) lieder übersetzt! oder man halte seine widergabe Reinmars von Zweter (s. 135) gegen die von Wolters (s. 129), der mit künstlicher nachbildung der strophe doch nichts von dem ton und stil des originals übermittelt! dabei ist dies keines der bestgelungenen stücke bei Bithell; das sind die volkstümlichen gedichte Walthers wie '*Under der linden*' (s. 68).

Mit altenglischer belesenheit setzt B. gern motti aus mancherlei sprachen wie obertöne über die gedichte; mit einer nicht mehr neuenglischen gibt er parallelen in den anmerkungen unter und nach dem text und manche gute erläuterung. das buch ist ein wahres vergnügen nach so viel mühseligen herüberstümmelungen. endlich beginnt sich jenseits des canals wider etwas interesse für deutsche gedichte zu regen; möge diesem buch eine ähnliche bedeutung beschieden sein wie Bürgers Leonore in W. Scotts widergabe! dazu wird denn hoffentlich auch der zweite band helfen, den vermutlich eine darstellung des minnesangs füllen wird.

Berlin, 24. 1. 10. **R. M. Meyer.**

Die entwicklung des politischen und exotischen romans in Deutschland. von oberlehrer dr **Robert Riemann** (beilage zum Jahresbericht der Oberrealschule und I realschule zu Leipzig, ostern 1911). 33 ss. 4⁰. — Eine gute arbeit, die in klarer kürze die entwicklung des romantischen romans (cap. 1) und des ihn beerbenden politischen und exotischen romans (cap. 2) überschauen lässt; offenbar ein teilstück einer beabsichtigten gröfseren darstellung, die etwa die gesamtentwicklung des romans seit der romantik in grofsen zügen zu schildern sich vorgesetzt hat. das für die herausgehobene linie wesentlichste ist mit geschmackvoller prägnanz gesagt, das alte mit einigem neuen zu einem lebendigen bilde vereinigt. besonders gelungen ist, in ihrer knappheit, die charakterisierung der 'Wahlverwantschaften' als eines romantischen werkes (s. 9 f), sowie die charakteristik der entwicklung Tiecks (s. 13 f), dessen teetischgespräche mit fug einmal verteidigt werden. eine gene-

ration, die sich an Fontanes romangesprächen entzückt, muss dem gesprächvirtuosen einer anders gearteten zeit auch sein recht lassen. sehr eindringlich und plausibel wird der einfluss von 'Dichtung und Wahrheit' auf Tieck hervorgehoben. das urteil über Eichendorff als romandichter (s. 17) ist hart, aber nicht ungerecht; technisch versagt der stimmungszauberer im roman denn doch gar zu sehr, und der geringe umfang seiner so intensiven begabung wird auf diesem weiten felde gelegentlich peinlich fühlbar.

Wie selbstbewust gegensätzlich trat der politische und exotische roman dem 1832 ('Maler Nolten') bereits überlebten romantischen roman gegenüber, und in wie vielem zehrte er noch von ihm! dies tritt im zweiten capitel mit wünschenswerter deutlichkeit heraus. wie schwer es der im guten sinne politische und sociale roman hatte zu sich selber zu kommen, wie langsam sich der wertvolle realistische kern aus dem exotischen roman herausschält, wie aber schliefslich doch eine aufsteigende linie von 'Wally' und 'Seraphine' und von den 'Epigonen' zum roman des nebeneinander, und weiter von Gutzkow zu Spielhagen, von Spielhagen zu Freytag führt, in dessen roman ('Soll und Haben') der freudige anschluss an die 'nüchterne' deutsche gegenwart erreicht ist: das alles wird nicht gerade in durchweg neuer auffassung (was auch kaum möglich wäre), aber in geschickter behandlung, mit treffender charakteristik und vielem guten im einzelnen (namentlich bei Gutzkow s. 29) vorgeführt. nicht fehlen durfte allerdings Immermanns Münchhausen mit dem 'Oberhof', in dem der fast romantikfreie (ganz ohne romantik kommt ja auch Freytag nicht aus) anschluss an die gegenwart wenigstens in bezug auf das landleben schon erreicht ist, und neben Gutzkow hätte Laube mit seinem so sehr typischen 'Jungen Europa' schon der stofflichen beziehung zu Freytag wegen (Polen!) mehr als nur genannt werden müssen. dass das neben vielem unzulänglichen in Gutzkows grofsen romanen gewis vorhandene gute und zukunftreiche (mut zur massenstoffbeherschung, manches geglückte in der charakteristik uam.) beifällig hervorgehoben wird, ist nur gerecht. principiell verdienstlich ist die behandlung des meist noch vernachlässigten exotischen romans (von Sealsfield bis Duimchen), in dem der alte abenteurerroman fortlebt.

Posen. **Walther Brecht.**

Der volksdichter Gottlieb Jakob Kuhn 1775—1849. von dr **Heinrich Stickelberger.** [Neujahrsblatt der Literarischen gesellschaft Bern auf das jahr 1910]. Bern. KJWyss 1909. 95 ss. 4⁰. 3 m. — Während Hebel immer als der eigentliche alemannische dialektdichter betrachtet wird, darf neben ihm GJKuhn nicht übersehen werden, der in manchen beziehungen sich als gerader gegensatz des Wiesentalers zeigt, und der besonders ein

talent besitzt, das diesem abgeht, nämlich das des liederdichters. seine besten producte sind bis heute lebendig geblieben, während ihr verfasser mehr und mehr der vergessenheit anheimfiel. St. bietet uns nun mit benützung des handschriftlichen nachlasses im ersten teil seiner arbeit eine biographie des conservativen pfarrers, dessen fester, aber etwas einseitiger charakter sich am klarsten zeigt, wie er im sogenannten Stecklikrieg als vicar von Sigriswyl mit seinen bewaffneten bauern zusammen auszieht, um die gegenrevolution zu unterstützen. die darstellung des lebens hat St. öfters gelegenheit geboten, ungenauigkeiten — sogar die angabe des todesjahres variierte bis dahin um 4 jahre — zu berichtigen; sie ist für die betrachtung des dichters insofern interessant, als sie ihn uns als eifrigen anhänger der alten regierung zeigt, der eine politische bevormundung des volkes durch staat und kirche verlangt und es bis an sein lebensende nicht reif genug für eine demokratische verfassung gehalten hat. diese seite seines charakters wird sich auch in seiner dichterischen tätigkeit nicht ganz verleugnen lassen.

Der zusammenhang zwischen leben und dichten ist bei ihm schon am anfang deutlich zu bemerken, da die politischen ereignisse ihn zu seinen ersten dialektliedern begeistern, da ferner sein wol am weitesten verbreitetes lied '*Ha amen Ort es Blüemeli gseh*', nach dem nachweis von St. als niederschlag eines persönlichen verhältnisses des vicars zu der pfarrerstochter Charlotte Masse, entstanden ist.

Von den poesieen Kuhns blieben seine meist politischen epigramme und fabeln manuscript. vergessen sind seine hochdeutschen lieder, in denen er sentimentalen vorbildern, wie Hölty, Matthisson und Salis folgte. doch möchte ich diese gedichte nicht allzuscharf von den spätern, mundartlichen getrennt sehen, da jene muster doch schon ein volkstümliches element enthalten, und da anderseits auch in seinen volksliedern der sentimentale ton nicht fehlt (vgl. 2 aufl. [1819] s. 40, 86, 91, 131; vor allem das 'Blüemli', dann auch die 'Sehnsucht nach der Heimat' und den 'Gemsjäger').

Lebendig geblieben ist Kuhn dagegen bis heute als dichter mundartlicher lieder, und als solchen stellt ihn St. im zweiten teil seiner interessanten arbeit mit recht neben oder über Hebel. er ist nicht erst durch diesen angeregt worden, vielmehr durch die unvollkommenen versuche eines JBHäfliger, werkmeister Haller uaa., hat aber wie die meisten dialektdichter später auch den einfluss des Wiesentalers erfahren, indem er dessen gemütlich-idyllischen ton und dessen humor, der dem politisch scharfen Berner weniger angeboren war, aufnimmt. der fortschritt den Kuhns lieder darstellen, beruht darin, dass er sich bei seiner hinwendung zum volkstümlich-mundartlichen liede würklich gesungene volkslieder, deren er eine gröfsere anzahl gesammelt hat. zum

muster nimmt: er denkt sich in die lage des volks (bei ihm = bauern und sennen) hinein, tiefer als seine vorgänger, und dichtet aus dessen empfinden, glauben und aberglauben heraus mit benutzung der ihm eigentümlichen sprachwendungen. wie er bewust künstlerisch arbeitete, hat St. aus einer vergleichung der 1 und 2 auflage dargetan, deren änderungen meist verfeinerungen, aber oft auch verflachungen bedeuten. nicht wenig zum erfolg der lieder hat Kuhns musikalisches talent beigetragen, das ihm erlaubte, die gedichte selbst zu componieren, wenn auch nicht alle auf die charakteristische weise wie sein erstes entstanden sind, wo ton und text zugleich geboren wurden. auch in den mannigfachen rhythmen die er zum ausdruck seiner empfindungen gefunden hat, erkennen wir diese musikalische gabe. wie schon angedeutet wurde, hat der volksdichter mit seinen liedern auch moralisch nützen wollen, hat auch in manchen diese absicht merken lassen; meist jedoch scheint ihm bei der production selbst dieser gedanke nicht mafsgebend gewesen zu sein.

Wenn noch ein versehen erwähnt werden soll, so möchte ich darauf hinweisen, dass s. 59 wol nicht von einer volksmäfsigen nachahmung des Kuhnschen 'Chilter' zu sprechen ist, da jene zwei strophen (mit einer dritten anfangsstrophe) sich schon in Kuhns hdschr. sammelheftchen von liedern, die aus dem volksmund geschöpft sind, finden; wir können also eher an eine nachahmung Kuhns selbst denken.

Basel. **Paul Geiger.**

Allerlei von theater und kunst. von dr **Rudolf Tyrolt.** mit dem bilde des verfassers. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1909. 260 ss 8°. 5 m. — Auch heute, da der weg zur bühne, mindestens für den spielleiter, häufig durch die germanistischen seminare der universitäten führt, ist ein schauspieler der den doctortitel tragen darf, keine alltägliche erscheinung. Rudolf Tyrolt hat den dr phil. erworben, eh er zur bühne gieng. die gelehrte bildung war dem wurzelechten Steirer kein hemmender ballast, solange er auf den brettern sich bewegte. wol verliefs er die bühne sehr früh, kurz nach dem anbruch der fünfziger, aber noch lebt in den dankbaren herzen der zeitgenossen die erinnerung an den lebensvollen, ernst und scherz gleichmäfsig beherschenden künstler, dessen starkes, durch buchgelehrsamkeit nicht gebrochenes temperament ganze menschen auf die bühne zu stellen verstand. Tyrolt ist ein denkender künstler im guten sinn des wortes. sein humor wurde von des gedankens blässe nie angekränkelt, und doch wuste er auch stets mit der feder seiner kunst zu dienen. von seinen schriften, die sin der bibliographie der theatergeschichte an wichtiger stelle stehn, fand vor allem der band 'Aus dem tagebuche eines Wiener schauspielers, 1848—1892. erinnerungen und betrachtungen'

(Wien und Leipzig 1904) viel beifall. eine nachlese folgt jetzt nach, liebenswürdig und anheimelnd, auch wenn T. eifervoll gegen misbräuche auf dem felde seiner kunst sich wendet und etwa innere übelstände des Wiener Burgtheaters, dem er selbst angehört hat, aufdeckt, oder im sinne seines geliebten und geschätzten lehrers Heinrich Laube gegen den 'undramatischen quark' neuesten datums zu felde zieht, 'der ohne jede theatralische würkung sich auf den bühnen breit macht'. Laube ist Tyrolts abgott, und die zeit die Tyrolt unter Laubes leitung am Wiener Stadttheater verbrachte, gilt ihm als die schönste und ergebnisreichste phase seines lebens. die jahre von Tyrolts reifster kunst gehörten dem Wiener Volkstheater; inzwischen war er am Burgtheater tätig gewesen. doch das liebe anheimelnde haus an der Seilerstätte, das 1884 durch einen dummen zufall ein opfer des feuers wurde und dann nur als tingeltangel wider erstand, war ihm das land der jugend. die chronik dieser bühne hat er geschrieben; und wenn er auf ihren begründer und ersten leiter Laube zu sprechen kommt, wird ihm warm ums herz. auch diesmal bringt er eine charakteristik Laubes, einen bericht über Laubes ende und eine sammlung 'Laubeana', aussprüche aus Laubes munde und aus dessen schriften. die 'Aphorismen' Tyrolts, die am ende des buches stehn, denken Laubes gedanken weiter; und wenn er kundig und einsichtsvoll vom rollenstudium spricht, fühlt der leser die schule Laubes. noch die charakteristik Theodor Lobes hat von Laube mehr zu sagen, als von dem widerborstigsten mitglied das der leiter des Stadttheaters unter sich hatte. von Tyrolts Burgtheatercollegen sind Baumeister und Meixner mit besonderen aufsätzen bedacht; hinzu kommen die Gallmeyer und Ludwig Martinelli, der sich mit Tyrolt in den ruhm teilt, Anzengrubers menschen den Wienern in echt künstlerischer auffassung lebendig und lieb gemacht zu haben. der geschichtschreiber des theaters wird da allenthalben lernen. freilich drängt sich das anekdotische vor, und weniger der künstler als der mensch wird vergegenwärtigt, und dieser wider mehr in den schwachen stunden des alltags. anregende, humorvolle, witzig zugespitzte unterhaltung gibts ja auch zu hören, wenn T. von seinen gastspielfahrten erzählt. was indes heute vor allem zu wünschen wäre, belehrung über die entwicklung der schauspielkunst, kommt nicht oder nur selten heraus. ganz vereinzelt steht (s. 197) ein wort über die art, wie zu Raimunds zeit dessen Verschwender dargestellt wurde: ideal, in den posen den plastiker hervorkehrend, vornehm und edel, im dritten acte als bettler von einer unsagbaren, mitleidserweckenden wehmut; Emmerich Robert habe ihn noch so gespielt. solche eindrücke sind im kopfe T.s wie bei seinen altersgenossen sicher noch in fülle lebendig; einer echteren theatergeschichte aber sind sie unbezahlbar. warum treten sie so spärlich hervor? gern gäben wir sie für

die unzähligen berichte hin, die einen grofsen schauspieler meist nur von einem standpuncte aus kennzeichnen, den er auf der bühne nie eingenommen hat. theatergeschichte will doch nachgerade etwas besseres werden als anekdotensammelnde erzählung vom äufseren leben des mimen. so gern ich dem stets unterhaltenden erzähler Tyrolt lausche, dankbarer wär ich ihm noch, wenn er, in diesem sinne, einer echteren theatergeschichte noch mehr gedient hätte. die historisch gedachten aufsätze über Raimund und über die entstehung des 'Alpenkönigs' möcht ich nicht als theatergeschichte im höheren sinne bezeichnen.

Dresden. **Oskar Walzel.**

Erklärung zu s. 99f. Herr dr Ernst Zschokke belehrt mich in einer zuschrift darüber, dass meine annahme, sein vorfahr Heinrich Zschokke sei aufserhalb Aaraus auch als schriftsteller kaum mehr bekannt, nicht zutreffe. seinen bibliographischen angaben entnehme ich gerne, dass in den letzten Jahren ua. neuauflagen der 'Stunden der Andacht' und der 'Selbstschau', sowie zwei ausgaben ausgewählter werke erschienen sind.

Dagegen vermag ich mein urteil über die persönlichkeit Heinrich Zschokkes nicht zu ändern. es gründet sich in erster linie auf den eindruck, den dessen 'Selbstschau' auf mich machte, keineswegs aber auf das buch von CWüest, gegen welches herr dr Zschokke in heft 14 der zeitschrift 'Wissen und Leben' in einem offenen briefe an prof. Harry Maync in Bern heftige anklagen erhebt: s. 142—156; vgl. dazu Mayncs antwort ebda heft 16 s. 305—307.

Basel. **Emil Geiger.**

EIN VERWANTER CAEDMONS: WALTHER VON MELROSE.

Der heilige Waltheof [Walthen] starb etwa 1160 als abt des cistercienserklosters Melrose [vgl. Manrique, Cisterc. annal. 1143 v. 1160 III 7. IV 7; Acta Sanctorum 3 aug. 241 ff., Dict. of nat. biogr. 59, 267].

Die 'Vita Walleni (Waltheni) auctore Jordano vel Joscelino [1] . . ex ms. passionali pergameno mensis Februarii fol. CCXVIII, quod servatur in coenobio Bodecensi canonicorum regularium sancti Augustini in dioecesi Paderbornensi' ist abgedruckt Acta SS aao. 248 ff = *A*.

Cap. VII berichtet von dem in der überschrift genannten Waltherdichter. soviel ich weifs, hat die geschichte der englischen literatur der stelle noch keine aufmerksamkeit geschenkt. sie steht auch, nach einer andern hs., bei Manrique 1163 VI = *M*.

Ich lasse *A* erzählen:

Erat . . conversus in eodem [2]) coenobio nomine Walterus, cujus cor sathanas tam diu cribravit, sicut triticum, donec pene

[1] vgl. Dict. of nat. biogr. 21, 314. [2] scil. Meilrosensis.

totam fidei medullam excuteret: et animam ejus, tamquam paleam exsufflatam a facie venti igni inextinguibili comburendam traderet: subtilibus argumentis fallaciae suae illum supplantare, ac subvertere nisus; quasi sub sanctitatis studio decipulam palliavit et velut in calice aureo virus propinans, hominem illiteratum veteris legis caerimoniis et prophetis ad literam discendis insudare faciebat; coepit ergo paulatim mentis oculis circa cultum Christianae religionis et vitae regularis custodiam caligare, donec lumen rationis pene perderet, et Judaicam sectam veritati Catholicae credendo praeferret.

'Schliefslich glaubte er nicht einmal mehr an das leben im jenseits; auch was die heiligen schriften über die bestrafung der bösen und die freude der gerechten melden, verachtete er als unwahr. in diesem wahne blieb er etwa sieben jahr, aber in geistlichem gewande, und er hatte nicht den mut, dem abt oder einem der väter seinen zustand zu offenbaren. bisweilen aber nahm er sich vor, das geistliche gewand abzuwerfen und in das weltliche leben zurückzukehren. der allmächtige Gott jedoch, welcher schon oft die gefäfse des zornes in solche der göttlichen gnade verwandelt hat, beschloss, diesen mann von seinem irrtum zu heilen.

Eines nachmittags, als Walther auf seinem bette ruhte, erschienen zwei strahlende männer, ergriffen ihn und führten ihn in einen grünenden, duftenden garten. dort aber bedrohten sie ihn ob seiner gottlosigkeit mit harter strafe. und sein gewissen sagte ihm wol, dass sie im rechte seien, und dass er alles übel verdient habe. er schaute sich nach hülfe um und sah den heiligen Walthen an einem glänzenden orte sitzen, von den gerechten umgeben. diesem warf er sich zu füfsen und fragte ihn um rat in seiner not. doch der heilige war streng und sprach, nun sei das böse offenbar geworden, was er lange in seinem herzen verborgen getragen habe; und er überantwortete ihn den beiden führern, damit sie ihn straften. sie legten ihn auf ein rad, an dem orte der verdammnis, dessen höhe den himmel berührte, dessen tiefe durch einen wilden flammenstrom fuhr, und das mit nägeln besetzt war. darauf wurde er lange gekreuzigt gehalten, und das rad drehte sich.

Endlich fiel er wie tot herunter. als er sich erhob, sah er nicht weit von sich ein hell erleuchtetes haus, dessen bewohner ihn mit lautem schrei zu sich riefen; sie versprachen ihm ruhe und befreiung von allen schrecken. er lief auf das haus zu, zwei schwarze quälgeister aber eilten ihm nach; im laufe sprang ihm das blut aus nase und mund. an der schwelle des hauses stürzte er nieder . . weifse gestalten zogen ihn nach innen, die schwarzen nach aufsen . . da erwachte er und fühlte, wie das blut von ihm floss, und es wurde auf wundersame weise an seinem leibe offenbar, was seine seele im schlafe erduldet hatte' [1].

[1] 'Endlich — hatte' nach M in A hsl. lücke, vgl. s. 271 A.

Nachdem Walther nun die strafe kennen gelernt und die wahrheit der hölle erkannt hatte, sollte er auch die wahrheit der himmlischen belohnung einsehen. auf die erste vision folgt eine zweite.

Post haec cum in lecto decumbens daret somnum oculis et palpebris suis dormitationem, . . da sah er widerum jene beiden männer, die ihn alsbald zu Walthen in den garten führten. er fürchtete, abermals und schlimmer als vorher gemartert zu werden, und wollte sich entfernen. aber der heilige sprach mit freundlichem antlitz und lächelndem munde zu den beiden führern: 'bringt ihn an den ort der freude und der ruhe, auf dass er lerne, das üble zu meiden und zu verwerfen und das gute zu erwählen'. darauf führten die beiden Walther nach einem gen himmel ragenden berge, dessen gipfel von schimmernden häusern erglänzte, die aus edlem metall und kleinodien erbaut waren. die bewohner waren herrliche jünglinge: von freude erhellt, sangen sie göttliche lieder, und er sah, dass mehrere unter ihnen waren, die auf der erde gedarbt hatten. er erblickte dort auch einen fluss aus nektar und schöne bäume und blumen. als er nun wünschte, an dieser stätte für immer zu bleiben, führten ihn die beiden männer über eine mauer hinaus in eine landschaft so strahlend und herrlich, dass die eben geschaute klein und ärmlich dagegen erschien.

Als Walther vor freude starr und überwältigt stand, war plötzlich der heilige Walthen zugegen und sprach zu ihm: 'du hast nun die qualen der verdammnis und die belohnungen der gerechten gesehen, sei hinfort nicht mehr ungläubig, sondern glaube; wende dich ab vom übel und tu das gute, und übe treu die heilige regel des ordens, in den du berufen bist. *his dictis, ductores ejus per viam ignotam usque ad portam de Melros eum reduxerunt et continuo ab eo discesserunt, qui statim evigilans se sentit sanum et immensa laetitia perfusum.*

Mira res! ille[1] *frater ante visionem istam erat valde simplex, hebes et impeditae linguae; sed post subtilis effectus est et eloquens; ita ut in promptu haberet rhythmos componere rhetorice et venuste, sicut nos consuevimus loqui quotidiano ac plano sermone*[2]: *unde et*[3] *postea euangelia plura et expositiones eorum, ac historias et sermones orthodoxorum patrum et visiones istas et alias Anglicâ linguâ, nobili stylo rhythmice dictavit, et audientes etiam*[4] *abbates et alias excellentes personas in admirationem et multoties in lachrymas resolvit.*

Ipse in reliquum vitam suam in magna religione composuit abstinentiae et lachrymis assuefactus et ceterarum virtutum exercitiis dies suos in bonis consummavit. wenige jahre vor seinem tode — dessen jahr und tag man nicht weifs; jene beiden visionen hatte er einige jahre nach dem tode Waltheofs — hatte Walther

[1] M: *is.* [2] *sicut — sermone* fehlt M. [3] fehlt M. [4] fehlt M.

eines nachts die wache im dormitorium. da sah er die heilige jungfrau, von zwei frauen und einem schreiber begleitet, durch das dormitorium schreiten, und zuerst bei den mönchen, dann bei den conversi anhalten: der schreiber muste die namen einer reihe von mönchen und conversi aufschreiben, 'die schon bereit sind'. zuletzt kam sie auch an Walther, und auch sein name wurde aufgezeichnet. alle jene brüder starben, und als er selbst krank wurde, erzählte er das gesicht einigen vertrauten und kündete ihnen seinen nahen tod: er starb heiter und mit freundlichem antlitz.'

Schon im 12 jh. gaben die wunder am grabe Waltheofs anlass, ihn '*socium Cuthberti, quondam Meilrosensis monachi*' zu nennen. Joscelin stellt einen begeisterten vergleich zwischen beiden an [vgl. Manr. 1173 v. 1207 m 11. *A* 274 ff]. es mag erlaubt sein, Walther an die seite Caedmons zu setzen[1]. ich wundere mich, dass Joscelin es nicht schon tat, der doch gewis IV 24 von Bedas Historia ecclesiastica gentis Anglorum kannte.

Durch einen traum wurde bei Walther jene innere wandlung angebahnt, die ihn zum dichter machte[2]. was genau unter '*rhythmos*' und '*rhythmice*' zu verstehn ist, wird nicht eher festzustellen sein, bis eines der vermutlich nordhumbrischen werke aufgefunden wird, die der englischen litteraturgeschichte bis jetzt unbekannt sind.

In den beiden inhaltlich von Joscelin bewahrten visionen Walthers waltet eine dichterische einbildungskraft und anschaulichkeit, die in der lateinischen prosa nicht verloren gegangen ist. ob und wieweit sie zu der visio Tundali, die dieser irische ritter im jahre 1149 gehabt haben soll, und die mit Walthers visionen manche ähnlichkeit zeigt, in einem abhängigkeitsverhältnis stehn, mögen andere entscheiden. jedesfalls aber dürfen wir Joscelin glauben und den d i c h t u n g e n Walthers von Melrose eine nicht gewöhnliche schönheit und kraft zutrauen. vielleicht ist es einem kundigeren möglich, diese dichterpersönlichkeit einzugliedern.

[1] ich will nicht unterlassen, auch auf die mancherlei parallelen zu dem bericht der 'Praefatio' und der 'Versus de poeta' des 'Heliand' aufmerksam zu machen, deren ähnlichkeiten mit Bedas bericht über Caedmon bekannt sind.

[2] die kunde von einem so ungewöhnlichen ereignis muste bald nach Citeaux dringen. und solche wunder hatten sich an einem orte begeben, der einst Cuthbert und Beda sah. man muste ja vergleichen: und jener bericht konnte recht wol die indirecte ursache sein, dass eine neue hs. in Citeaux entstand, die aufser Bedas Hist. eccles. die Vita Cuthberti und eine compilation der Miracula Cuthberti enthielt — nach vorlagen die wol aus Melrose stammen konnten, und worunter die hs. der Hist. eccles. Caedmons hymnus auf ags. enthielt. eine solche annahme widerspräche auch nicht der datierung der Dijoner hs. 574 [334]: vgl. meine abhandlung Zwei neue hss. von Caedmons hymnus, Zs. 48, 205 ff.

Düsseldorf. Paul Wüst.



PERSONALNOTIZEN.

Am 2 mai starb zu Erfurt im 80 lebensjahr der herausgeber des 'Vulfila' professor dr Ernst Bernhardt.

Am 13 juni fiel, 45jährig, einem eisenbahnunglück zum opfer der ord. professor der vergleichenden sprachwissenschaft an der universität Bonn dr Felix Solmsen. die feste philologische basis seiner vielseitigen arbeiten lag in den classischen und slawischen sprachen.

Prof. dr Carl vKraus in Prag leistet zum 1 october einem rufe nach Bonn als nachfolger von Wilmanns folge.

Der ao. professor der neuern deutschen sprache und litteratur an der univ. Freiburg i. d. Schweiz dr Wilhelm Kosch wurde in gleicher eigenschaft an die univ. Czernowitz berufen.

Der privatdoc. prof. dr Ferdinand Wrede in Marburg wurde zum ord. honorar-professor ernannt.

Als ao. professor der nordischen philologie siedelt der privatdocent dr Gustav Neckel von Breslau nach Heidelberg über.

Der privatdocent der englischen philologie an der universität Leipzig dr Hans Weyhe wurde zum ao. professor ernannt; der privatdocent dr Richard Jordan von Heidelberg als professor der englischen sprache und litteratur an die akademie Posen berufen.

Den charakter als professor erhielt der privatdocent dr Georg Baesecke an der universität Berlin und der privatdocent dr Karl Alt an der technischen hochschule in Darmstadt.

Der ao. professor der vergleichenden sprachwissenschaft dr Paul Diels in Prag folgt einem rufe als ordinarius der slawischen philologie nach Breslau, wo er den auf einen neubegründeten lehrstuhl der slawistik nach München berufenen prof. dr Erich Berneker ersetzen wird. — für die ao. professur der vergleichenden sprachwissenschaft zu Marburg wurde der privatdocent dr Hermann Jacobsohn von München berufen.

Der durch Zimmers tod erledigte lehrstuhl der keltischen philologie an der universität Berlin wurde durch prof. Kuno Meyer von Liverpool neu besetzt.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXV, 3. 4 december 1911

Danmarks Heltedigtning, en oldtidsstudie af **Axel Olrik.** anden del: Starkad den gamle og den yngre Skjoldungrække. København, Gads forlag, 1910. 322 ss. 8°. — 5,50 kr.

Man darf sagen, dass dieser zweite band gröfsere schwierigkeiten zu überwinden hatte als der erste. das lag einmal an der art der quellen. was wir über Starkad und die fünf könige Dan—Ingeld wissen, steht zum allergrösten teile bei Saxo. das isländische schrifttum stellt sich eigentümlich zu Starkad: vielleicht wird aufser Sigurd dem drachentöter kein zweiter heldenname so oft genannt, aber meist sind es magere anspielungen, und die paar ausführlicheren berichte gelten nur jüngern schösslingen des Starkadkreises, führen uns nicht zu den wurzeln hin. die im ersten bande untersuchten 'ältern Skjöldunge' waren anders gestellt. ein lied wie der Grottasǫng hat als sagenquelle mehr gewicht als der Víkarsbálk; Snorris abschnitte von Hrólf kraki geben ungleich mehr her als seine paar seitenblicke auf Starkad; bei Arngrím endlich und in der Hrólfs saga kraka finden wir nur für die älteren Skjöldunge ein breites material, das uns vielfach über die dänischen chronisten hinausführt. für die 'jüngern Skjöldunge' ist Saxo und immer wider Saxo der gewährsmann: mag man die treue seiner berichterstattung höher oder tiefer einschätzen — Olrik schätzt sie sehr hoch ein —, darin ist man einig, dass sein latein keine einfache übertragung der landessprachlichen quellen ist; dass er alles in allem eine quelle zweiter hand bedeutet.

Sodann aber war für Starkad weniger vorgearbeitet als für die Hálfdangruppe. einzelne seiten hatten Sophus Bugge und Ranisch aufgehellt; die Starkadgestalt im ganzen hatte Müllenhoffs letztes werk mit eindringender energie herauszuschälen gesucht. Olrik zollt diesem vorgänger reiches lob, aber es bestätigt sich, dass Müllenhoff in der analyse der Saxonischen liedtexte und dann besonders in dem nachzeichnen der entwicklungsstufen in die irre geraten war. die zusammenhänge musten von grund aus neu erschlossen werden; ganz abgesehen davon, dass Olrik alles einzelne unvergleichlich genauer durchforscht und dass das letzte drittel seines buches, den königen Dan, Frodi, Fridleif gewidmet, auf fast unbebauten boden hinaustritt.

Was der bericht über Olriks ersten band (Anz. xxx 26 ff) von seinen forschertugenden rühmen konnte, dürfte man alles hier widerholen. einzig ist Olrik in der vielseitigkeit, womit er den sagenstoffen beikommt. jetzt glaubt der leser, die culturgeschichtliche fundierung sei das letzte ziel, wenn der verf. das *nexile aurum* des Ingjaldsliedes in grabfunden und porträts der Ottonenzeit nachweist; aber auf dem nächsten blatte kommt eine künstlerische erfassung eines gedichtes, wie sie nur der gewiegte litterarhistoriker zu geben vermag; dann wider führt er uns in die ihm so heimischen gefilde der ortssagen und märchen, und vertrauend lassen wir uns belehren, dass sagen von dem und dem typus nur in Nordseeland vorkommen, oder dass schwedische volksüberlieferung keine spur von Skjöldungischem aufweist aufser Frodis tod (s. 249). aber auch sprachliche und metrische einzelheiten fasst er mit festem griff. so allseitig er seine fragen stellt, nirgends hat er es nötig, den leser mit den losen vermutungen des nichtfachmanns abzufinden, und wo slavische und finnische namen begegnen, hat er sich und uns die sichere hilfe Thomsens und Holger Pedersens geworben (s. 160. 301). ein paar abschnitte, die tiefer in die folklore hineinführen, wie die von Dan und von Frodis ende (s. 232 ff. 239 ff), sind vielleicht am besten geeignet zu zeigen, wieviel mehr die Olriksche betrachtung dem stoffe ablockt als die sonstige heldensagenforschung. nur wenige zeilen sind von diesen 'stammvätern' überliefert; es ist keine starke poesie, mancher würde mit einem achselzucken an diesen unentwickelten knospen oder entblätterten blüten vorbeigehn, während O. durch ein feinhöriges befragen der volkssagen und mit hilfe geschichtlicher erwägungen würkliche gestalten herausarbeitet.

Darin bedeutet der gegenwärtige band noch eine steigerung über seinen vorgänger, dass O. noch unerschrockener construiert, noch leidenschaftlicher nach den letzten gründen und den versteckten zusammenhängen forscht und so zu einem gesamtgebäude gelangt, das der leser als eine seltene verbindung von forscherscharfsinn und dichterinspiration bewundert. in dem gesagten ligt auch, dass dieser band öfter und auf längere strecken hin dem mitforscher zweifel aufnötigen wird.

Starkad ist unter den helden mit nordischer sagenwurzel der geschichtenreichste. die südgermanische dichtung kann ihm nur Dietrich von Bern an die seite stellen. aber der sagenreiche Dietrich hat einen einfachen charakter; man würde nicht darauf verfallen, dass er aus mehreren, ungleichen gestalten zusammengefügt sei. bei Starkad kann man sich die frage nach synkretismus vorlegen.

Folgende seiten treten an seinem porträt hervor. St. ist der dem königshause verbundene krieger, der **gefolgsmann**, und zwar nach den entgegengesetzten seiten hin ausgestaltet: der treue dienstmann, der strafend oder schützend für die

ehre des hauses eintritt, und der verräter, der gegen seinen *dróttin* die waffe erhebt. in zahlreichen, aber poesiearmen, schablonenhaften episoden ist St. der berufswiking, der auf eigne faust oder in der truppe irgend eines führers grofstaten vollbringt gegen fremdländische, mit vorliebe östliche (finnische und slavische) kämpen. St.s reckentum wird mit einer realistischen crassheit gezeichnet, die sonst der germanischen heldenwelt ferner ligt als der homerischen: seine wunden werden gehäuft und mit anatomischem detail ausgeführt; noch von dem geköpften erzählt man convulsionen des kriegertums. St. ist ein Odinsheld, zu vergleichen mit Harald Kampfzahn und Sigmund dem Völsung. das motiv von dem schicksallenkenden gotte hat sich freilich die längst vorhandenen sagen nicht mehr zu unterwerfen vermocht; es ist ein jugendprogramm mit wenig verwürklichung, anders als bei Harald Kampfzahn, dessen lebenslauf aus dem Odinsmotiv componiert ist. endlich ist dieser bärbeifsige krieger auch der dichter, den man in dramatischen ansprachen oder in beschaulichen rückblicken die handlung spiegeln lässt. die typischen Starkadlieder, die elegischen rückblicke mit mehr oder weniger memorialstoff durchsetzt, bilden ihre besondre species in der nordischen dichtung [1]. ja man wird sagen dürfen, erst in diesen handlungslosen rückblicken (Víkarsbálk, Jugendgedicht) hat St. die rolle des dichters in seiner heldenwelt. wenn er Ingeld anfeuert oder den goldschmied niederdonnert, spricht er zwar auch verse, aber die haben hier die geltung von gewöhnlicher heldenrede, und St. ist hier ebenso wenig dichter wie Sigurd oder Gunnar oder Bjarki, wo sie redend eingeführt werden.

Bei all dieser vielseitigkeit muss man doch zugeben, dass St.s sagen nicht auseinander fallen. man erkennt den alten

[1] Dass die aus Starkads rolle gedichteten lieder ein kennzeichnendes versmafs gehabt hätten, ist im blick auf den Víkarsbálk, den helming EM. xi D und Háttatal nr 98 nicht zu ersehen. ob es schon vor Snorri den begriff des 'Starkaðarlag' gab? dass die von Snorri so überschriebene, im commentar aber 'Stikkalag' genannte strophe, Hátt. nr 98, eine regelung der stäbe durchführt, die nie von ganzen gedichten befolgt wurde, ist nach dem sonstigen verfahren des Hátt. wahrscheinlich. die recht willkürliche vermutung, Snorri stilisiere in dieser strophe speciell den versbau der Brávallaþula (s. 213), entspringt nur der annahme, das sogenannte 'Brávallagedicht' sei 'ohne zweifel' das berühmteste Starkadgedicht gewesen. ich traue Snorri den trugschluss nicht zu, dass er aus sagastellen wie Fas. I 383 z. 5 v. u., 384 z. 8 v. u. den Starkad als schöpfer der genannten þula folgerte. zum 'Bálkarlag', Hátt. nr 97, ist zu bemerken, dass nicht nur das zeilenpaar EM. xi D in seiner stabsetzung widerspricht, sondern auch die in Rǫgnvalds Háttalykil mit Bálkarlag betitelte nr 19. soll die unbenannte strophe Háttatal nr 99 noch unter das 'Starkaðarlag' fallen, so könnte man allerdings an zusammenhang mit jenem Starkad-helming denken (s. Olrik aao.); der eingang hat gleichen tonfall. die gehäuften superlative, die wol die eigentlichen artbildner in nr 99 sind, haben vielleicht ihr muster in solchen Starkadstellen.

immer wieder — den 'alten'. denn schon am schlusse seines ersten lebensabschnittes, im Víkarsbálk zu ende, ist er zerfurcht und verwittert, und schon sein erstes, wenn man will prähistorisches epitheton ist ja '*eald*' (Beow. 2042). auch wo er seine neidingstaten begeht, kann man sich, ohne das phantasiebild zu stören, daran erinnern, dass dieser selbe Skarkad andremale für ehre und geheiligtes herkommen aufflammt. um mit dem ungefügen kämpen den dichter innerlich zu einigen, wird man sich wie von selbst an die Egils saga erinnern, deren realistische erzählungskunst uns in ihrem helden diese paarung fasslich macht. ja ich gesteh, im ganzen umkreis des germanischen altertums gibt es für meine phantasie kein näheres seitenstück zu Starkad als Egil Skallagrímsson, und wenn ich schon den ausbau der Starkadfigur in der nachheroischen zeit auf geschichtliche anregungen einer jüngeren vergangenheit zurückführen sollte, so wäre mir das modell Egil glaubwürdiger als die mancherlei politischen actionen, die O. heranzieht (hauptstelle: s. 192). die ähnlichkeit ligt in den nachheroischen zügen, und im zuständlichen, nicht in der fabel. wol hat auch der heroische St., wie er in Ingjalds halle sitzt, eine gewisse stimmungsverwantschaft mit dem grollenden Egil an könig Adalsteins hofe. hier wird aber, wenn ein zusammenhang bestehn sollte, der heros der gebende, der bauer der nehmende sein.

Doch schauen wir, welchen entwicklungsgang der Starkadfigur O. vor uns entrollt!

Olrik componiert seine werke bedachtsam und mit kunst, und er hatte seine gründe, diese reihenfolge zu wählen: St. als treuer gefolgsmann — St. als wiking — St. als verräterischer gefolgsmann — St.s tod — St. in Norwegen. aber erst allmählich kommt der leser dahinter, dass diese anordnung nicht der von O. erschlossenen genetischen abfolge entspricht. s. 173 ff handelt O. zusammenhängend von dem 'Ursprung der St.-dichtung' (sieh auch den zusammenfassenden überblick in 'Sophus Bugges minde', 1908, s. 268 ff).

Die älteste schicht findet O. in der sage von St.s tod. er erblickt darin erinnerungen an den durch Prokop bezeugten brauch der Eruler, wonach man die alt oder krank gewordenen ceremoniell abtat. dieser St., der dem sohne des von ihm gefällten den hals darbietet, und dessen abgeschlagenes haupt noch in den staub beiſst, ist der 'ausgangspunct'. O. weist auf die rückwanderung jener Erulerschar nach gautischen landen (s. 172), hält aber die 'sterbesage' (dødssagn) am ehesten für dänisch (s. 159).

Als zweites kommen St.s ostfahrten. seine kämpfe gegen Hama, Wisin, Waze und im bunde mit Win 'spiegeln das erste vordringen der Nordländer in Osteuropa um die mitte des 9 jahrhunderts'. schwedische Waräger haben diese taten dem helden der sterbesage angedichtet; der typus des starken, un-

besieglichen ostkämpen 'lässt sich mit leichtigkeit erklären aus dem St. der sterbesage: er vollbringt was die sterbesage voraussetzt: eine reihe siege über die stärksten gegner; auch ist er derselbe wandernde kämpe . . .' (s. 174).

Die dritte stufe bezeichnet der St. des Ingjaldsliedes, der treue gefolgsmann, der den königlichen herrn zur vaterrache mahnt. das Ingjaldslied, gedichtet um 950 in Dänemark, setzte St. gleich dem *eald æscwiga* der Beowulfepisode; dadurch trat er ein in die königsburg von Hleidra (Lejre) und in die stellung des dienstmannes. damit erlebte die St.-dichtung 'ihre zweite und eigentliche geburt' (s. 312).

Es gab fortan die zwei strahlenquellen in der St.-poesie: den sterbenden St. und St. bei Ingjald. das 'Helgalied', dh. die züchtigung des mit der königstochter buhlenden goldschmiedes, ist ein kleiner trabant des Ingjaldsliedes. die geschichte von Helgo-Helga und St.s berserkerkampf verschmelzt harmonisch die übermenschliche abhärtung der sterbescene (nr 1) und die warägischen kämpentaten (nr 2) mit dem dienstmannenideal (nr 3). diese beiden dänischen Helgadichtungen setzt O. (mit fragezeichen) um 960 bzw. 970; sie folgen also dem Ingjaldsliede auf dem fuße. wenig später denkt sich O. den zweikampf Sts. mit dem Sachsen Hama. darin erblickt er eines der östlichen wikingmotive, übertragen auf den nationalfeind der Dänen und beleuchtet als grofstat im dienste des heimischen herrn (also verbindung von nrr 2 und 3).

Eine wesentliche neuerung und bereicherung war es, dass man St. zum mörder Áli̇s machte. die falschheit und geldgier, die der held in dieser sage betätigt, glaubt O. aus der sterbedichtung (nr 1) ableiten zu können; doch neigt er auch zu dem gedanken (s. 145), dass diese Áligeschichte einst ohne St. bestand und 'ein namensanklang oder ähnliches den anlass gab, St.s namen hineinzuziehen'; zugleich rechnet er mit der möglichkeit, dass die Iringdichtung ihrem allgemeinen umrisse nach vorschwebte (s. 148). diese erste neidingstat St.s nimmt O. nicht in seine zeittafel auf (s. 220), doch wäre sie wol in die zeit zwischen 990 und 1050 zu setzen, und zwar auf dänischen boden.

So weit reichte der ostnordische Skarkad. einen fühlbaren einschnitt bildete die verpflanzung der sage nach Norwegen. zwar haben die norwegischen dichter einerseits rückblickslieder verfasst, die in ziemlich ideenloser abhängigkeit die erfindungen der dänisch-schwedischen periode sammeln: Sterb., Jug.[1]. anderseits aber haben sie neues herzugebracht. St. wird zu einem der hervorragenden kämpfer in der Brávallaschlacht (das vermeintliche Brávallalied aus dem jahre 1066); man flicht ein-

[1] ich gebrauche im folgenden die abkürzungen: Sterb. = Sterbelied bei Saxo s. 397ff; Jug. = Jugendlied (Ungdomskvad), bei Saxo s. 273ff in prosa aufgelöst; Vík. = Víkarsbálk in der Gautreks saga, EM. nr v.



zelne britische taten in die rückblickskataloge ein (s. 190 f): dinge die freilich keine bereicherung seines porträts bedeuten. mehr zu sagen hat es, dass man St. zum riesenabkömmling machte und damit zu seinen unheimlichkeiten und mafslosigkeiten den genealogischen hintergrund gab. zugleich wurde St. ein Norweger; und in norwegischem rahmen schuf man ihm seinen zweiten herrenverrat, die opferung Víkars (um das jahr 1100). auch diese geschichte bestand einmal vor und ohne Starkad (s. 183). durch diese rolle wurde St. zum Oldinshelden, — auch zum dichter? (dem dichter St. hat O. keine betrachtung gewidmet). wie es sich mit der feindschaft Thors verhielt, ist einer der dunkleren puncte: sie ist würksam lediglich in der Víkarsgeschichte, aber ihrem ursprung nach kann sie nicht das contrastbild zu dem Odinsschutze sein, sie muss vielmehr aus der riesischen abkunft des helden fliefsen; St. erbt diese gegnerschaft von seinem gleichnamigen grofsvater. dass dieser ältere Stǫrkudr schon in einer isl. strophe von 1000 auftaucht, fügt sich in O.s stammbuch nicht bequem ein; denn zufällige namensgleichheit ruft O. hier nicht zu hilfe, der von Thor gestürzte St. *(áludrengr)* hätte diesen seinen namen erst nach dem Dänenhelden empfangen. war es damals noch eine blofse namenübertragung (auf dem tertium comparationis der stärke beruhend), und erst viel später zog die Víkarsdichtung die consequenz der riesenabstammung? es ist mir nicht klar geworden, in welchen etappen O. die gegenseitige einwürkung zwischen dem *áludrengr* und dem menschlichen St. vollzogen denkt. auffällt, dass auch der deutsche Wate in der Hilde- und Kudrundichtung, ein hauptvertreter der dienstmannen, einen doppelgänger hat in dem wasserriesen Vadi (þidr. s.) — Wada (mengl.).

Für die Isländer bleiben dann übrig ein paar harmlose schlussschnörkel — denen O. verhältnismäfsig viel raum und feine beobachtungen gönnt (s. 212—19).

Danach wäre der anfängliche Starkad, nämlich der des *dødssagn,* dreimal mit schon vorhandenen gestalten zusammengeflossen, in fertige rollen eingetreten: bei Ingjald, bei Ali und bei Víkar. eine dreifache synkrasis. das übrige wäre zu dem gegebenen kern neu hinzugedichtet worden.

Diese entwicklungsgeschichte St.s ruht bei O. auf so viel schlagenden oder bestechenden einzelargumenten, und sie wird mit so überzeugender, oft prophetisch begeisterter beredsamkeit vorgetragen, dass es schwer fällt, sie nicht in ihrer schönen ganzheit anzunehmen. die tiefgehnden zweifel die der ref. hegt, darf er, einmal zum recensieren bestellt, nicht ganz verschweigen; aber ungern stellt er dem breit und stolz begründeten, wahrhaft schöpferischen werke eine verneinung entgegen, die erst fruchtbar würde, wenn sie von einem zweiten Olrik ihre ausführung erhielte.

Zunächst tritt O. mit litterargeschichtlichen voraussetzungen an seine arbeit heran, die ich nicht zu teilen vermag. O. nimmt, wie sein lehrer Grundtvig, die auf Island überlieferten (und die von den Tylenses zu Saxo gelangten) poetischen gattungen als gemeinnordisch; man darf bei einem vertreter jedweder gattung fragen, ob man ihn in Dänemark oder Schweden oder Norwegen unterbringen soll; nur isländische herkunft ist bloſs auf grund zwingender, unzweideutiger merkmale anzunehmen, in dubio steht Island auſserhalb des wettbewerbs. ich glaube mehr mit Jessen uaa., dass unsere altnordische dichtung nicht durch äuſsere zufälle auf Island überliefert ist, sondern dass Island in und schon vor der schreibezeit eine pflanzstätte der dichtung war, wie wir ihresgleichen nirgends bei den stabreimenden Germanen kennen; dass die eddische und skaldische poesie neben den gemeingermanischen und den gemeinnordischen gattungen auch nur-norröne und nur-isländische aufweist, und dass es besonderer, starker gründe bedarf, um eine nur in isl. überlieferung vertretene gattung für andere länder in anspruch zu nehmen. dass die Tylenses, die Saxo als seine quellen preist, nicht die zwischenträger zwischen Norwegen und dem Dänen waren, sondern eignes, isländisches erzählgut spendeten (was in selteneren fällen auch O. annimmt), wird m. e. durch die erhaltenen litteraturen Norwegens und Islands dargetan, so gern ich zugebe, dass die andere hypothese sich auch auf einiges berufen kann.

Im falle St. äuſsert sich diese verschiedenheit der voraussetzungen ua. darin, dass O. sehr leichten herzens, wie mir dünkt, ein schwedisches Rückblickslied des Starkad für die zeit um 860 ansetzt, ein lied, das dem Sterb. und Jug. ähnlich sah, ihnen mittelbar als erste quelle diente und überhaupt eine bedeutsame stelle im St.-stammbaum einnimmt. ich halte diese 'Starkadelegien' (um den kurzen ausdruck zu brauchen) für gattungsmäſsig jung; es scheint mir erkennbar, wie die gattung sich aus dem alten epischen liede allmählich entwickelt — und zwar, wie ich glaube, in nachheidnischer zeit auf Island. dass andre nordische länder, abhängig und unabhängig davon, ähnliche kunstformen erreicht hätten, dafür kenne ich keinen wahrscheinlichkeitsgrund. wenn O., um das gemeinnordische, wo nicht gar vornordische alter der gattung annehmbar zu machen, auf den Wîds., das Ynglingatal, die Röksteinverse und andere grabinschriften hinweist, so nimmt er litterarische unterschiede als unwesentlich, die mir als groſs vorkommen.

Ferner scheint mir O. beim Vík. die gründe Ranischs für isländischen ursprung nicht entkräftet zu haben. 'der ausgeprägt bergensische gesichtskreis' (s. 210) besteht mehr in O.s gelehrtem commentar (s. 197 über die topographie Bergens) als im gedichte selbst; dieses hat éin motiv aus der Bergener

gegend, den inselnamen Askr, und O. selbst (s. 202) nimmt hier nicht volkstümliche ortssage an (was übrigens einem isl. verfasser des liedes nicht entgegenstünde). alle gründe O.s für Norwegen wiegen mir leichter als der eine kurzvers 8,1: *Styr ok Steinþór*. wo diese beiden seltenen namen gepaart werden, da muss doch eine anspielung auf die Eyrbyggja saga gemeint sein! — eine jener eigenartigen klanganspielungen, hinter denen keine sachliche gleichsetzung steht: sie wuchern dann in der Brávallaliste. aber freilich, da O. die reiche isl. gelehrsamkeit dieser liste einem norwegischen kriegsmann von 1066 zutrauen kann, wird es für ihn auch keine schwierigkeit haben, dass einem Bergenser, wo er stabende namenpaare bringen soll, die zwei nur in der Eyrbyggja verbundenen Styr und Steinþór einfallen.

Eine frage der poetischen gattung erhebt sich auch bei der geschichte von der Brávallaschlacht. O. hält fest an dem 'Brávallaliede' als dem einheitlichen dichtwerke, das den epischen hergang und die namenliste umfasst. er erklärt jetzt (s. 125), man müsse ein 'breites epos' annehmen, das 'im gegensatz zum knappen stile der Eddalieder' geschaffen sei, ein 'norwegisches nationalepos' nennt er es (s. 126). in seinem streben zur epischen breite sei es ein ähnliches phänomen wie der Beowulf, der Waltharius, die Nibelungenot. als mafsstab der ausführlichkeit diene die einleitende namenreihe mit ihren 27 strophen — wovor in der tat auch die namenwütigen mhd. Dietrichsepen bescheiden zurücktreten. O. verhehlt sich nicht, dass er mit diesem erschlossenen epos ein unicum in der altscandinavischen poesie aufstellt: nicht weniger als viermal gebraucht er das beiwort 'enestående' (S. 126f).

Selbstverständlich teilt O. den quellenkritischen grundsatz, dass die erschliefsung einer vorlage soweit wie möglich im kreise der kunstformen bleiben muss, die für die betr. litteratur nachgewiesen sind, ganz besonders wo diese litteratur uns in so reicher überlieferung bekannt ist wie die altnorröne. ohne diesen grundsatz würde ja das quellenerschliefsen zu einem spiel mit unbegrenzten möglichkeiten. lässt sich denn nun würklich die erzählung von der Brávallaschlacht nicht anders herleiten als aus einem breiten epos? soll das, was bei Engländern und Deutschen nur mit hilfe von Virgil und der französischen epik gelang und auf der grundlage einer schriftcultur, dem thelemärkischen illiteraten vom jahre 1066 ohne diese hilfen gelungen sein? ich glaube, diese fragen dürfen wir verneinen, und wir entgehn dem litterargeschichtlichen unicum, wenn wir die Brávallaerzählung an drei gesicherte isländische voraussetzungen anknüpfen. das Island des 12 jh.s hatte einerseits die sagakunst mit breiten schlachtschilderungen, namentlich in den historischen sögur, anderseits die gesteigerte pflege der alten merk-

versgattung, auch in der neuen spielerischen weise, dass man überlieferte namen aus sage und geschichte zusammentrug: nicht einfach sammelnd (wie im Wíds. und anderwärts), sondern so, dass diese namen in neue zusammenhänge gestellt wurden; dazu kam drittens der reiche schatz an sagenhaften und geschichtlichen überlieferungen, der einem solchen unternehmen den nötigen namenstoff bestritt. dass sich die saga vom Brávallakampf nebst ihrer einlage, dem grofsen merkvershaufen, aus diesen überlieferten vorbedingungen erklären lässt, ohne das unicum eines norwegischen, vorlitterarischen nationalepos, habe ich im Arch. f. n. spr. 116, 257 ff zu zeigen gesucht. mir scheint, nur die übereilte folgerung, die Brávallasaga als ganzes sei aus versen, einer Starkaddichtung, umgeschrieben, führte zu der annahme des phantoms, das man das Brávallalied oder -epos nennt. indessen verspricht O. eine erneute behandlung der frage in seinem dritten bande, und wir dürfen gespannt sein, ob er diese 'alleinstehnde' dichterschöpfung dann wahrscheinlicher machen kann.

Aufser diesen scrupeln allgemein litterargeschichtlichen inhalts habe ich gegen O.s aufbau der St.-sagen diese bedenken.

Die Ingeldepisode im Beowulf (nebst den anspielungen Bw. 82 ff und Wíds. 45 ff) glaub ich nach wie vor in der bisher üblichen weise auffassen zu sollen. O. s. 37 ff stellt dieser deutung, ohne sie zu bekämpfen, eine sehr abweichende gegenüber. danach würde sich die mahnrede des 'alten speerkämpen' nicht an den könig richten, sondern an einen ungenannten gefolgsmann, den nachmaligen mörder des jungen Dänen; um rache für Ingelds vater handle es sich nicht, Ingeld stehe aufserhalb dieses conflictes, — und dennoch verstöfst er nachher seine braut, weil an einem ihrer landsleute eine private vaterrache vollzogen wurde. soweit ich O.s andeutungen verstanden habe, ist mir ein solcher hergang an einem germanischen fürstenhofe nicht glaubhaft; noch weniger glaubhaft, dass die heldendichtung, mit ihrer abneigung gegen absonderliche, zufällige rollenverteilung, einen so abnormen fall durch die jahrhunderte weitergegeben hätte. geht man von der bisherigen deutung der Beow.-stelle aus, dann ist die fabel des Saxonischen Ingjaldsliedes in ihrer hauptlinie schon für die dänische dichtung des 6 jhs. gegeben. für den dichter des Ingjaldsliedes um 950 blieben immer noch schöpferische neuerungen genug übrig, auch abgesehen von der technischen umgiefsung des stoffes in die reine redeform; doch gehn die berührungen mit dem Beowulf-excerpt weiter ins einzelne, als bei O. ersichtlich wird. dass die Dänen vom 6 bis 10 jh. die alte verteilung der nationalen rollen beibehalten hätten (die beiden hauptpersonen, Ingeld und sein ermahner, als gegner der Dänen), ist nicht eben wahrscheinlich.

Wie dem sei, den liedmäſsigen zusammenhang zwischen dem *eald æscwiga* und Starkad, dem ermahner Ingjalds, hält auch O. fest. also diese eine von St.s hauptrollen geht in die älteste uns erreichbare dichtung zurück, und man darf wol fragen, ob wir in diesem St., dem treuen dienstmann, nicht den ersten kern der ganzen gestalt, den Urstarkad, besitzen. wir sahen, dass O. diese rolle erst als nr 3 aufführt. aber es handelt sich dabei eigentlich nur um die äuſserliche frage, wer zuerst den namen St. geführt habe; denn auch nach O. war diese rolle nr 3, die St. um 950 übernahm, schon seit alters im heldenliede vorhanden. der name St., nach herkunft und bedeutung, entscheidet nicht, wer sein erster träger war. O. zeigt (s. 155), dass der name vielleicht ein sinnvoll erdichteter war: **Stark-hǫdr* 'der starke kämpe', aber ebenso leicht ein geschichtlicher (westgermanischer) name, der über die eigenschaften seines trägers nichts aussagt. in dem zweiten falle würde nichts entgegenstehn, dass der gefolgsmann, der *æscwiga*, von anfang an so hieſs. aber auch im ersten falle bestünde diese möglichkeit; der *æscwiga* kann ja schon mit den zügen des überstarken, unbesiegbaren kämpen ausgestattet gewesen sein. man kann daran erinnern, dass auch waffenmeister der südgermanischen dichtung sich durch eine stärke, derbheit und bärbeiſsigkeit auszeichnen, wie sie an den fürstlichen helden nicht zu erscheinen pflegt; so namentlich Wate, aber auch Hildebrand, zt. Hagen. alles erwogen, scheint es mir die nächstliegende annahme, dass der anfänglich hadebardische, dann dänische waffenmeister Starkhǫdr, der treue gefolgsmann könig Ingelds, der erste St. der heldendichtung ist. St. gehört demnach von hause aus in das geschlecht der gefolgsmannen, und zwar der ergrauten 'meister', die ihrem jungen herrn zur seite stehn. ein gesellschaftlicher typus, dem die heldendichtung der Germanen einige ihrer besten gestalten entnommen hat: auſser den schon genannten noch Berhtung bei Wolfdietrich (und danach Berhter bei Rother), Eckehart bei den Harlungen, Regin bei den Hálfdanssöhnen.

Das was nach O. die älteste stufe ist, die 'sterbesage', denkt er sich 'halbwegs als motiv aus der heroischen welt und halbwegs als wurzelnd in der breiteren vorzeitserinnerung der volkssagen' (s. 304). in der tat, als eigne heldensage, als selbständigen liedstoff kann man sich diesen tod St.s kaum vorstellen. O. sagt s. 174: 'hier sind die starken plastischen situationen, entsprungen aus uralten culturbräuchen und gleichzeitig der klare ausdruck für einen der mächtigsten gedanken der heldendichtung: die macht des willens in der todesstunde'. gewis! idee genug, aber wenig fabulistischer, liedfüllender körper. denn die darstellung bei Saxo verdankt ihre fülle einmal dem motivreichen rückblick: der setzt inhaltlich schon einen entwickelten St.-kreis voraus und technisch die form des halb-

lyrischen, halbdramatischen einscenenliedes. aufserdem bildet die neidingstat an Áli den würksamen hintergrund zu dem erkaufen des eignen todes. man muss zugeben, dieses ethische vergeltungsmotiv steht in Saxos text nicht eigentlich beherschend da, und man kann O. nachfühlen, wenn er mit wärme betont, dass die 'sterbesage' das neidingswerk gezeugt hat, nicht umgekehrt (s. 177). war aber diese 'sterbesage' nur als prosaische ortssage überliefert, dann wäre doch nicht sie es gewesen, die den helden in die dichtung einführte: der Ingeldsmann St. hätte den kämpen der schlichten volksüberlieferung an sich gezogen und in seine vornehme höhe gehoben, und man fragt sich trotz allem, ob diesem acte nicht die hereinziehung der Álisage, des herrenverrates, vorangegangen ist. übrigens muss ich bekennen, dass mir der zusammenhang von St.s tode mit der erulischen greisentötung nicht ganz gesichert erscheint: auf der einen seite fehlt der zug, dass der gealterte zum tode genötigt wird, und fehlen die äufseren formen (der holzstofs ua.); bei Prokop widerum fehlt der wichtige zug mit der hingabe des goldes (vgl. die vermutung O.s s. 159).

Die zweitälteste seite St.s findet O. in den finnischen und russischen Abenteuern; er datiert sie vor 860. wo der verf. mit scharfsinn und grofser gelehrsamkeit die vier namen Hama, Wisinus, Waza, Winus auf ihre geschichtlichen urbilder zurückführt, folgt man ihm gerne. die gründe für die genannte datierung dagegen reichen nicht aus. gesetzt diese namen stammen aus versen, so wissen wir doch nicht, wieviel in dieser versquelle gestanden hat, das nicht in unsre St.-gedichte übergieng; wissen auch nicht, wieweit jene versquelle überhaupt die absicht hatte, die Warägertaten in Russland vollständig zu buchen. daher hat das argument nichts zwingendes: die nach 860 unternommenen züge gegen Slaven und Griechen haben in Sterb. und Jug. keine spuren hinterlassen. auch das vorkommen der betr. namen in den geschichtsquellen erlaubt, ja begünstigt sogar die annahme, dass sie erst im 11 jh. aufgegriffen wurden. die vorausgesetzten ostnordischen verse würd ich mir am ehesten als kurze merkversgruppen denken, vielleicht von epigraphischer art. dass sie sich schon auf St. bezogen, braucht man nicht anzunehmen; der schluss auf einen altschwedischen Starkadrückblick ist äufserst kühn. sodann kann man sich dem eindruck nicht verschliefsen, dass diese kämpentaten herzlich wenig poetische und menschliche spannung enthalten: sie werden begreiflich als bereicherung, ausfüllung eines heldenlebens, dem ältere, lebendigere dichtung die teilnahme gesichert hat; zu rechter geltung kommen sie erst, nachdem der geschmack an den aufzählenden ansprachen sich gebildet hat. das wikingische ist — hier wie im allgemeinen — der nachzügler des heroischen. dass St.s rückblick im Ingjaldsliede diese ostfahrten

nicht kennt, findet mithin seine einfachste, nächstliegende erklärung: sie waren um 950 noch nicht vorhanden. O. s. 175 denkt an ein absichtliches verschweigen, weil der dichter nicht den bekannten St., sondern eine neuschöpfung habe geben wollen.

Hätten würklich die schwedischen dichter jahrhunderte lang die Starkadgestalt gepflegt, so müste doch wol der schwedische königshof in andrer weise in die St.-sagen hereinragen, als er es tut (sieh die treffenden ausführungen s. 142ff). bedenkt man, dass die Isländer durch eigne fahrten und durch ihre königssagas, auch familiensagas vom 10/11 jh. ab in phantasiemäfsiger fühlung mit dem 'ostwege' standen, und dass ihnen dieser schauplatz gar nicht 'uninteressant' war (vgl. s. 97), so wird man recht wol erwägen dürfen, dass sie es waren, die dem bilde St.s diese fremdländischen zierden einfügten.

Ist es möglich, die beiden bei Saxo überlieferten dichtungen: 'Starkad und der goldschmied' und 'Starkad als schützer von Helgas brautnacht' in die nächste zeitliche nähe des Ingjaldsliedes zu rücken? gehören diese dichtungen noch dem frühmittelalterlichen lebensgefühle an? — mir will das nicht einleuchten. ich finde den abstand grofs zwischen diesen zwei Helgastücken und dem Ingjaldslied. der genrehafte realismus, womit beide die unheldischen stände beleuchten; überhaupt der blick, die aufmerksamkeit auf die banausen, die für die alte heldendichtung nicht da waren: das kann ich nur einer jüngeren, innerlich umgewandelten cultur zutrauen. und die vielheit der scenen bei Helgo-Helga, die stoffliche buntheit, das widerum realistische mancherlei: das kann m. e. erst entstanden sein, nachdem Europa in seinem erzählergeschmack den grofsen schritt getan hatte zum vielen, kleinen, sinnlichbunten. eine wendung, die für den norden nicht vor 1100 fallen wird. der vf. weist in dem flohsuchen eine entlehnung aus der Cuchullinsage nach; aber diese irischen entlehnungen kennzeichnen doch sonst die werke einer jüngeren periode. ich kann die beiden Helgastücke nur im 12 jh. unterbringen. ist die auftrittreiche erzählung von Helgo-Helga eine isl. saga — oder am ende ein dänisches spielmannsepos? (sie hat etwas von spielmännischem übermut). aber da würden wir wider ein litterargeschichtliches unicum aufstellen! dass die scandinavischen spielleute im 12 jh. noch keine organe der litteratur waren, hat O. vorlängst in einem lichtvollen aufsatz gezeigt; deutsche spielleute sind für Dänemark im 12 jh. bezeugt (Saxo s. 638. 722. 733), aber dass sie dänische sagen behandelten, wissen wir nicht. zugunsten der saga spricht ua., dass der auftritt mit dem im schnee sitzenden St., wie O. zeigt (s. 66), in die isl. Ketils saga hængs übergegangen ist; wol das einzige sichere zeichen, dass unser stoff auf Island bekannt war; denn bei dem Sterb., das auf beide Helgageschichten an-

spielt, ist ja eben der isl. ursprung umstritten, und ein skeptiker könnte einwenden, erst Saxo habe die anspielungen hineingebracht. an dem ursprung aus dänischer ortssage (s. 67) brauchte eine ausgestaltung zur isl. saga nichts zu ändern; schon Saxo weifs, dass die Tylenses *'alienorum operum notitiam evoluerunt'*, und auch O. lässt seinen Arnoldus Tylensis im 12 jh. dänische motive aufgreifen. — dass St.s verse an den goldschmied ein lied widergeben, davon hat mich O. nicht überzeugt; ich kann mir nur ein paar lausavísur dahinter denken. das weist auch nach Island. die beiden Helgageschichten stammen wol aus éiner saga.

Dann würden sich die erhaltenen St.-dichtungen (in versen und prosa) auch zeitlich anders verteilen. bei O. ist der zeitraum von 950 bis herab in die schreibezeit mit kurzen lücken von den einzelnen gedichten bepflanzt. nach der anderen auffassung würden die zwei gruppen zeitlich weit auseinander treten: die heroische, die wesentlich in Dänemark erwuchs, 10 jh. — und die nachheroische, die loser oder enger mit der isl. sagakunst verknüpft ist. denn gedichte wie Sterb., Vík. und vollends Jug. haben sich doch wol an mündliche Starkaðarsögur angerankt (vgl. O. s. 89. 199). das Sterb. hält O. wol mit recht für das älteste dieser reihe. ich möchte fragen, ob es nötig ist, für die dem Sterb. und Jug. gemeinsamen züge eine verlorene liedquelle anzusetzen; ob nicht das Jug. diese züge dem Sterb. entlehnt haben kann. dass der Vík. tief ins 12 jh. herabzurücken ist, hat O. mit äufseren und inneren gründen wahrscheinlich gemacht. das Jug. wär ich geneigt an die jüngste stelle zu verweisen, weil es viel mehr als die beiden andern zum unlyrischen fahrtenkatalog entartet ist, ohne kräftig zusammenhaltende dichterische idee: darin ist es der nächste verwante von Ǫrvar-Odds sterbelied. aber seine sagenform ist freilich älter als die des Vík.: es hat, im anschluss an Sterb., den östlichen schauplatz und weifs nichts von St.s norwegischer neidingstat (denn Saxos Víkarbericht, der dem der Gautreks saga so nah steht, kann ich nur aus einer älteren gestalt eben dieser saga herleiten: hätte diese geschichte schon im Jug. gestanden, dann hätten sich Vík. + Gautr.s. doch schwerlich um eine dublette bemüht). endlich St.s einführung in die Brávallaschlacht kam in der saga zuwege, die den einstigen liedstoff von Harald Kampfzahns glück und ende mit den mitteln der prosaerzählung auszuformen begann; es mag geraume zeit vor der Brávallaþula geschehn sein, die dann zu einer letzten ausweitung der saga neuen stoff herzubrachte; denn die teilnahme St.s an der schlacht kennt schon das Sterb., während zu dem weitschichtigen material das der þulusmiðr excerpiert, augenscheinlich auch der Víkarsbálk gehört. also diese reihenfolge:

(prosa:)
St. in der Brávallaschlacht Jug.
Sterb. Bráv.-þula
St. und Helga Vík.
(bei den untereinandergesetzten werken ist mir das altersverhältnis fraglich.)

Die ganze isl. St.-dichtung kann sich auf einen verhältnismäfsig kurzen zeitraum zusammendrängen; zb. 1120—80. damals muss St. auf Island sehr bekannt gewesen sein. aber auch die art, wie noch die Landnáma, Snorri und die Laxdœla auf 'Starkaðr gamli' oder die Ingjaldssage anspielen, hat etwas eigen vertrauliches und setzt den stoff bei den hörern als gut bekannt voraus. wenn die Skjöldunga saga, nach 1200, grade die hauptsage, Ingjalds vaterrache, so wunderlich verkrüppelt und verrenkt darbietet, so darf man dafür kaum die allgemeine isl. tradition jener zeit behaften, da der eigenmächtige urheber dieser schrift auch sonst mit der Ingjaldsfigur zu ihrem schaden geschaltet hat. die tatsache, dass der vor und nach 1200 auf Island so bekannte St. in keiner stattlichen Starkaðar saga auf uns gekommen ist, kann darauf beruhen, dass in der zweiten hälfte des 13 jhs., als die niederschrift der fornaldarsögur im allgemeinen begann, die gunst des alten helden beim isl. publicum aus uns unbekannten gründen erblichen war. eine völlig leere vermutung ist das nicht, da ja der Nornagests und der Þorsteins þáttr skelks tatsächlich mit befremdendem übelwollen an dem heros herumfabeln. auch O. hebt hervor, dass der privatname St. auf Island in den 100 jahren von 1143 bis 1242 seine gröste dichtigkeit erlebt (s. 85): fünf fälle in diesem zeitraume; aus dem 10 und 11 jh. je einer, dann allerdings wider 1318—43 drei fälle nah beisammen. aber schliefslich braucht man sich auch gegen die annahme nicht so sehr zu sträuben, dass eine geschriebene umfassende Starkaðar saga auf Island verloren gegangen ist. gewis möchten wir die 'zweifelsucht des realismus gegenüber den verschwundenen herrlichkeiten' (s. 9) nicht verleugnen! aber in einem falle wie diesem hat doch auch ein zweifler gründe, das 'quod non est in actis, non est in mundo' nicht allzu laut zu betonen.

Ich breche ab, soviel ich noch auf dem herzen hätte, und versage mir auch, auf den zweiten hauptteil (s. o.) einzugehn, dessen gedankenfülle fast noch blendender würkt als die des ersten. nur ein flüchtiger blick noch auf die erneute behandlung von Scyld, Sceaf und Beow, s. 249 ff., der die Anglisten hoffentlich ihre aufmerksamkeit schenken (ein kritisches referat bei Neckel Germ.-rom. monatsschrift 2, heft 12). O. kommt jetzt der einstigen culturmythischen erklärung des Scyld weit entgegen, allerdings mit neuer begründung auf den ritus. die garbe soll der urkeim der ankunftssage sein — und dennoch

will O. an seiner früheren wertung der denkmäler festhalten, wonach der Beowulf, der die garbe gar nicht nennt, die älteste form hätte, Wilhelm von Malmesbury mit seinem '*posito ad caput frumenti manipulo*' eine abgeleitete. aber hier kommt man um das entweder — oder nicht herum. nach O.s erster erklärung — die ich nicht so leichthin preisgeben möchte — steht in unserer ältesten quelle weder eine korngarbe (sondern ein mann, der aus verwechslung zu einem sohne des Sceaf gemacht wurde) noch ein schild (sondern ein namengeber, der aus dem namen **Skeldungōz* abstrahiert wurde): mit dem Abingdoner grenzritus, der jene erklärung übern haufen werfen sollte, besteht also nur eine neckische ähnlichkeit des klanges. erst wenn man aus WhvMalmesbury die garbe aufnimmt, lässt sich sagen: die berührungen können nicht zufall sein. bei dem finnischen Sampsa sodann, der die beweiskette schliefsen soll, hat das schlafen anscheinend eine ganz andre bedeutung als bei Sceaf (widerum erst bei WhvMalm.!), und das schiff tritt sehr zurück; aus O.s mitteilungen scheint sogar zu folgen, dass Sampsa gar nicht als kleines kind gedacht wird! kurz, die ähnlichkeiten zwischen der heroischen sage und der niedern mythologie sind auch hier nicht so grofs, dass man sich eines sicheren beispiels für die herleitung der ersten aus der zweiten erfreuen könnte.

Mit Olriks werk kann sich an specifischem gewicht nichts vergleichen, was in der germanischen sagenforschung geschrieben worden ist — bis zurück zum jahre 1903, zum Rolf Krake! dass wir nicht mehr den Müllenhoffschen blick auf die dinge haben, das ist vielen, älteren und jüngeren, klar geworden; aber die schöpferkraft, den heldenstoffen ganz neues abzufragen, ihren sinn unbefangener zugleich und inniger nachzuerleben, sodass sich der moderne dem romantiker gegenüber gar nicht verarmt fühlt: das hat sich eigentlich nur in O.s werken offenbart. diese werke sind eine ausgeburt feinster geistescultur. sie erheben den leser über den schulmeisterlichen, beklemmenden wissenschaftsbetrieb, wie wir ihn sonst gewöhnt sind; sie sind durchgedrungen zu einer leichtigkeit der bewegung, die sonst der kunst eignet. und von dem vorliegenden bande gilt, glaub ich, noch mehr als von dem früheren: wer sich darein vertieft, der fühlt sein können wachsen; er wird sich auch ganz andern stoffen mit geschärftem auge nähern.

Behielten auch alle oben angedeuteten zweifel recht, das ändert nichts daran, dass ich aus dem buche gelernt habe wie selten aus einem. verhält es sich so, wie Goethe sagt: 'eigentlich lernen wir nur von büchern, die wir nicht beurteilen können; der autor eines buches, das wir beurteilen könnten, müste von uns lernen', dann hätte diese recension ungeschrieben bleiben müssen.

Berlin, august 1911. **Andreas Heusler.**



Quellen und verwantschaften der älteren germanischen darstellungen des jüngsten gerichtes von **Gustav Grau** [= Studien zur englischen philologie hsg. von Lorenz Morsbach xxxi]. Halle a. S., Max Niemeyer 1908. xiii u. 288 ss. 8°. — 10 m.

Die entstehungsgeschichte des buches zeugt von ernstem wissenschaftlichen streben, das keine mühe scheut um zur erkenntnis zu gelangen. wie die einleitung besagt, war die untersuchung zunächst nur auf das ahd. Muspilli gerichtet, das so viele textkritisch und litterarhistorisch offene stellen aufweist. aber es ergab sich, dass dieses gedicht, wie überhaupt jedes historische denkmal, nicht isoliert behandelt werden kann, sondern nur im zusammenhang des culturgebietes zu dem es gehört zu beurteilen ist. diesen weg haben Müllenhoff und Scherer in den Denkmälern beschritten und der künftigen forschung gewiesen, Zarncke (Berichte über die verhandlungen der kgl. sächs. gesellschaft der wissenschaften 1866, bd 18, 191—228) hat speciell für unser gedicht, indem er es als ein kirchengeschichtliches object behandelte, die geistigen bedingungen gefunden, aus denen es hervorgegangen ist, und Grau hat nun diese 'quellenmethode' mit den umfassendsten mitteln angewendet. in weit stärkerem mafse als je bisher hat er die lateinische und griechische patrologie benutzt und dazu alle einschlägigen angelsächsischen poetischen denkmäler verglichen. so ist sein buch in weiterem umfang ein beitrag zur angelsächsischen litteratur denn zur althochdeutschen geworden.

Eine reihe neuer grundlagen für die geistliche litteratur der Westgermanen hat der verfasser eingeführt, vor allem die werke Ephraems des Syrers, die bis jetzt nur wenig berücksichtigt wurden, und ein noch nicht beachtetes lateinisches gedicht 'De judicio domini' (auch 'De resurrectione mortuorum' und 'De die judicii' betitelt). und er hat den einfluss dieser quellen sehr hoch bewertet. eine beurteilung seiner arbeit wird in erster linie fragen müssen, ob diese hohe einschätzung berechtigt ist. im folgenden soll sich diese prüfung nur auf Ephraem erstrecken, denn für die ahd. litteratur, die hier eingehender erörtert werden soll, kommt nur er in betracht.

Für den angelsächsischen teil des buches geb ich zunächst zusammenfassend die resultate. Elene, Crist 2 und 3, Gudlac, der mit Crist ein sammelwerk bildet, Phönix, Andreas, Beowulf und Juliana haben sämtlich Cynewulf zum verfasser, und Ephraem ist sein 'lieblingsautor' (s. 48). die bisher aufgestellte chronologie (s. 163 ff) ist nicht haltbar, denn sie geht von der falschen voraussetzung aus, dass Elene ein alterswerk Cynewulfs sei. es ergibt sich aber aus der quellenvergleichung, dass der inhalt der ausschlaggebenden verse 1237 ff aus Ephraem stammt und im allgemeinen den von bufswerken abgezehrten leib des

asketen meint, also gar keine persönliche äufserung des dichters ist. Elene ist aber ein frühwerk und ist benutzt in Cr. 3. den ausgang für die chronologischen bestimmungen bildet das 'homiletisch-epische sammelwerk' Crist-Guđlac, aus Guđlac hat Phönix stark entlehnt, Andreas wider schöpft aus dem Phönix, Crist, Phönix und Andreas sind im Beowulf nachzuweisen, und Juliana 'scheint nicht vor Beowulf denkbar'. an der hand dieser chronologie wird dann die geistige entwicklung Cynewulfs aufgerollt.

Diese ergebnisse stehn und fallen mit der quellenuntersuchung des verfassers. nach dieser beruhen die runenschlüsse von Elene, Crist, Andreas und Juliana in grofsen teilen auf lamentationen Ephraems (s. 16), ebenso der schluss von Crist 2 (s. 31), aufserdem hat, wie auch in anderen ags. gedichten, das lateinische 'Carmen de judicio domini' stark eingewürkt, und zu den vielen quellen von Cr. 3 treten jetzt noch in besonderm mafse eine homilie des Pseudo-Chrysostomus, das IV buch Esra und jenes lateinische Carmen (s. 52). bei Guđlac ist widerum der einfluss von Ephraems predigten und der des Carmen von bedeutung (s. 88 ff). Phönix, Andreas, Beowulf, Juliana bilden 'eine widerspruchslose entwicklungsreihe' und haben dieselben vorlagen wie Crist-Guđlac (s. 98).

Einige beispiele mögen die quellenmethode des verfassers dartun.

Für den schluss der Elene gibt er selbst zu, dass die benutzung Ephraems schwerer nachzuweisen ist 'wegen der beträchtlichen freiheit in der ausschöpfung' (s. 16). v. 1237—40: der gedanke in der Elene ist: 'ich habe *frôd and fûs* gedichtet und lange *(þrâzum)* nachgesonnen, ängstlich *(nearwe)* in der nacht' — der bei Ephraem: 'ihr sollt mit allem eifer *(omni studio)* streben, Gott zu gefallen; vor ihm weint tag und nacht *(die ac nocte)* und bittet beständig *(assidue)*, dass er uns befreie.' es sollen sich entsprechen *frôd and fûs* = *omni studio*, *þrâzum* = *assidue*, *nihtes nearwe* = *die ac nocte*. selbst angenommen dass diese gleichsetzungen richtig wären, so sind sie nicht beweiskräftig, denn es sind keine selbständigen sinnwörter sondern nur verstärkungswörter. man kann sie weglassen, und der g e d a n k e bleibt derselbe, sie verstärken nur den eindruck, die empfindung; anregung zu dem inhalt der Elenestellen konnten sie nicht gegeben haben. ein geistiger zusammenhang zwischen Elene und Ephraem besteht hier nicht. — aber auch zugegeben, dass *frôd and fûs* soviel ist wie 'weise und bereitwillig', so stehn diese beiden attribute doch nicht für sich allein, sondern in verbindung mit *þæt fǽcne hûs*, und der sinn wäre also dann etwa: weise und bereitwillig gemacht durch den elenden leib. wenn sie soviel als *omni studio* sein sollen, müsten sie für sich allein stehn und adverbial zum verbum *wæf* gehören.

Die nächste parallele ist Elene 1240—43: 'ich wuste nichts

vom kreuz, ehe Gott mich belehrte' — Ephraem: 'in geistiger trägheit habe ich meine tage dahingebracht, ich elender habe nicht eingesehen, wie sie entronnen sind'. von dem hauptgedanken der stelle der Elene, dem kreuz, ist bei Ephraem nicht die rede, aber der verfasser vereinigt die beiden durch eine sehr weitgehnde gedankenassociation: die lamentatio verlangt etwa einen begriff wie 'rechtzeitige sorge für die seele', das aber sei die kreuzeslehre. aber auf diese weise kann man alle mittelalterlich-christlichen lehren miteinander verbinden, denn ihr zweck ist immer zuletzt das seelenheil.

Elene 1243—49: 'ich war von sünden und sorgen geplagt, ehe Gott mir belehrung verlieh *þurh léohtne hâd'* — Ephraem: '[wie werde ich meine innere verwirrung ertragen, wenn in der letzten stunde meine freunde mich umstehn,] welche mich in diesem religiösen stand *(in hoc religionis habitu)* glücklich priesen'. die gleichsetzung von *þurh léohtne hâd* mit *in hoc religionis habitu* verdient erwägung, aber die umgebenden gedanken sind ganz verschieden, und ein einzeln herausgerissener ausdruck kann nicht unmittelbare abhängigkeit zweier im übrigen nicht übereinstimmender stellen beweisen. — aber *þurh léohtne hâd* kann auch bedeuten 'auf lichte weise, lichtvoll, clare, lucide', wie *þurh hǽstne hâd* 'violenter', *þurh horscne hâd* 'ingeniose' (Grein II 4 f), also: 'Gott verlieh mir lehre lichtvoll', was dann in *torht ontýnde* 1249 eine parallele hat. für diese bedeutung spricht auch *léohtan lâre* Met. 5[22] und besonders Crist 43 f. . . . *weard inlîhted lâre longsume þurh lîfes fruman,* wo v. 42—49 ebenfalls wie in Elene 1239—52 ausgesagt wird, dass Gott die zuerst verschlossene weisheit durch erleuchtung offenbarte und den sinn erhöhte denen, die ihn in der welt *(þurh horscne hâd)* preisen. auch zum ags. stil, der das individuelle meidet, passt besser die allgemeine bedeutung 'durch erleuchtung' als die persönliche 'von religiösem stand' (priesterweihe, mönchskleid, geistlicher rang, Grau s. 19).

Elene 1250 f: *bâncofan onband, bréostlocan onwand, leoðucræft onléac,* 'Gott stärkte meine kraft, d. i. die kraft der rede und der dichtkunst' — Ephraem: 'voll von unreinheit habe ich dessen vergessen, der herzen und nieren prüft'. die gedanken haben nichts gemein.

Diese wenigen beispiele dürften die methode des verfassers zeigen (sie wird unten beim Muspilli eingehnder zu behandeln sein). in der annahme von übereinstimmungen ist er so frei als möglich, ja er findet solche auch da, wo andere kaum nur andeutungen erkennen werden.

Und doch hat der verfasser, wie ich glaube, durch die eingehnde verwertung Ephraems sich ein grofses verdienst um die kenntnis der grundlagen der ags. litteratur erworben; nur ligt das gemeinsame zwischen Ephraem und Cynewulf nicht so sehr

in den einzelnen gedanken als in der lebensanschauung; es kommt nicht auf die einzelnen gedanken an, sondern auf die gemütslage. ein ausdruck für diese ist zb. Elene 1264 ff: 'zerronnen ist der wahn, die freude mit den jahren, die jugend ist vergangen, der alte übermut; einst war glanz der jugend, nun sind die tage nach der bestimmung fort gegangen, die wonne des lebens ist dahin . . . reichtum ist vergänglich jedem unter der luft, des landes zierden schwinden unter den wolken dem winde gleich'. die vergänglichkeit alles irdischen ist ebenso ein grundzug in den lamentationen Ephraems, und Grau hat selbst die parallelen mit dem schluss der Elene zusammengestellt (zb. *Nû synt geârdagas forð gewitene* — 'defecerunt dies mei', s. 22 ff).

Man hat die gefühlsweichheit der ags. dichtung auf das christentum zurückgeführt, und wir sehen eben an den untersuchungen Graus, wie sich Cynewulfs Elene und Ephraems lamentationen in der centralempfindung, der erkenntnis der irdischen vergänglichkeit, berühren. aber die färbung ist verschieden. bei Ephraem ist diese empfindung eine herbe verachtung der welt, ausgedrückt als mönchisch-asketische verdammung des früheren weltlebens, das nur sündenelend und gedankenschmutz war, und das ziel ist flucht aus dieser irdischen nichtigkeit; bei dem ags. dichter ist die anklage der eigenen vergangenheit viel maſsvoller (1237—45. 1257—64^{a}. 1264^{b}. 1266^{a}) und von weichen, wehmütigen gefühlen durchzogen. in Ephraem also, oder sagen wir allgemeiner im orientalischen christentum (über verwantschaft der ags. seelenstimmung mit der in Gregors von Nazianz elegieen s. PBBeitr. 35, 214 anm.) lägen demnach die ursprünge für die weltverneinende lebensauffassung der ags. dichtung, die aber bei den Angelsachsen einen wol bereiteten boden fand. aber doch eben nur die idee wäre dorther übernommen, die auffassung dieser idee im gemütsleben ist verschieden: bei dem ags. dichter sentimentaler weltschmerz, bei dem orientalischen asketen eine fast grausame freude, die welt verdammen zu können. im tiefsten grunde ist es die volksseele, die den beiden auffassungen den charakteristischen ausdruck verleiht.

Die quellenvergleichung der festländischen litteratur nimmt den kleineren teil des buches ein (s. 199—260).

In dem abschnitt über den Heliand (s. 200—219) wendet sich der verfasser zuerst gegen die hypothese vom ags. ursprung, weist dann, energischer als Grüters (Bonner beitr. 17, 1 ff), beziehungen zwischen dem Heliand und der ags. litteratur nach (Crist, Gudlac, Phönix), besonders im Hel. 1032—1048 und 3592—3619, und fasst sie als reminiscenzen, die sich naturgemäſs ergeben musten durch die einwürkung, die die as. dichtung

von der ags. empfieng. diese ruhige und sachliche auffassung erklärt die frage nach dem ags. einfluss auf den Heliand durchaus einwandlos.

Die frage nach den quellen des Muspilli bildet, wie den ausgangspunct, so eins der wichtigsten capitel der gesamten abhandlung.

Als quelle des ersten teils, v. 1—30, sucht der verfasser den sermo Ephraems 'in eos qui in Christo obdormierunt', als quelle des zweiten, v. 31 bis zum schluss, Ephraems predigt 'De cruce' nachzuweisen. auch hier hat die nachprüfung einzusetzen.

Teil I, v. 1—30, hat im Muspilli als motiv den kampf der engel und der teufel um die seele. bei Ephraem aber kommt ein kampf beider parteien gar nicht vor, vielmehr ist hier der leitende zug das bild von den häschern, welche die seele vor gericht führen, wo sie unter den ungerechten beschuldigungen der teufel steht; die engel aber kommen und führen sie weg. diese vorstellungen sind so verschieden untereinander, dass es schwer einzusehen ist, wie die bei Ephraem jene im Muspilli hätte hervorrufen können. mit Ephraem stimmt vielmehr überein die pseudoaugustinische predigt 'De symbolo' cap. 3 u. 4, eben jene, welche den inhalt der hs. ausmacht, in welcher Muspilli eingetragen ist. der verfasser weist selbst parallelen zwischen dieser predigt und Ephraem nach (s. 243 f u. 254—56). die motive im Muspilli und bei Ephraem sind also inhaltlich verschieden und haben auch verschiedenen ursprung. der stoff des ersten teils des Muspilli, der kampf zwischen engeln und teufeln, ist eine vision (alle stellen bei Zarncke sind visionen oder lassen sich als solche erklären), und zwar, wie Grau richtig nachweist (s. 223), im letzten grunde die Visio S. Pauli, also eine biblische stelle. der stoff von Ephraems predigt geht zum teil (überantwortung der seele an den gerichtsdiener) aus von Matth. 5, 25, also ebenfalls von einer bibelstelle.

Nun wären die einzelnen, vom verfasser angegebenen parallelen zwischen Muspilli und Ephraem zu prüfen.

Musp. 1: *sîn tac piqueme, daz er touuan scal* — Ephr.: *veniet enim dies . . . quando relinquet homo omnia et omnes et solus abibit.* gleich ist hier nur *sîn tac piqueme* = *veniet dies.* aber das *ἔσσεται ἦμαρ*, 'einst wird kommen der tag', ist eine weit verbreitete, auch ganz rein sachliche, nicht einmal metaphorische formel (der biblische ursprung ligt in *ecce enim dies veniet* Malach. 4, 1, vgl. auch *kumit the dag mannun* Hel. 4360, *þâ se dæg bicwom* Gudl. 1071, *ǽr se dæg cyme* Sal. u. Sat. 478).

Musp. 2. 3 lässt die seele den leib liegen, bei Ephraem ist der tod die trennungsstunde von seele und leib. die gedanken müssen sich berühren, da in beiden gedichten die trennung von seele und leib den ausgangspunct der darstellung bildet.

Für Musp. 4. 5 zieht der verfasser zwei stellen Ephraems

bei. an der ersten (s. 223) ist nur die rede von den schrecklichen boten Gottes, die die seele vor gericht führen, nicht von teufeln oder gar von engeln oder von einem kampf zwischen beiden. die zweite (s. 224) lautet: *quando divini exactores in medium prodierint excepturi animam ex aëre supervenientes, in quo principatus consistunt ac potestates mundique rectores adversariarum copiarum* ... eine scheinbare gleichheit besteht zwischen *ex aëre supervenientes* und *quimit ein heri fona himilzungalon*. aber das von den himmelsgestirnen kommende heer sind die engel, die aus der luft kommenden bei Ephraem sind umgekehrt die ankläger des menschen, es sind teufel, und die stelle ist eine reminiscenz an Ephes. 6, 12: *sed adversus principes et potestates, adversus mundi rectores tenebrarum harum, contra spiritualia nequitiae, in caelestibus;* und an Ephes. 2, 2: *secundum principem potestatis aëris hujus*. die bösen geister des jüdischen und auch noch paulinischen dämonenglaubens, nach welchem der mensch auf schritt und tritt von feindlichen mächten umgeben ist, sind gedacht in der luft, in den räumen des himmelsgewölbes, so auch in den worten des heil. Maximus in Zarnckes citat aao. s. 209 (das gericht der teufel wird in der luft gehalten, es ist dasselbe wie bei Ephraem). — *dâr pâgant siu umpi* soll sein = Ephraems *in quo consistunt*, aber *consisto*, das sich auf *ex aëre* bezieht, kann nach dem ganzen zusammenhang nur bedeuten ‘sich aufhalten’.

Musp. 6. 7 ff die himmel- oder höllenfahrt der seele ist bei Ephraem ebenfalls erwähnt *(quomodo se habeant eorum* [der verstorbenen] *animae utrumque apud superos an apud inferos existant)*, sie gehört notwendig zu einer predigt, die vom tod und von der zukunft nach dem tode redet. aber der zusammenhang ist ein anderer als im Muspilli: hier kämpfen engel und teufel um die seele, und von dem ergebnis des kampfes wird es abhängen, in welche region sie gelangt, bei Ephraem aber möchten die hinterbliebenen von den gestorbenen erfahren, wo sie sind oder wie sie sich befinden, ob sie in der obern oder in der untern welt sind.

Musp. 9. 10 führt das gesinde des Satans die seele dahin, wo ihr leid sein wird, entsprechend dem motiv vom kampf der engel und teufel; bei Ephraem wird der tote wie ein verurteilter abgeführt zur strafe dahin, wohin die häscher ihn wegbringen werden, entsprechend dem motiv vom teufel als ankläger.

In Musp. 15^b. 16. 17^a weicht nach dem verfasser der sinn allerdings von der entsprechenden stelle Ephraems ab, aber diese sei gleichwol anlass für die deutschen verse gewesen. nun ist 14—17 eine schilderung des glücklichen zustands im himmelreich, bei Ephraem aber schauen wir beim anblick eines toten ein grofses und furchtbares geheimnis, wir sehen, dass grofs und klein, herr und knecht und alle andern eine asche, ein staub geworden sind. so müste also der deutsche dichter dadurch, dass Ephraem über

die verwesung des leichnams schrieb, zur schilderung der freuden des himmels veranlasst worden sein.

Wie weit der verfasser geht, um Muspilli aus Ephraem ableiten zu können, zeigt folgende gleichstellung. Musp. 26. 27 schreit der mensch aus der finsternis und dem feuerbrand der hölle zu Gott um hülfe, Ephraem aber redet über den tod: wir betrachten das geheimnis des todes, wir sehen dass alle eitle mühe des menschen mit dem tode zur ruhe gelangt; wir sprechen, aber die toten hören uns nicht, wir klagen, aber sie beachten es nicht usw. das tertium comparationis ligt hier nur in den worten *harêt* und *loquimur*, und lediglich die ähnlichkeit des gesamtinhalts, wo es sich um tod und zukunft handelt, kann überhaupt den gedanken an einen innern zusammenhang aufkommen lassen.

Selbst die in der tat unmittelbare übereinstimmung Musp. 13 *die* (die engel) *pringent sia sâr ûf in himilo rîhi* mit Ephr. *angeli excipientes animam secum in caelum abducunt* (Grau citiert nach Vossius, in der allerdings schlechtern ed. Assemani tom. III. 277 A, die mir allein zu gebote steht, fehlt '*in caelum*') beweist noch nicht notwendig eine verwantschaft der beiden texte, denn dass die engel die seele in den himmel führen, ist allgemeiner glaube (ausgangsstelle ist die geschichte vom armen Lazarus 16, 22, vgl. Zarncke aao. s. 203). und wenn in beiden stücken eine ermahnung gegeben wird, dass die seele die hölle meiden soll (Musp. 18 ff), bezw. dass die menschen an die höllenstrafen glauben sollen (Ephraem), so ligt das in der beiderseitigen absicht, die zukunft nach dem tode zu schildern und der sündhaften menschheit die schrecken des jenseits auszumalen.

Nach solchen erwägungen kann ich nur zu dem schlusse kommen, dass im ersten teil des Muspilli Ephraem nicht benutzt wurde. die quelle bildet, und zwar für das ganze gedicht, ich möchte nicht sagen: eine lateinische predigt. sondern der seit Augustin (und vulgarisiert seit Gregor d. Grofsen) traditionelle vorstellungskreis der lateinischen predigt. darin mögen gedanken von Ephraem aufgegangen sein, ja im zweiten teil des Muspilli können solche stärker vertreten sein. in dem deutschen gedicht würkt, allerdings schwächer, noch ein anderes moment mit: die nationale auffassung, die geistliche predigtweise hat stellenweise volkstümliche färbung angenommen (s. unten).

Dass das deutsche gedicht die lateinische predigtlitteratur zur voraussetzung hat, das ist nun durch Guntermann (Zs. f. d. philol. 41, 401 ff) festgestellt. er hat in predigten des Eligius (bruchstücken) und des Cäsarius stellen nachgewiesen, die wörtlich mit Muspilli übereinstimmen; auch die grundlehre findet sich hier mehrfach, *daz er kotes uuillun kerno tuo* Musp. 20. und auch die gröfsere historische wahrscheinlichkeit hat ein einfluss dieser und verwanter lateinischer predigten für sich, denn die

predigten des Cäsarius waren, wie Guntermann geltend macht, 'das wichtigste homiliar und predigtmagazin für die ganze erste hälfte des mittelalters' (Cruel Gesch. d. deutschen predigt s. 30). nur insofern Cäsarius vieles aus Ephraem gelernt und dieser überhaupt auch auf die abendländische theologie eingewürkt hat, also nur mittelbar, kann er für Muspilli als geistige quelle in betracht kommen.

Der zweite teil des Muspilli hat nach Grau Ephraems predigt 'De cruce' zur vorlage. principiell ist bei prüfung der parallelen dieses teils vorauszusetzen, dass der weltuntergang und das gericht in der christlichen litteratur in feste vorstellungen geprägt ist. hier müssen wir von vornherein gleiche gedanken und gleiche sprache erwarten, auch bei verfassern, die ganz unabhängig voneinander sind. nur ganz auffallende gleichungen können für unmittelbare gegenseitige beziehungen beweiskräftig sein.

Die einleitenden verse Musp. 31—36 entsprechen nach dem verfasser auch dem eingang von Ephraems predigt (s. 231 ff). das ist richtig, *az rahhu stantan* ist sogar fast nahezu übersetzung von *rationem exacturus.* aber sie entsprechen auch der urstelle des gedankens, nämlich II Cor. 5, 10, wozu Röm. 14, 10 u. 12 kommen (vgl. auch Matth. 12, 36. 18, 23): *rationem reddet Deo* Röm. 14, 12, ähnl. Matth. 12, 36. die ganze scene mit der vorstellung des versammelns der menschheit vor dem richterstuhle *(vora demo rîhhe)* stimmt mehr zu II Cor. 5, 10 und Röm. 14, 10 *(omnes enim nos manifestari oportet ante tribunal Christi)* als zu Ephraems *rex regum a throno gloriae suae exsurgens descendet visitaturus cunctos habitatores orbis.*

Dass zweimal vom gericht erzählt wird, Musp. 31—36 u. 63 ff, stimmt zu der gruppierung in dem akrostichon der erythräischen Sibylle, das eine ältere quelle als Ephraem darstellt (im VIII buch der sibyllinischen weissagungen, Friedlieb Oracula sibyllina s. 151—153, Geffcken Die Oracula sibyllina s. 153 ff), ins lateinische übertragen in Augustins Gottesstaat (De civitate Dei XVIII cap. 23) und daraus in jener pseudoaugustinischen predigt 'De symbolo'. dieses gedicht ist überhaupt für die weltgerichtsdarstellungen von gröster bedeutung und seine disposition ist vorbildlich geworden. es wird nämlich nicht einfach der reihe nach zuerst der weltuntergang mit seinen verschiednen schrecknissen, dann das gericht erzählt, sondern beide vorstellungen durchschlingen sich: Sib. v. 1—6 gericht, v. 7—12 schicksal der welt, v. 13 f gericht, v. 15—22 schicksal der welt, v. 23. 24. 26 gericht, v. 25. 27 schicksal der welt. diesem akrostichon hat Grau wenig beachtung geschenkt, aber es ist historisch eher wahrscheinlich, dass von diesem bekannten, in einem der wichtigsten werke Augustins enthaltenen gedicht auf die abendländische litteratur ein einfluss ausgegangen ist, als von der predigt des Syrers.

Die Antichristepisode, v. 37—49, fehlt bei Ephraem. Grau (s. 233 f) versteht die stelle so, dass Elias siegt und dies das einzige resultat des kampfes ist (so allerdings auch Müllenhoff in den Denkmälern und Zarncke aao. s. 220 f). aber es ist kein zweifel: es handelt sich nicht um einen einzigen vorgang, nur darum, dass Elias den Antichrist besiegt, sondern um zwei (Steinmeyer MSD II[3], 34 zu v. 46). deutlich stellt der dichter zwei berichte über den ausgang des kampfes sich gegenüber. der eine ist der der *uueroltrehtuuîson*, wonach Elias den Antichrist besiegt, v. 37—47: es ist ein regelrechter zweikampf, ein gottesgericht, wo das recht, das heifst Gott, entscheidet (PBBeitr. 32, 266 f). der andere, der der *gotmanno*, steht im gegensatz zum ersten (der gegensatz ist sprachlich ausgedrückt durch einleitendes *doh* v. 48): danach wird Elias vernichtet. die erste meinung, die vom gottesgericht, die der *uueroltrehtuuîson*, ist volkstümlich, nicht officiell kirchlich, denn die kirche verurteilt ja den zweikampf; weil sie nicht kirchlich ist, findet sie sich auch sonst nicht in der geistlichen litteratur (Zarncke aao.). die *uueroltrehtuuîson* sind weltliche gewährsmänner (vgl. Beitr. 32, 267 anm.), bezw. der vers ist nur eine formel, die die volkstümliche auffassung des hier mitgeteilten betonen soll. sobald diese statt hatte und der kampf zwischen Elias und dem Antichrist als gottesgericht aufgefasst wurde, muste Elias siegen, das verlangte das recht, und das eben hatte er auf seiner seite. bei voraussetzung eines zweikampfs, bei dem auf jeder seite doch nur e i n partner stehn kann, erklärt es sich auch, weshalb nur e i n e r gegen den Antichrist kämpft, nicht zwei, Elias und Enoch zusammen. überhaupt ist anzunehmen, dass das germanische frühchristentum stark mit heidnischen und nationalen, also doch auch aus der mythologie entstammten elementen durchsetzt war; dass christliche vorstellungen volkstümliche auslegung erfuhren, oft wol gerade durch die geistlichen, welche den christlichen stoff der auffassung des volkes anzupassen strebten. — es liegen also hier zwei 'conjecturen' über das thema vom kampf zwischen Elias und dem Antichrist vor. dass zwei sich so sehr widersprechende fassungen in einem kirchlichen stoffe überhaupt möglich waren, das versteht man aus Augustin De civitate Dei xx cap. 30, der zugibt, dass über die einzelheiten des jüngsten gericht sicheres nicht feststeht (s. Zarncke aao. s. 223). wie leicht gerade diese nichtbiblische mythe verändert werden konnte, zeigt die as. Genesis v. 139 ff, wo gelegentlich der erzählung von den nachkommen Seths Enoch, und er allein, der vertreter der christenheit im kampf mit dem Antichrist ist; und der schluss dieser fassung, wonach das volk wider zu Gottes reich sich bekehrte und seitdem das land gesund war, ist unkirchlich, denn es sollte doch im gegenteil der weltuntergang folgen.

Grau nimmt an (s. 233 f), dass die Antichristepisode des

Muspilli entlehnt sei aus eben dieser stelle der as. Genesis oder dieser nachgebildet, ein zusammenhang werde durch die gleichen ausdrücke *aruuartit* — *auuerdit, scal er . . . uunt pivallan* — *thie fiund biuellid* wahrscheinlich. aber der inhalt ist bei beiden so sehr verschieden! in der as. Genesis tötet der Antichrist den Elias, das entspricht nur v. 49 des Muspilli, von dem hauptteil, Musp. 39—47, ist in der Genesis nichts gesagt, und was dann Gen. 144—150 folgt, steht widerum nicht im Muspilli. der dichter derselben müste also doch das meiste dazu erfunden haben, wenn er nur die as. Genesis benutzt hätte. unter allen umständen könnte also der einfluss der Genesis nur sehr gering gewesen sein. das umgekehrte wäre psychologisch eher verständlich, nämlich dass der Genesisdichter den text des Muspilli gekürzt und mit einigen zusätzen versehen hat, wobei irgendwie die erinnerung an 'Apokalypse 20, 2. 3 und 21, 1 mitgewürkt haben könnte. bei dem namen des kämpfers, Enoch, ist die Genesis sicher secundär, denn Enoch, und nicht Elias, ist eingeführt, weil etwas von den nachkommen Adams erzählt werden sollte. das wahrscheinlichste wird schliefslich sein, dass beide, Genesis und Muspilli, eine gemeinsame quelle hatten (Kögel Die as. Genesis s. 26), bezw. aus der conventionellen darstellung dieser scene schöpften, denn sicher wurde sie in predigten, gedichten oder auch in missionsgesprächen öfter vorgetragen.

Die nun folgenden verse vom weltuntergang knüpft der verfasser wider an Ephraem an, indessen nicht nur aus dem 'Sermo de cruce' entnimmt er die parallelen, sondern auch aus andern predigten Ephraems, da dieser seine gedanken häufig variiert; diese parallelen hätten sich wol gegenseitig beeinflusst. aber wie ist dieses verhältnis, diese gegenseitige beeinflussung, dann würklich gewesen? der Muspillidichter muss doch eine bestimmte fassung vorgefunden haben.

'Musp. 51—55'. von den einzelnen rasch aufgezählten ereignissen treffen mit Ephraems darstellung überein: 51^a (berge), 52^b (wasser), 53^a (meer), 53^b (himmel), 54^a (mond), 54^b (erde); dieselben bestandteile kommen auch in dem sibyllinischen akrostichon vor. es fehlen bei Ephraem und im akrostichon: $52^b + 53^a$ (baum) und 55^a (stein). *poum* ist vom dichter hinzugefügt, indem er die allitterierende formel *poum und pereg* (vgl. Wessobr. gebet v. 3) im gedächtnis hatte.

Die verse 55^b—62 enthalten, mit ausnahme von 57, nur anklänge an Ephraem, zum teil nicht einmal solche, und die verglichenen stellen stammen zudem nach Grau noch aus andren predigten Ephraems als dem Sermo de cruce.

Zu v. 57 *dâr ni mac denne mâk andremo helfan vora demo mûspille* stellt der verfasser drei parallelen aus Ephraem (s. 239—241). bei der ersten *'Ubi tunc, qui principibus assistebant et a latere discurrebant famuli'* ist der sinn verschieden:

assistere bedeutet nicht helfen, sondern es sind die diener gemeint, die zum gefolge des herrn gehören, und es ist nicht von hilfe die rede, sondern von der pracht und der hoffart der fürsten. dagegen das zweite und besonders das dritte citat aus Ephraem sprechen denselben gedanken aus wie v. 57 des Muspilli. ein zusammenhang ist sicher, aber zu einer bestimmteren entscheidung müste das motiv in der altchristlichen litteratur weiter verfolgt werden.

Für *wasal* v. 58 ist der verfasser geneigt (s. 238) als grundbedeutung 'feuchten schmutz, feuchte erde' anzusetzen, und bringt es dadurch in zusammenhang mit *faciem terrae* (= 'latus orbis') bei Ephraem. aber die übersetzung der ahd. glosse 'pluvia' (Ahd. gll. I 506, 39), die er selbst anführt, passt ganz gut in den sinn. der regen, der alles verbrennt, ist ein feuerregen (vgl. das von Grau citierte aber als irreführend bezeichnete *brêda lôgna* Hel. 2462), und dies passt viel besser zu dem sibyllinischen *recidet a coelis ignisque et sulphuris amnis* (der letzte vers des akrostichons) als zu Ephraems *faciem terrae.*

Eine sehr ansprechende erklärung gibt Grau für v. 60, indem er auf Wulfstan 159, 15 ff verweist, wo über die verletzung der sippe geklagt wird, in echt germanischer auffassung der untriuwe als der schwersten schädigung der volksgemeinschaft (Be Dômes dæȝe 24 f: *þâm þe sibbe ful oft tômældeđ mid his mûþe* dagegen scheint auf Matth. 5, 22 zu gehn: *qui autem dixerit 'fatue', reus erit gehennae ignis*). auch in den zusammenhang passt die deutung gut: wie bei Wulfstan ist die verheerung des landes (der brand der welt) eine folge der sündhaftigkeit der menschen, aber während Wulfstan in ermahnendem predigerstil redet, hat der dichter des Muspilli den gedanken in ein anschauliches bild gekleidet. jedenfalls ligt im v. 60, wie Grau bemerkt, eine anspielung auf zeitverhältnisse. er gehört zu den volkstümlichen bestandteilen des gedichtes wie die auffassung des kampfes des Elias mit dem Antichrist als eines gottesgerichts, und wie die ganze situation des jüngsten gerichts vom dichter aus seinem eignen vorstellungskreis, aus der erfahrung der gegenwart heraus, geschöpft ist.

Hingewiesen sei hier auch noch auf andere ergebnisse der untersuchung, die für das verständnis des gedichtes wichtig sind: dass die polemik gegen die höhern stände (s. 223 anm.) und die mahnung an die ungerechten richter (s. 242, so schon Kraus Zs. f. d. österr. gymn. 1896, bd 47, 343) schon im ursprünglichen stoffe liegen, also nicht aus deutschen verhältnissen heraus entstanden sind.

Mit recht führt Grau bei v. 63—72 und dann für 73 bis schluss wider die pseudo-augustinische predigt an (s. 243 f und 254—56). die gerichtsscene von v. 73 an steht in viel engerer beziehung zu Ephraem als die vorhergehenden abschnitte,

und auch die citate die Guntermann aus Eligius und Cäsarius bringt, liegen meist weiter ab, aber doch stimmen einige parallelen wider mehr zu diesen lateinischen autoren. Ephraems sermo scheint für die darstellung des jüngsten gerichts ein verbreitetes vorbild gewesen zu sein.

Nach diesen erörterungen kann ich nur zu dem schlusse kommen, dass Ephraem, wenn auch sein einfluss auf die abendländische geistliche litteratur nicht gering gewesen sein mag, doch nur in beschränktem maſse und lediglich für einige teile des Muspilli den ausgang gebildet hat, und zwar vor allem für das jüngste gericht (v. 73 ff); dass für die übrigen verse des zweiten teils einzelnes aus seinen schriften stammen kann, dass der erste teil aber ganz unabhängig von ihm ist; dass er jedoch nirgends die unmittelbare vorlage bildete, sondern dass dies eine lateinische predigt oder, weniger bestimmt ausgesprochen, die lateinische predigtlitteratur war.

Zum schluss spricht sich der verfasser über die litterarische stellung des Muspilli aus (s. 254 ff). er nimmt starke beeinflussung durch den Heliand und die ags. Genesis an und citiert eine groſse zahl parallelen. manche derselben werden aus der gemeinsamen germanischen erzählungstechnik stammen oder durch den gleichen inhalt veranlasst sein. aber die zahlreichen engern übereinstimmungen in ausdrücken und formeln sind doch nur durch unmittelbare einwürkung erklärbar.

Der verfasser des Muspilli war mönch, aber doch wol nicht mehr klosterschüler, wie Grau vermutet (s. 258 f). dazu waren seine theologischen kenntnisse zu groſs. und dann auch die überlieferung. die niederschrift scheint mir nicht das original zu sein (s. 254), sonst wäre das gedicht wol mehr von dem sermo, in den es eingetragen ist, beeinflusst, es wäre eben durch ihn veranlasst oder in hinsicht auf ihn verfasst worden. und widerum, wäre es original, so würde der schreiber wol nicht schüler gewesen sein. denn wenn wir auch nicht mehr an den könig Ludwig als schreiber glauben, so ist es doch umgekehrt auch nicht wahrscheinlich, dass ein klosterschüler einen so verunzierenden eintrag in eine sorgfältige und darum im kloster doch gewis geschätzte hs. hätte machen dürfen. gewis auch war es zur verbreitung bestimmt, es sollte die christliche lehre von der zukunft des menschen predigen, eine frage, welche einst die heiden stark beschäftigte (vgl. Beitr. 35, 209); und zwar in einer sprache und in einem stil, um auf die hörer zu würken. allzu tief in das 9 jh. darf es wol nicht herabgesetzt werden.

Eine überraschende vermutung spricht der verfasser betreffs **Otfrid** aus (s. 259 f), nämlich dass auch er die ags. dichtungen Crist, Guđlac und Phönix benutzt habe. seine umfassende kenntnis der einschlägigen litteratur würde ihn jedesfalls zu einem geeigneten bearbeiter dieses problems machen.

Anhang I (s. 261—280) handelt von den quellen und der entwicklung der legende von den fünfzehn zeichen des jüngsten gerichts, wobei die arbeit von Nölle (PBBeitr. 6, 413—476) vielfach berichtigt und erweitert wird. nach einer dankenswerten, vollständigen zusammenstellung der litteratur über Muspilli (anhang II, s. 280—283) folgt als anhang III (s. 283 bis 286) eine zurückführung des Hamburger jüngsten gerichts auf eine predigt des Pseudo-Chrysostomus (natürlich doch wol ist lateinische vermittlung vorauszusetzen).

In wichtigen puncten ist die vorliegende besprechung zu andern ergebnissen gelangt. ein abschliefsendes urteil müste von den ags. teilen ausgehn. jedesfalls ist aber die arbeit eine tüchtige wissenschaftliche leistung und zeugt von dem geschick des verfassers, grofse gebiete zu beherschen und die masse der einzeltatsachen zu allgemeinen schlüssen zu verwerten.

Greifswald. **G. Ehrismann.**

Mittelhochdeutsches Wörterbuch zu den deutschen sprachdenkmälern Böhmens und der mährischen städte Brünn, Iglau und Olmütz (XIII—XVI jh.) von **Franz Jelinek.** gedruckt mit unterstützung der Gesellschaft zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und litteratur in Böhmen. [Germanische Bibliothek, hsg. von WStreitberg, Wörterbücher III bd]. Heidelberg, Carl Winter 1911. XXV und 1028 ss. 8°. — 20 m., geb. 21 m.

Die besprechung des stattlichen buches von Jelinek muss man mit einem lobe beginnen: sowol für den aufgewanten fleifs als auch für den erzielten erfolg. die aufgabe, den alten wortbestand für ein bestimmtes gebiet in einem buche zu vereinigen und dadurch eine wertvolle ergänzung zu unsern handwörterbüchern zu bieten, kann reizen, und ihre durchführung wird des dankes der fachgenossen gewis sein. dass die lösung der aufgabe durch Jelinek nicht ideal ist, soll kein vorwurf, sondern nur eine einschränkung des lobes sein. vorerst in bezug des stoffgebietes des wörterbuches. der umfang der deutschen denkmäler Böhmens und Mährens vom 13 bis ins 16 jh. ist fast unerschöpflich, trotzdem wol die gute hälfte des vorhandenen verloren gegangen ist. was von den kleinern mhd. erzählungen in dieses ostmd. gebiet gehört, übersehen wir zwar heute noch nicht, wenn ich auch die Wiener mervart, das Rädlein und den Bergmann ungern unter den quellen vermisse; aber auch die spruchdichtung und die politische dichtung, sowie die gelehrte dichtung des 15 und 16 jh.s, die uns Wolkan vermittelt hat, hat Jelinek nicht in den bereich des buches gezogen. auch ein ziemlicher teil der meist religiösen übersetzungslitteratur, die in den öffentlichen und geistlichen büchereien des gebietes ligt und durch einzelne monographieen und katalogisierungen — vgl. den Katalog der deutschen hss. der

Prager universitätsbibliothek von Dolch und die gedruckten stiftskataloge — bereits zugänglich geworden sind, ist nur in wenigen vertretern herangezogen. ebenso find ich in den rechtsdenkmälern lücken. es ist kaum zweifelhaft, dass die urkundenlitteratur der Prager kanzlei und der deutschen städte des 14 jh.s in den bereich der arbeit gehören, da sie wegen ihrer besondern stellung zur deutschen schriftsprache eigenwert besitzen; nicht einmal bekannte urkundenbücher (so von Goldenkron, Krummau, Saaz) treten unter den quellen auf, von grofsen sammlungen zu geschweigen. und von den aufgenommenen urkundenwerken ist ein sehr dürftiger gebrauch gemacht. auch die stadtbücher und formelbücher enthalten soviel bodenständiges und wertvolles, dass sie, allerdings aus zt. ungedruckten hss., einen platz hätten finden mögen. was nun noch zb. die 49 bde der Mitteilungen des vereins für gesch. d. Deutschen in Böhmen an einzelnen, wenn auch kleinern stücken vermitteln, kann einem lexikographen willkommen sein, wenn auch die arbeit vielleicht die kräfte des einzelnen übersteigt.

Jelinek hat aber anderseits bisher ziemlich unbekannte denkmäler für das wörterbuch erschlossen und reiche ausbeute gebracht, so besonders die berühmte Wenzelsbibel der Wiener hofbibliothek, dann zwei deutsche hauptwerke des Joh. vNeumarkt, des für die deutsche kanzleisprache hochbedeutenden kanzlers Karls IV, sowie die umfangreichen Iglauer deutschen rechtsquellen des 14 und 15 jh.s, so dass er mehr als 2000 wörter anführen kann, die unsere mhd. wörterbücher nicht belegen; und auch zu geläufigen wörtern werden viele brauchbare und erhellende belege beigebracht.

Der grad der benutzung der 36 von Jelinek angeführten, zt. recht umfangreichen denkmäler ist verschieden; manches ist mit grofser sorgfalt ausgezogen, anderes mehr eklektisch behandelt. es sei mir gestattet, diese wichtige frage eingehnder zu beleuchten. hier ein verzeichnis von 272 wörtern HvFreibergs, die nicht im wörterverzeichnis Bechsteins zum Tristan und auch bei Jelinek überhaupt nicht oder doch nicht aus HvFreiberg belegt erscheinen[1]: *abesteln* 3026, *algemeine* Schret. 114, *allachende* 5179, *alweinende* 6781, *anderswâ* Leg. 689, *ankaffen* Ritt. 217, *anlachen* 3769, *ast* 3403, *banc, bant* (n.) 3131; 3135, *barmherzikeit, begern, begin* Leg. 71, *behaft* Ritt. 204; Leg. 567; 764, *Behemlant, bein, bekumen* Leg. 359, *beladen* 5434, *belegen* 2525, *benedîen, benemen* 4162; Schret. 94, *ber, bereiten, beschern* 1571; 3730, *beschrîben, bestouben* 2086, *besunderen* (v.) 2016, *bette, beweinen, bezeichenheit* Leg. 457, *bier, bilde, blech, blî, blüemelîn, bluot, bolster* 2909, *boum, brennen* Ritt. 200, *brôt, bücken* 1186,

[1] die zahl allein bedeutet eine Tristanstelle, bei manchen wörtern erspar ich die belege; dass viele wörter wenig wichtig erscheinen dürften, ist natürlich, doch wird die zusammenstellung hier nicht unnötig sein.

dienstlich 325, *drien* Leg. 10, *drîvaltikeit, dürfticliche* Leg. 692, *edel, einvalt* (adj.) Leg. 32, *eit* 504, 652; 3529; 3865; 4597, *ellenboge* 732, *enpfâhen, entrinnen* 3208; 5004; Schret. 230, *entspringen* 3360; Leg. 419; 499, *erhëllen* Schret. 245, *erjagen, erliuchten* Leg. 270, *ermorden* Schret. 342, *erslahen* 2997; 5552, *erstrîten, ertrachten* Ritt. 171, *ertrîch, ertrinken, ervinden* 1375, *erwachen, erzürnen* 2736; 3046; 3245; 5654, *êwikeit, exempel* Leg. 728, *ganc, gebërn, gebot, gedigen* Leg. 302, *gedult, gehôrsam* Leg. 156; 875, *geist, gelenke* (adj.) Schret. 107, *gemîden, gerecht, gereit* (adj.) Ritt. 149, *gesanc, geschehen, geschrift, geselle* 3827, *gesinde* (n.) 1295; 2164; 4981, *gespenste* Schret. 93, *gestalt* (f.) 2236; Leg. 21; 43; 49, *gesteine, gesterben* Leg. 367, *gesunt, getreten, getrinken, getriuwe, getuon, gewant* (n.), *gewar, gewis, gewonheit, giezen, golt, gotheit, grap, gras, grim* (m.) Schret. 243, *griulich* Schret. 201, *grôz, grüene, grunt, gruoz, grûs* Schret. 168, *güete, guotlich* 4795; Schret. 58, *helen* 4818, *hermelîn* Ritt. 117, *himelrîch, hirz, hoffenunge* 3205; 3690; 4909, *horn, hose, houbet, hundelîn, hunt, huot* (m.) 2908, *îngiezen* Leg. 45, *înrinnen* 3758, *îsenîn, jâr, joch, jugent, junc, juncvrouwe, katze, klage, kleiden* 1930; 4352; 4409; Ritt. 109, *knie, korn, kranc, kratzen, krefticlich, kreftlich* Ritt. 259, *kriechen* Schret. 264, *krône, kumpanîe* 1150, *künden* 2017; Leg. 149; 275, *künicrîch, kunt, kurzewîle, lachen, laden* 3405; 3427, *latîn, lêre, licht* (n.), *lichtgevar* Leg. 306, *liuchten* 4416, *lobebêre* Ritt. 153, *lôn, lônen, louf, loufen, loup, luogen* Schret. 267, *mager, marderkel* Ritt. 143, *martrerîn, menscheit, mer* (n.), *mîden, misselingen* Leg. 445, *missetât, morgen, müede* (f.) Schret. 176, *mûl* (n.), *muoter, nac* Schret. 212, *nicken* Ritt. 233, *niuwe, oben, ôre, pflege, pfunt* Ritt. 306, *plân, ragen* 1948, *rasten* Ritt. 266; Schret. 278, *recke* Ritt. 22; 45, *reif* (m.), *riuwe, rôt, rüebe, ruote* Leg. 588; 629, *salz, sanc, sât, schade, schande, scheiden, schouwen, schult, sigen* 152, *sinken, smac* Leg. 266, *smalz, sorge, spâte, stam, stengel, streben, sucht* Leg. 570, *süeze* (adj.), *süezikeit, sunderlich, suochen, sûre, swachen* Ritt. 79, *swîn, talier, tatze, tempel, toben* Schret. 251, *tœten, trachten, trinitât, tugenthaft, tugentrîch* 3544; 3915; 4990; 5956; 6380, *überstrîten* Leg. 162, *ûfgên* 1366, *ûfstên, undertân, unervorcht* Ritt. 136, *ungedult* 3540, *ungenême* Leg. 132, *ungetriuwe* 3160, *untriuwe* (f.), *unverdaget* Ritt. 160, *unverholn* Ritt. 161, *unvuoge* Schret. 268, *ursprinc* Leg. 498, *ûzbiegen* 5106, *vâhen, vechten* Schret. 271, *veder, velt, verdagen* 2580; Leg. 826, *verguldem* Ritt. 129, *verhelen, vermîden, versinken* 1068; 1798, *verswinden* Schret. 347, *verzagen* Schret. 206, *figûre, vihe, viurîn* Leg. 180, *vlammic* 1794, *vliezen, vlîzen* Ritt. 66, *volkumen, volkumenheit, volzeln* Ritt. 47, *formen* (v.) 1333, *wâz* Leg. 461, *wegen* (swv.), *weinen, wickeln* Leg. 320, *widerstreben* Ritt. 280, *widerzême* Leg. 131, *wîp, wîssagende, wüeten* 2907, *zelen* Ritt. 22; 210, *zerbîzen, zerbrechen, zerrütten* Schret. 130, *zierde, zieren, zoum, zunge*.

Dabei hab ich den reimbestand vollständig, das versinnere nur eklektisch behandelt und keines jener zahlreichen wörter angeführt, die Bechsteins verzeichnis aufweist, aber Jelinek aufzunehmen unterlassen hat; dass Bechstein selbst auch in den angeführten zahlbelegen nur eklektisch vorgeht, sei nur nebenbei gesagt[1].

Im folgenden seien aus dem Ackermann aus Böhmen die von Jelinek nicht ausgehobenen wörter nur für die buchstaben *a* und *b* angeführt, wobei die in klammer stehnden in Jelineks wb. überhaupt fehlen; auch hier sind viele wörter von mir nur aus principiellen gründen mitgenommen: *abbrechen, (abgesniten), abgrunt, ablâzen, (abziehen), achtbêr, achten, (ackern), adel, (âder), affe, (aldâ), (alhie), (allenthalben), (allerlei), allermenniglich, (allzeit), allzuhant, (almechtig), (alpe), (alphabet), alweg, angeboren, angst, anhang, (anhangende), anheben, (anker), anlegen, anmûten, (anrûfen), (ansehen), antwurten, anvechten, (anweiser), (apfel), arbeitsam, arg, (arglistiglich), (arm,* adj.), *(arzet), âs, (ast), aue, (aufbinden), aufgeben, aufgeen, (aufgehôren), aufhalten, (aufhôren), aufnemen, (aufrecken), (aufsehen), (aufziehen), augenblick, (auserwelt), (ausgraben), (auslegerin), (aussenden), (austilgen), ausziehen; (bâbst), (backe), (balde,* adv.), *(balg), (bannen), (barmherzig), (barmherzikeit), bass, (bat), bauen, (bedürfen), (begâben), begeen, begeren, (begraben), behalden, Bêhemerlant, (bein), beispil, (beiwonen), beleiben, benemen, benûgen, ber, (berauben), berg, beschaffen, beschauen, (beschedigen), (beschirmen), besliessen, besorgen, besserunge, bestellen, (bestreiten), beswêrunge, (betriegen), betrûben, betrûbnusse, betwingen, befelchen, (beweibet), beweinen, beweisen, (bilden), (billich), bin* f., *binden, (binstock), (bir), (bitten), blat, blâw, (blei), (bleich), blitzen, blüende, blûme, (blût), (bock), bodenlôs, bôse, (bôsewicht), bôsheit, (braun), bringen, brinnen, bruch, brunne, (bûch* n.), *bûchstabe, burde, burg, burge.*

Wie wertvoll irgend eine städtische aufzeichnung für den sprachschatz sein kann, bezeugen folgende rechtsausdrücke des buchstabens *a*, die ich aus dem Jelinek nur durch einen aufsatz Linkes bekannten Böhmisch-Kamnitzer stadtbuch des 14 und 15 jh.s herschreibe: *abegeen, aberichten, abeslahen, altsezzen, anersterben, angelangen, angereden, angefallen, angefelle, angreifen, anhaben, anhegen, anlangen, anreden, ansprache, ansprechen, ansterben, antworten, anfal, anfallen, ausrichtunge, ausspruch.*

Auch aus der von Jelinek fleißig benutzten sprachkräftigen verdeutschung der pseudoaugustinischen Soliloquien von Joh. vNeumarkt wäre noch manches für das wb. nachzutragen; ich habe

[1] von wörtern, die Jelinek unabhängig von Bechstein aus dem Tristan genommen hat, find ich *gehilze, gevilde, kirchel, minnewunt, ruomwort, schifman, schrenken, sorgenrîch, spiegelvar, sunnenschîn, tôtlich, überladen, verlâzen, wezzerlîn, widerwegen.*

mir angemerkt: *abeweg* 11, 5; 12, 6; 12, 23. *alten* (senescere) 96, 23. *anvechten* 31, 19. *anvechtung* 46, 9; 46, 20. *beschelken* (illudere) 46, 12. *besitzung* 53, 15f. *bewinden* noch 88, 27. *darm*, dat. plur. *dermen* 18, 28; aber acc. *dermer* 62, 39. *dônen* 89, 14. *enpfêhenlich* (capax) *werden* 72, 33. *erbarmiger* 89, 6. *ergeilen* 43, 6. *genze* (f.) 36, 2. *quottât* 17, 26; 19, 2; 31, 21; 33, 12; 34, 37 uö. *hefe* 16, 29. *heiliger* (sanctificator) 56, 28. *kempfer* 85, 1. *merkung* 'hinweis' 76, 37. *minnernuss* 36, 6. *nachtvorcht* 46, 21. *ruomlich* 58, 17. *sete* (f.) 56, 35. *seten* (v.) 40, 5; 98, 20. *slêfern* 31, 16. *ubervernemlich* 79, 19; 79, 29. *unbegreiflich* noch 100, 33; 102, 9; 102, 14. *unwandelbêrig* 32, 32. *vechter* 56, 22. *verbittern* 57, 20. *verdrozzenheit* 55, 16. *verhofft (desperatus)* noch 56, 31. *vurgang* 63, 25. *vursitzen* 35, 19. *widersache* (m.) 30, 36; 42, 34; 45, 35.

Ebenso noch eine nachlese aus dem Leben des hl. Hieronymus von Joh. v Neumarkt: *âmechtikeit* 157, 19. *angeboren (mâge)* 181, 16; *angeboren freunt* (verwanter) 181, 24; ebenso *geborner mâg* 189, 5. *angesicht* 'anblick' noch 171, 10. *anfechten* 144, 5. *bakoven* 219, 2. *besager* 'ankläger' 170, 20. *bewêrunge* 'beweis, bestätigung' 151, 15; 151, 19; 179, 14; 195, 11; 221, 19; 222, 1. *dempfen* bildlich, *er was ged.* 184, 19. *disputieren* 152, 10; 179, 12. *eigenlich* 'genau' noch 147, 19. *einsidel* 110, 1. *entlôsen* c. genit. 111, 14. *erge des teufels* 213, 2. *ergerunge* 'ärgernis' 151, 24. *erglensten* = trans. *erglenzen* 175, 9. *erschutten* refl. noch 166, 26. *geheime* 'vertrauter umgang' 129, 25. das oft belegte *gehengen* hat 211, 7 eine starke form *gehing*. *geverte* 'betragen' noch 210, 5. *gleissner* 158, 8. *glenstig* 122, 10. *grundelôs* 109, 20; 111, 18; 113, 27; 114, 3; 125, 16; 135, 24. *kirchhof* 196, 17. *klêrlich* 142, 15. *krenken* noch 110, 9. *kuenlich* 147, 9. *kuntschaft* noch 130, 6. *lantman* 'landsman' 120, 6. *leichten* 'leicht machen' 118, 17. *(ge)mutigen zu etw.* 212, 2. *ringen* swv. 118, 18. *sâze* 'weise, verhältnis' noch 133, 20. *schefen*, adj. noch 151, 27. *scheltwort* 152, 29; 193, 9. *seten* 216, 1. *sprâchlôs* 137, 11. *ticht* (n.) 127, 7. *übelhandeln* trans. 162, 2; 176, 5. *übelhandelunge* noch 158, 21. *überbôse* 205, 8. *überheben* 141, 4. *übermilde* 196, 1. *überschône* noch 198, 12 u. 23; 204, 26; 215, 1; 218, 15 uö. *überstreiten* noch 138, 1. *übersûze* 224, 24; 227, 25. *ungeschicht* noch 199, 14. *unsinnikeit* 178, 5. *untugentlich* 177, 19. *unverzugenlich* 186, 11. *verdenken* 'verargen' 121, 18. *vergezzig* 153, 19. *verhengnusse* 'erlaubnis' 193, 11. *vezzer* 'fessel' 162, 29. *volger* 'anhänger' 153, 15. *forschen* 186, 4. *freissamig* 174, 6 uö. *vursatz* 168, 21; 174, 2; 177, 24; 184, 8; 188, 12; 200, 24 uö. *widersetzig* 176, 23. *wurfelspil* noch 191, 6 u. 13; 192, 6 u. 10; 193, 9. *zergenglich* 149, 22.

Der standpunct, den Jelinek gegenüber dem sprachbestand einnimmt, ist der des bloſsen lexikographen; sprachgeschichtliches und etymologisches interesse verbindet er damit nicht; und das

könnte als ein mangel gelten. Jelinek unterlässt jeden seitenblick auf die mundartliche färbung seiner quellen und daher auch auf die entstehung und sprachliche einreihung, und doch würde man gern charakteristische mdal. formen verzeichnet finden (vgl. *nakebur, kegen, geleuben, frunt* usw.). etymologische versuche macht Jelinek ganz vereinzelt. auch zeitangaben für das auftreten eines selteneren wortes wären für den, der sich für wortgeschichte interessiert, erwünscht, zumal diesbezügliche angaben des quellenverzeichnisses meist recht allgemein gehalten sind. die heutige ma. heranzuziehen und daraus parallelen für form und bedeutung oder erklärungsgründe für die herkunft seltenerer wörter zu holen, unterlässt Jelinek in consequenter durchführung seines planes, den wortbestand zu registrieren.

Ich notiere hier zu einigen wörtern des wb. mundartliche entsprechungen, die mir aus meiner nordwestböhmischen heimat geläufig sind, ohne vollständigkeit anzustreben: *bendel* hat in der mda. das 'band' stark eingeengt. — zu *burg* 'eunuch' vgl. das auch sonst mdal. verbreitete *bergl, bargl, borgl* 'verschnittenes schwein'. — zu *dremel* bemerk ich, dass es mdal. für einen ungeschlachten menschen, meist nicht geringschätzig, gebraucht wird, während *drambel* (m.) für ein schwerfälliges frauenzimmer herabwürdigend in verwendung ist. — das steile Egerufer zwischen Pröhl und Kaaden. das im 16 jh. als *Egerleite* überliefert ist, heifst heut noch so, und zwar mit der aus dem dativ übertragenen schwachen form. — *di eid* ist nordwestböhm. *die egge;* der eine beleg Jelineks aus der Wenzelsbibel reicht aber nicht hin, den gebrauch der form abzugrenzen. — das *einbinden* aus den Egerer stadtgesetzen heifst noch heute 'ein patengeschenk geben', ebenso *einmachen* 'den teig zum backen herrichten'. — ebenso geläufig sind *entrisch, gausel* (vgl. *gausz* bei Jelinek), *grifen* plur. (Jelinek *grive*); *herzen,* trans. 'schleudern' mit angabe der richtung; *hauchern* 'kauern'; *kletze* 'getrocknete birne', im Iglauer stadtbuch, deutet auf süddeutschen einschlag. — das *lēχerl* (Jelinek *lêgel*) ist nordwestböhm. 'restchen einer flüssigkeit'. *môs* f. (Jel. *mâse*), *schütze* 'schleufsenbrett des mühlgrabens'. — das adv. *plaz, plotz* kenn ich in der verdoppelungsform *blitzblatz* 'plötzlich'; *quâl, quôl* 'quelle' (Jelinek *quall*); *greflwerk, graflwerk* 'alter plunder' (Jel. *refelwerk*); *reinl* 'kasserole'; *sōχmērl* 'märchen' (Jel. *sagemêre*); *šōfmāsta̯* 'schafmeister'; *šîga̯t* 'schief' (Jel. *schieget*); *sîd* 'spreu' (Jel. *siede*); *setta̯, sette, setz* 'solch' (Jel. *sôtân, setan*); *šweinlšneida̯* 'der schweine castriert'; *vlûda̯* 'mühlenschleufse'; *fold* und *volgerš* 'vollends' (Jel. *voldt, vollent*).

Hingegen hat Jelinek ein grofses interesse für rechtsgeschichte, die ihm durch die reichen quellen seiner Iglauer heimat und die arbeiten seines freundes Zycha nahegebracht wurde; dafür werden ihm viele benützer des wb. dankbar sein. man vgl. die umfänglichen artikel über *bergmeister, bergrecht, bergteil, durchslag,*

eigenschaft, erbstolle, hantveste, lehenschaft, neuvang, scheppe, wandel usw. in der höfischen dichtung hat er dieses interesse viel weniger betätigt, sonst wären ihm die guten belege aus UvEschenbach nicht entgangen.

Die anordnung der wörter ist nicht consequent genug; Jelinek vermerkt im vorwort, dass der vocalismus in der nhd. gestalt gegeben werde; dieser wichtige grundsatz erleidet aber viele ausnahmen und das muss jeder benützer des buches beachten, weil ihm sonst eine reihe belege entgehn. überhaupt ist es rätlich, das gesuchte wort unter den verschiedenen möglichkeiten nachzuschlagen, denn die verweise, die ein wb. nicht oft genug bieten kann, fehlen meist. so muss man nachschlagen: *âmacht* und *ômacht; arbeit, arbeiten* und *erbeit, erbeiten* (die beispiele für diese form liefsen sich vervielfachen); *aussatzung* und *aussetzung; belîben* (nur in dieser form, wiewol das häufig vorkommende wort nur mit 2 part. *beliben* belegt ist). bei *begerung* wäre ein verweis auf *begirunge* angezeigt, ähnlich bei *beginstnuss* auf *beguntnusse;* ähnlich *rûschen* statt *rauschen; bergvrid* und *bervrit, braut* u. *breut;* von *breuteln* wird auf *brüteln* verwiesen, es findet sich aber unter *briuteln; brinnen* u. *burnen;* von *bauen* wird auf *biuwen* verwiesen, es findet sich aber auch noch *bûwen;* ähnlich *abenteuer, aventeur* u. *ebenthure; diep* ist nicht belegt (vgl. Trist. 320. 5544. 5657), dafür *deub;* ähnlich *ebtei (abtei), êdemen (âtemen), eide (egede), grêbe (grâve), ômeise (âmeize), vrêgen (vrâgen), treurig (trûric); diebheit* u. *deubheit; dieblich* u. *deubliche; durchnechtig* u. *durnechtig; eimer* u. *emer; endkrist* u. *entkrist; erechtag* u. *ertag; êt* u. *ôt; gâmen* u. *gaumen,* vgl. noch *gûmen;* das part. *gebriten* steht unter *brîden* u. *gebriten; belzen* u. *pelzen; getwanc* u. *gezwang; hachel* u. *hagel; heint* u. *hint; komer* u. *kumer; lautern, lauterlich* u. *leutern, leuterlich; lebe* u. *löuwe; mânde* u. *mâne; never* u. *nur, nurt; reis* u. *rîsel* sind getrennt; *reiterei* u. *reuterei; schetz* u. *schotze; strâm* u. *straum; twerche* u. *zwirch; verkaufen* u. *verkeufen; wichsen* u. *wixen; zauwen* u. *zöuwen.* aus diesen beispielen ergibt sich auch, dass mundartliche nebenformen nicht unter dem gemeinsamen schlagwort behandelt sind, so dass zb. *leutern* als in den wbb. unbelegtes wort auftritt. in vielen fällen hat ja Jelinek, was für die benützung unerlässlich ist, beiderseits verweise angebracht, doch wäre die behandlung der nebenformen unter einem wünschenswert, weil dadurch auf die herkunft der quellen ein licht fiele.

Wertvoll und dankenswert ist, dass Jelinek überall die ganze stelle aushebt und damit dem benützer eine wichtige arbeit abnimmt. dass viele häufig vorkommende wörter gar nicht oder nur mit einem beleg ausgehoben werden, mag im zwecke des buches liegen, möglichst viel neues material zu bieten, doch ist die beschränkung nicht selten wegen wichtiger bedeutungsnüancen oder constructionen zu beklagen. manche wörter dieser art haben

auch sprachgeschichtliches und litterargeschichtliches interesse, so ist *degen* 'held' nur mit einem beleg aus HvFreibergs Legende vertreten; über den häufigen gebrauch bei diesem dichter vgl. meine ausgabe s. 60.

Im folgenden seien einige bessernde und ergänzende notizen angefügt: *abnemer* im Ackermann hat nicht die bedeutung 'berauber', sondern hängt mit mundartl. 'abnehmen' = abmalen, conterfeien zusammen, heute gern vom photographieren gesagt. — zu *bei* c. acc. wären die von mir HvFreiberg s. 125 anm. gesammelten fälle zu vermerken. — das verb. *bewingen* ist zu streichen; *er wart bewungen von dem geist* ist natürlich *betwungen* oder *beczwungen;* so nimmt zb. das formelhafte *unbetwungen* im Böhm.-Kamnitzer stadtbuch die formen *engetwengin* und sogar *unbeknuggen* an. — *dol* in HvFreibergs Legende ist nicht femininum, sondern = *twalm,* ebenso wol auch bei UvEschenbach. — *enteinigen* ist nicht einzusetzen, sondern *entênigen* (= *entœnigen*), wie übrigens auch die überlieferung bestätigt[1]. — *entwërn* 'nicht gewähren' und *entwern* 'berauben' sollten nicht zusammengeworfen werden. — *sein recht erkrenket* (s. 235) möcht ich nicht als *er krenket* lesen, vgl. Zs. f. d. a. 52, 255, wo der druckfehler 561 statt 651 zu bessern ist. — *gewar* im Ackermann = 'wahr, zuverlässig' muss *gewêre* lauten und mit diesen belegen vereinigt werden. — *gescheft* 'genitale' ist nicht mit *geschepfede* zusammenzubringen, sondern mit *schaft;* es ist nordwestböhm. mdal. geläufig. — die 3 belege für das subst. *glander* aus dem Tristan dürften wie die übrigen solche für das adj. sein. — die belege für *guot* (adj.) aus dem Trist. sind versehentlich unter das subst. geraten. — *halbenbech* ist keine unbelegte vocabel, sondern unter *halb* oder unter *weg* einzustellen, vgl. *halbenteil.* — die belege für *kaffen* gehören unter *ankapfen,* ähnlich der beleg von *swanzen* aus Trist. unter *umbeswanzen,* ebenso der beleg für *vâhen* unter *gevâhen.* — *keufen* (aus Ackerm.) sollte (trotz Knieschek) unter *keifen* stehn. — *lûschen,* Trist. 792, heifst nicht 'lauschen', sondern nach dem zeugnisse der ma. 'lodern'. — *als mœr,* Alex. 11892 (unter *mœr* aufgeführt), ist *als mêre* in der bedeutung 'geradesoviel als', wie es der Ackermann zweimal belegt. — *reiten auf freigen marcht* in den Egerer stadtgesetzen[2] ist wol kein 'verbotenes spiel', sondern eben verbotenes reiten. — *rëng, rëngen* ist keine unbelegte vocabel, sondern lebendige mdal. form für *regen, regnen,* ebenso wie das *rengsburger* derselben Egerer chronik, das sich übrigens öfter belegen lässt. — die *reitel,* vgl. *reutling, reutmesser,* ist

[1] aus den Ackermannbelegen müssen als unrichtige überlieferungen oder falsche auffassungen Kniescheks gestrichen werden: *abwendig (abhendig), ancertigunge, entcreien, gnadentau* als compositum, *lecken, schuptrig, süze* (f.), *seinen sussen undertenig machen,* es heifst natürlich *fussen; unbeschedenlich* ua.

[2] die angabe im quellenverzeichnis 'hsg. v. FKhull, Graz 1830/1' ist natürlich druckversehen für 1880/1.

nicht ein 'stab', sondern, wie aus dem heutigen gebrauch mit derselben bezeichnung und aus Jelineks eignem beleg hervorgeht, ein kurzer kleiner spaten, der an den pfluggriff gehängt wird. — dass *segens* (f.) auch metonymisch 'heuernte' bedeute, wie Jelinek wol aus dem Ackermannbeleg erschliefst, ist unrichtig. — zu *tobe* 'betäubend' vgl. *tobel, töbe* bei Schmeller-Fr. I 581. — von interesse ist der beleg für *übersê* (f.) aus WvWenden 5354 im hinblick auf die nhd. neubildung. — *unversagenlich* im Ackermann bedeutet nicht 'nicht mit worten zu schildern'. — *vogelstange* ist nicht eine 'stange, an deren oberem ende ein hölzerner vogel angebracht ist', sondern ein platz zum vogelfang und als flurname da und dort zu belegen, so in Saaz. — *vogelweide* als beleg aus dem Ackermann ist zu streichen, dafür liefse sich *vogelweide* ebenso wie *vogelherd* aus Böhmen in urkunden und mundartl. bezeichnungen belegen. — *zisterlîn* in HvFreibergs Legende 591 ist kein 'körbchen', sondern, wie aus dem folgenden *(in des brunnen grunt)* hervorgeht = *zisternelîn*. — *durch zwürigtes feldt fahren* bedeutet kaum 'durch unwetter in unordnung gebrachtes feld', sondern heifst wol 'quer über die furchen fahren'; doch ist mir die stelle aus den dorfweistümern nicht zugänglich.

Druckversehen notierte ich bei s. 37, 289, 291, 325, 448, 482, 550, 650, 654, 672, 730, 752; sie sind nicht bedeutend.

Die ausstattung des buches durch die Wintersche verlagsbuchhandlung ist lobenswert.

Alles in allem ist uns in Jelineks arbeit ein für alle fachgenossen wertvolles handbuch geschenkt, das einer rastlosen jahrelangen arbeit seine entstehung verdankt und dessen ehre um so höher stehn mag, weil es die nebenfrucht eines durch berufsarbeit eingeengten lebens ist.

Gablonz a. N., september 1911. **Alois Bernt.**

Siebenbürgisch-sächsisches wörterbuch. mit benützung der sammlungen Johann Wolffs hg. vom ausschuss des Vereins für siebenbürgische landeskunde. 1 bd 1—3 lfg (*a—Bätsch*) bearbeitet von **Adolf Schullerus.** 2 bd 1 lfg bearbeitet von **Georg Keintzel** (*d—Dyrner*) und **Adolf Schullerus** (*e—einmessen*). Strafsburg, Trübner 1908 ff. — jede lfg zu 10 bogen 4 m.

Sieben jahre nach dem Schwäbischen wörterbuch, 27 jahre nach dem Schweizerischen idiotikon hat das Siebenbürgisch-sächsische wörterbuch zu erscheinen angefangen. wir können mit gutem grunde diese drei grofsen werke zusammennennen, und es kennzeichnet die moderne sammelarbeit auf dem gebiete der mundarten, dass zwei von ihnen aus ländern stammen, die nicht zum Deutschen reiche gehören. ferner stimmt die beobachtung zum nachdenken, dass die herausgeber des Ss. wbs. zwar engen anschluss an das schwäbische werk, wie sie angeben, vornehmen,

dieser sich aber offenbar mehr auf die äufsere form der anlage als auf die auswahl und darbietung des stoffes erstreckt. in diesem puncte ist gröfsere annäherung an das Schweiz. idiot. augenscheinlich. die beiden nichtreichsdeutschen wörterbücher — denn dass das Schweizerische idiotikon in wahrheit ein vollständiges wörterbuch ist, wird bereits durch den nebentitel 'Wörterbuch der schweizerdeutschen sprache' ausgedrückt — sehen in der hervorhebung von sitte und brauch, von zuständen und verhältnissen in vergangenheit und gegenwart, von sage und aberglauben, mit einem wort in der betonung des volkskundlichen eine hauptaufgabe. Fischer geht selten genauer hierauf ein. die verfasser der beiden genannten werke fühlen mit recht, dass durch die sammlung und bewahrung aller erscheinungen des volkslebens die freude am volkseigenen gut gesteigert und die kraft es festzuhalten gestärkt wird. während aber die Schweizer vor allem ihren stoff der vergangenheit entnehmen, geben die Siebenbürger ihre schilderungen in behaglicher breite und ausführlichkeit meist aus der gegenwart. es finden sich sogar stellen im Ss. wb., in denen uns ein alter brauch mitgeteilt wird, auch wenn das wort, an das er sich knüpft, ausgestorben ist (s. unter *Almesch* I 76).

Nicht immer haben die Siebenbürger den plan eines volkskundlichen wörterbuches, um es einmal so zu nennen, besessen und vertreten. man hat sogar einmal mutlos die arbeit niedergelegt, als die forderung nach einem solchen werke ausgesprochen wurde (s. vorwort XIX).

Die bemühungen um ein sieb.-sächs. wb. sind indessen alt und gehn in frühere zeiten zurück als die der beiden andern grofsen deutschen wbb. die aufmerksamkeit die man der eigenen sprache zuwante, knüpft sich an die erste anregung zur erforschung der mundarten die in Deutschland von wissenschaftlicher seite ausging, an Leibniz.

Seit der zeit datieren die arbeiten siebenbürgischer forscher. die namen Martin Felmer († 1767), Johann Seyvert († 1785), vor allem aber JKSchuller († 1864), Josef Haltrich († 1886) und Johann Wolff († 1893) sind hier rühmend zu nennen. Joh. Wolff, der erste geschulte grammatiker dieser reihe, und seine mitforscher, unter denen Keintzel, der bearbeiter des buchstabens d des jetzigen wörterbuches, hervorgehoben werden soll, haben die frage der herkunft der siebenbürgischen colonisten beantwortet. es gelang ihnen dies mit hilfe der grammatischen behandlung der mda., die vordem die schwäche der sieb. forschung gewesen war, wenn auch einem manne wie FrMarienburg († 1881) schon 1845 ohne die geringste einsicht in die lautverhältnisse die erkenntnis aufgieng, dass die Siebenbürger aus dem mittelfränkischen gebiete stammten. immerhin hat die autopsie, die dieser mann auf einer reise durch die Rheinlande 1841 ge-

wann, allein seine behauptung ermöglicht. aber der umstand, dass Marienburgs entdeckung unbeachtet blieb, hat doch wol darin seinen grund, dass sie nicht mit sprachlichen beweisen bekräftigt worden war.

Nach Marienburg hat Keintzel die zugehörigkeit aller Ss. mdaa. zum mfrk. sprachgebiet behauptet. danach hat GKisch insofern ein nachfolger Marienburgs, als er 50 jahre nach ihm wider eine forschungsreise in die vermeintliche alte heimat unternommen hat, das nordsiebenbürgische, das sogenannte nösnische, das um Bistritz gesprochen wird, dem moselfränkischen und noch bestimmter dem südöstl. Luxemburg zugewiesen. als letzter geht RHuss in seiner Strafsburger dissertation 'Vergleichende lautlehre des sieb.-moselfr.-rip. mit den moselfrz. u. wallonischen mdaa.' bis zu der trennung seiner landsleute in ehemalige Ripuarier und Moselfranken. nach ihm stellt seine heimat die sprachverhältnisse des mfrk. gebietes in umgekehrter anordnung dar: das südsiebenbürgische entstammt dem ripuarischen, das nordsiebenbürgische dem moselfrk.-luxemb.

Man hatte seit Wolff das problem methodisch angegriffen. die dissertation von Kisch, abgedruckt in PBrBeitr. 17, 347—441, hatte die lautlehre der Bistritzer mda., des nösnischen, mit der der moselfrk. mdaa. verglichen; die ergänzung nach der seite der flexion hatte ThFrühm in seiner diss. 'Vergl. flexionslehre der Jaader und moselfrk. mda.', Tübingen 1907, gegeben, und um die lexicalische seite als abschliefsenden beweis anzufügen, hatte Kisch sein 'Vergleichendes wb. der nösnischen und luxemburgischen mda.' geschrieben [1]. es steht aufser allem zweifel, dass die hierbei von Kisch erzielten ergebnisse richtig sind. aber es gilt noch immer, was JohFranck in seiner besprechung dieser letztgenannten arbeit in der Zs. f. d. mdaa. 1907, 80 ff dem siebenb. forscher zum vorwurf macht, nämlich dass zu leicht generalisiert wird. die vereinigung 'moselfrk.-chattisch', mit der Kisch operiert, ist eine gefahr für die behandlung der aufgabe. für eine klare lösung ist es nicht erspriefslich, wenn man, um die luxemburgische herkunft zu erweisen, aufser zu luxemburgischen gleichungen auch zu nassauisch-hessischen ua. seine zuflucht nimmt.

Was nun die arbeiten von RHuss anbetrifft, so ist zu sagen, dass aus gewis richtigen übereinstimmungen im einzelnen zu weitgehende allgemeine schlüsse gezogen werden. wie es denn überhaupt unter den siebenb. forschern nicht an feurigen und phantastisch veranlagten köpfen fehlt, die geneigt sind, den boden realer forschung zu gunsten gewagter hypothesen zu verlassen. und es wäre mit freuden zu begrüfsen, wenn in dem begonnenen,

[1] über die andern einschlägigen arbeiten Kischs unterrichtet die ausführliche einleitung von AdSchullerus, der ich auch die meisten angaben entnehme.

hier zur besprechung stehnden werke, dem wir aus vollem herzen wünschen, ein monumentum aere perennius zu sein, jener unliebsame ton enttäuschter entdecker, wie er in dem letzten jahrzehnt einigemal aus Siebenbürgen als antwort auf warnende stimmen nach dem reich herüberklang, auch in den folgenden lieferungen fern bliebe.

Zu welchen hypothesen übrigens selbst forscher wie AScheiner gelangen, erseh ich aus der besprechung seiner arbeit 'Die Schenker herrenmundart', Hermannstadt 1909 durch OMeisinger in der Zs. f. d. mdaa. 1911, 186 f. — ich selber kenne sie nicht. — danach führt er einzelne erscheinungen einer sieb. mda. auf keltischen einfluss bei den bewohnern der urheimat zurück, und anderes schreibt er vorsiebenbürgischer, bis in die zeit der völkerwanderung reichender sprachmischung zu.

Dabei ist es gerade Scheiner, der die alleinige herleitung der sieb. sprache aus dem mfrk. ablehnt und andere md. einflüsse gelten lassen will. nach seiner ansicht hätten die auswanderer in gegenden, die zwischen der rheinischen heimat und der neuen liegen, etwa in Schlesien, geraume zeit gesessen und seien dort einflüssen ausgesetzt gewesen, die manchen nicht mfrk. einschlag erklären. m. e. ist die betonung eines starren princips bei der suche nach der alten heimat nicht förderlich, und es verschlägt nicht viel, ob man der hauptmasse der mfrk. ansiedler noch einige angehörige anderer stämme beigesellt. praktisch verfährt ja der bearbeiter der ersten drei lieferungen bereits so, wenn er unter belegen aus der 'heimat' auch schwäbische anführt. man ist sich im übrigen sehr wol der fehlerquellen bewust, die ein reinliches ergebnis bei der bestimmung der urheimat verhindern könnten, und es stimmt uns zufrieden, wenn wir sehen, wie gewissenhaft die späteren eindringlinge in den sieb. sprachschatz aus dem oberdeutschen durch die vermittlung der Wiener kanzlei und der oberdeutschen handwerksgesellen oder auch wörter aus Luthers bibelsprache ausgesondert werden.

Die darlegung der entwicklung und des jetzigen standes der einheimischen forschung schien notwendig, um eine vorstellung von den zielen die diese im auge hat, zu geben. das gleiche ziel wie es Leibniz aufgestellt hatte, verfolgen im grunde alle arbeiten: die bestimmung der herkunft der Siebenbürger Sachsen; die allermeisten arbeiten, die in vielen programmen von Haltrich an veröffentlicht worden sind, geben sich als vorarbeiten zum wörterbuch, und in diesem selber ist nun alles vorhergehnde vereinigt. es heifst s. XXXVII des vorwortes: 'vom sieb.-sächs. wb. erwartet man in den breiten kreisen des sieb.-sächs. volkes, dass es in greifbarer gestalt das leben der gegenwart zur lebenskraft der alten heimat zurückführe und uns des heimatrechtes auf 'gewachsener erde' des deutschen volksgeistes sicher mache', und nach einem worte Haltrichs 'wird es eine quelle des trostes

und der ermutigung sein in den tagen schwerer kämpfe, die uns bevorstehn' (s. xxiii). naturgemäſs treten die grammatischen beweise in einem wörterbuche in den hintergrund, und man wendet sich mehr den sachlichen zu, aber es wird doch auch häufig die übereinstimmung der lautform und auch der flexion und wortbildung erwähnt. ferner knüpfen betrachtungen über die heimat an wörter an, die trotz allgemeinerem vorkommen auf das mfrk. gebiet bezogen werden. man wäre gewis in manchen fällen in der lage, andere verknüpfungen vorzunehmen (vgl. besonders die ausdrücke der fischereitechnik), wenn nicht auch für die verfasser des wörterbuchs der leitende gesichtspunct gegeben wäre.

Man sieht, das Ss. wb. kann in seiner eigenart ohne seine geschichte nicht verstanden werden. es ist eine tendenzschrift im edlen sinne des wortes. da hat die kritik die pflicht, wie sympathisch sie auch dem erstrebten ziele gegenübersteht, die fragen nach der berechtigung dieser tendenz zu prüfen. das Ss. wb. ist eine politische und patriotische tat, und es wäre ein hohes verdienst der bearbeiter und ein preis objectiver wissenschaft, wenn trotz der warmen begeisterung, die die feder geführt hat und noch führt, die ergebnisse der kühlen nachprüfung standhalten.

Nun steht es vorläufig so, dass diese zur zeit noch nicht vorgenommen werden kann, da das mfrk. material noch nicht benutzbar vorligt und vor allem für andere in betracht kommende gegenden des reiches fast noch alles zu tun übrig bleibt. es trifft sich aber gut, dass die eigenen sammlungen eines Kisch durch das stetig wachsende sprachgut, das in Bonn für das Rheinische wörterbuch seit einer reihe von jahren mit groſsen mitteln zusammengebracht wird, ergänzt werden können, und es erfüllt uns mit freude, die namen von Josef Müller und Trense, den mitherausgebern dieses groſsen werkes, im Ss. wb. angeführt zu finden (i 394 u. öfters). es zeigt sich an solchen stellen aber freilich, dass man auf manche erhoffte übereinstimmung im einzelnen verzichten muss. es wird also erst der zukunft beschieden sein, die letzten feststellungen zu machen, und dann wird wol auch die eine oder andere behauptung im Ss. wb. abgeändert oder auch ganz fallen gelassen werden müssen. dann wird man anstelle der jetzt noch häufig vorkommenden bezeichnung moselfrk. oder gar 'rheinisch' die jetzt noch seltene eiflisch od. ä. setzen. und ich seh es durchaus als möglich an, dass sich dabei auch andere md. eigentümlichkeiten, seien es 'chattische' oder schlesische, angemerkt finden werden, wie ich anderseits mich auch keineswegs unempfindlich zeige für die hoffnung, dass sich manche besonderheit, die bis jetzt nur im schwäb., bayer. und schweiz. nachgewiesen werden kann, als mfrk. wird erweisen lassen. in dieser hinsicht ist die kürzlich gemachte entdeckung, dass auch das stammland den in Siebenbürgen hoch-

entwickelten nachbarschaften etwas ähnliches an die seite zu stellen hat, mit freuden zu begrüfsen.

Ich bedaure, dass es mir zur zeit nicht möglich ist, einzelnen fragen genauer nachzugehn, da mir die einsicht in die Bonner sammlungen jetzt nicht freisteht; es käme dabei vielleicht auch nur eine modificierung einzelner angaben heraus. ich habe zudem nicht die absicht, den verfassern des Ss. wbs. eine abkehr von ihrem bisherigen wege zu empfehlen, nur dürfte nach den obigen darlegungen der wunsch berechtigt sein, dass sie sich der möglichkeit, dass die Siebenb. Sachsen nicht ungemischte Mittelfranken sind, nicht verschliefsen möchten. in dieser hinsicht wäre eine energischere abweisung des Kischschen versuches zu wünschen, einen so durchsichtigen ortsnamen wie *Baierdorf* I 304 (urkundlich 1414 *Bejerdorff*) zu dem luxemburgischen familiennamen *Bay, Bei, Bey* zu stellen. es erscheint mir durchaus als möglich, dass sich Baiern den colonisten angeschlossen haben, oder aber dass Baiern schon vor Geysa von der königin Gisela in Siebenbürgen angesiedelt worden sind.

Als mittel zu ethnographischen vergleichungen dient den herausgebern mit recht die Grimmsche weistümersammlung. es überrascht geradezu, wie weit trotz jahrhundertelanger trennung die ähnlichkeit geht; zu vergleichen sind etwa die verhältnisse des backbetriebes. das wb. bringt unter 'Backhaus' (I 384) eine zusammenstellung eines weistums aus Braunweiler am Hunsrück mit der schilderung des backens im nachbarschafts-backhaus zu Mediasch. eine lange reihe von zügen, bestehend im ansagen, feuermachen und kneten, abholen des teiges, in fragen der etikette ua., sind noch jetzt so wie vor 750 jahren, und Schullerus hat gewis recht zu behaupten, dass 'an einem geschichtlichen zusammenhang des gegenwärtigen Mediascher brauches mit den alten rechtsbräuchen des 'bannofens' nicht gezweifelt werden kann' (I 386). es ist auch in der ordnung, um früher angedeutetes mit einem beispiel zu belegen, unter *Almesch* kauftrunk (< magy. *áldomás*, I 76—79) die echt deutsche sitte des weinkaufs, leitkaufs widerzufinden, und es hat viel wahrscheinlichkeit für sich, besonders wenn man eine variante aus Klein-Bistritz heranzieht, wo *Gewessbâcher* 'gewisbecher' genannt werden, dass das magy. wort das deutsche *wisswein* verdrängt habe. infolge einer ähnlichen beeinflussung durch die cultur des herschervolkes ist auch das alte *bann* dem magy. *Hattert* zum opfer gefallen.

Mit feinem verständnis sehen wir in andern fällen die bedeutungswandlungen dargestellt, die ererbte wörter in dem neuen lande unter andern verhältnissen durchmachen musten. dabei ist die vorsicht zu loben, die sich hierbei vor rückschlüssen gehütet hat. ich verweise auf die darstellung im vorwort s. XXXVII f.

Zu schlüssen benutzt werden, soweit ich bemerkt habe, nösn. *U'cht* f., ein flurname (I 47), dazu *Â'chter* m. feldhüter, die auf

mhd. *ahte* bischöfliches landgut, das sich nur in Trierer urkunden findet, zurückgeführt werden; aufliegen (I 263), aufrudern (I 276), **afschi^elzen* den bach aufhalten (I 277), *afšpeln* den bach aufhalten (I 283), *drög* trocken (II 82). das vorwort s. XXXVI fügt noch eifl. *Pēsch* grasstück hinter dem hofe und den Burzenländer familiennamen *Trausch* hinzu, der als solcher noch jetzt in dörfern des Urtals lebt, zugleich aber baumspalier bedeutet.

Besondere beachtung wird dem altromanischen lehngut in der mda. zuteil. wenn es sich in der folge bestätigen sollte, dass die hier angezogenen wörter würklich nur in den Moselgegenden und an der Eifel vorkommen, so wäre allerdings ein unumstöfslicher beweis lexicalischer art für die abstammung der SS. aus den romanisch beeinflussten gegenden der Mosel, Eifel und Luxemburg gegeben. aber um diese lexicalische stütze zu gewinnen, ist auf der reichsdeutschen und luxemburgischen seite schlechterdings noch alles zu leisten. denn der versuch von Tockert[1], das romanische lehngut im luxemb. als solches und nach seiner herkunft zu bestimmen, krankt an dem allgemeinen luxemburgischen übel im wissenschaftlichen arbeiten, am mangel ausreichender schulung. an einzelnen stellen, ich denke zb. an das Elsafs, ist gut vorgearbeitet, aber an andern, die doch auch in betracht kommen könnten, fehlt es an darstellungen und sammlungen völlig. zu dem s. XXXVI als kriterien der moselfrk. abstammung hingestellten wörtern gesellen sich im wb. andere ohne diesen wert, wie ‘Angel’ als flurname (I 123), wogegen *Anglo* ofenwinkel (I 126) aus dem ehedem in den sieb. volksschulen getriebenen latein hergeleitet wird, *Schonnchen, Schennschen* (I 137f), diminutivform zu Anna, die richtiger auf frz. Jeanne zurückgeführt wird — warum wird sie dann nicht an richtiger stelle gebracht? — und *Dirpel* türschwelle (II 49—51), dessen romanische abstammung trotz dem ersten vorkommen in der Lex salica denn doch wol mit gutem grunde bestritten werden kann.

Aufser diesen lexicalischen beweisstücken bringen die herausgeber auch grammatische. in der lautlehre erscheinen nur die isolierten formen recht wertvoll. diese haben zwar meist keine absolute beweiskraft — was von Kisch mit diesem anspruch aufgeführt worden ist, kann bestritten werden —, füllen aber gelegentlich in willkommener weise eine lücke in dem gegenbilde zum sprachzustande der heimat aus, die die eigenentwicklung im neuen lande geschaffen hat. so bietet noch die form *afgeschrangen* aufgesprungen (I 280) zu mhd. *schrinden* die sonst im ss. beseitigte palatalisierung von *nd*, und die progressive assimilation derselben consonantengruppe zu *nn* zeigt noch *schännen* schinden.

Auf das eigentliche lautliche hauptstück, auf das bereits Marienburg geachtet hatte, palatalisierungs- und gutturalisierungs-

[1] JTockert Romanische lehnwörter in der Luxemburger mda. Luxemburg, JosBeffort 1910 (buchstabe a und b).

erscheinungen, welche sowol der sprache der heimat wie des colonistenlandes ein eigenartiges, scharf hervortretendes lautgepräge geben, geht das wb. nur im vorwort ein (s. xxxiv). diese verhältnisse haben in der zünftigen philologie bereits festen boden gefasst; man pflegt unbedenklich die sieb. erscheinungen zur ergänzung und erklärung der ripuarischen zu benutzen, und hier finden auch die versuche, das nösnische der Bistritzer mda. auf das moselfrk. zu isolieren, ihre hauptstütze; denn während die gesamten südsieb. mdaa. (die mdaa. um Hermannstadt und in der Unterwälder gegend, im Altland und Burzenland) an dieser auffallenden lautentwicklung teilhaben, spricht man im Bistritzerland wie im moselfrk. *Wai*[*n*] wein, *Zait* zeit, *brau*[*n*] braun, *Kraut* kraut. aber wo soll man die seltsame sonderstellung der sogen. *j*-gemeinden der Kokelgegenden herleiten? falls eine vom magy. unbeeinflusste lautentwicklung vorligt, wo soll sie in der heimat localisiert werden? man sieht, trotz der allgemeinen annahme der gleichheit dieser lauterscheinung, trotz der überwindung, die der psychologe geleistet hat, wenn ihm zugemutet wurde, eine so seltsame gleiche lautentwicklung erst nach der trennung entstehn zu sehen, trotz dem allgemein bewiesenen guten glauben, den ja die eigenartigen probleme der sieb. sprache so oft verlangen, bleibt gerade bei dieser erscheinung ein ungelöster rest. wie weit die s. xxxiv erwähnten, mir unbekannten accentuntersuchungen von AScheiner das problem fördern werden, ob den von Schullerus gemachten andeutungen von der unterscheidung eines rheinischen und alemannischen accents die zukunft die nötigen unterlagen geben wird, bleibt abzuwarten. wenn zu diesen untersuchungen die zwar mit lautphysiologischer sachkenntnis vorgetragenen, aber zugleich mit hypothesen, die den festen boden wissenschaftlicher forschung verlassen, freigebig ausgestatteten studien von RHuss 'Zu den palalatisierungserscheinungen in den (west)fränkischen mundarten (sieb.)' Zs. f. d. mdaa. 1910, 267 ff gehören, so wäre dringend zu raten, das eine oder andere ergebnis der jetzt an vielen orten des deutschen mdaa.-gebietes angestellten forschungen über den accent abzuwarten, ehe man die sieb. verhältnisse zu weitreichenden schlüssen benützt. vielleicht wird die darstellung der accentverhältnisse der luxemb. mda. von Vianden, die René Engelmann s. 17 seiner arbeit über den vocalismus der V. mda. (Diekirch 1910) in aussicht stellt, manche aufklärung bringen. aus dem rheinischen gebiet dürfen wir wol auch in absehbarer zeit eine arbeit erwarten.

Ich wende mich jetzt zum Ss. wb. als sprachwissenschaftlicher leistung an sich. in dieser hinsicht kann man, soweit man die ersten drei lieferungen und den zweiten teil der ersten liefg. des 2 bandes im auge hat, ein herzliches lob aussprechen. eine quelle des trostes für die landsleute, ein born reiner freude für jeden Deutschen ist dieses werk. innige liebe zur heimat,

tiefe sehnsucht nach dem alten stammlande, feines verständnis für die geschichte der sprache, lebendiges gefühl für die in ihr würkenden kräfte und ein männliches, aber bescheidenes selbstgefühl des verfassers machen das buch zu einer wahrhaft erfreuenden, ja erhebenden lectüre[1] mit dem volksleben völlig vertraut, ist er imstande, prächtige, lebensvolle bilder aus ihm zu entwerfen. man lese artikel wie 'abdanken' (I 7), 'abnehmen' (24), 'abtun' (41), *Adjuwant* (55), 'Anwende' und 'anwenden' (161). 'Apfel' (166), 'Bach' (364—369), 'Bachen' (370—373), 'backen' (380—383). der eignen berufsstellung entsprechend, zugleich aber auch zur charakterisierung seines volkes, bietet er mit besonderer liebe eine eingehnde darstellung der kirchlichen verhältnisse, die im sieb. so besonders ausgebildeten gemeinschaften der nachbar-, bruder-, schwester-, freund- und gevatterschaften und zünfte finden in ihm einen beredten schilderer (vgl. 'Amtsk echt' I 102, 'anführen' 119, 'aufnehmen' 266, 'Altknecht' 92, *Altscheft* 93). auch mit technischen dingen ist er vertraut (s. 'Axt' I 360 ff. 'einbinden' II 141). dabei besitzt er hinlängliche sprachliche schulung. in dieser beziehung ist die art, wie er den sprachschatz der mda. scharf nach dem heimatschein des einzelnen wortes durchmustert, und die fähigkeit, aus ihm eine innergeschichtliche entwicklung herauszulesen[2], zu loben. es wird mit recht angemerkt, ob ein wort nur der gehobenen sprache, der städtischen halbmundart, die wol berufen sein wird, dereinst eine κοινή herauszubilden, oder der volksmda. angehört. nicht nur das fremdländische (magy. und rumän.) sprachgut, sondern auch eindringlinge aus der sprache der Wiener kanzlei, der lat. urkundensprache des magy. staates, dem lat. schulbetriebe, aus der zunft- und einzelnen standessprachen werden ausgesondert. die dem buche ein besonderes gepräge aufdrückende beachtung der negativen idiotismen, dh. die angabe der in der mda. fehlenden wörter und zt. auch der ausdrücke, die im grunde aus dem streben, das sieb. sprachgut mit der nhd. schriftsprache zu vergleichen, hervorgeht, ist als ein vorzug des Ss. wbs. anzusehen. reime und verse findet man in reicher menge.

Die anordnung des stoffes, die klare scheidung der bedeutungen, überhaupt die ausführung der einzelnen artikel verdient anerkennung. jedoch möcht ich nicht verfehlen, auf einen mangel hinzuweisen, dem zum nutzen der späteren lieferungen gewis leicht abgeholfen werden kann. die verweisungen sollten so gegeben werden, dass es möglich ist, sie in der alphabetischen reihenfolge aufzusuchen. wie soll man *Ieᵉwent* (II 104 unter

[1] vgl. etwa 'abrichten' (I 29), 'Armchen' (I 188), *Âsmotter* (I 210), 'aufreiten' (I 274), 'Bachfleisch' (I 373 b unt.), 'eingrüſsen' (II 151).

[2] so wird aus einer statistik des vornamens *Agnetha* die spätere colonisation des Burzenlandes von dem landstrich zwischen dem oberen Harbach und der groſsen Kokel erschlossen.

'eben' am schluss) uva. finden? häufig ist ja schon durch beifügung des nhd. stichwortes oder der mhd., mnd. entsprechung das richtige getroffen. für die gestaltung des nhd. stichwortes halt ich es für geratener, von den besonderheiten der sieb. lautung abzusehen, also in entrundeten formen wie *Dirpel* den alten vocal wider einzusetzen.

Die zurückhaltung, die Sch. in der etymologie übt, entspricht durchaus der aufgabe eines mdalichen wbs. was er bietet, hält einer nachprüfung, soweit sie zurzeit möglich ist, in den meisten fällen stand. oft wird durch verweisung auf das simplex die angabe auf später verschoben. zu erwähnen wäre etwa die II 129 zu *Êdres*, einer nebenform von *Êdes* eidechse, vorgebrachte vermutung, dass *r* stammhaft sei und wol zu nhd. drechseln. drehen gehöre; durchaus möglich. die 'iterative streckform', wie *backelutschen* (I 380) bezeichnet wird, möcht ich jedoch lieber missen. die sorgfältige aufzählung der verbalcomposita unter dem präfix wird dem grammatiker nicht nur der mda. ein gut teil der arbeit erleichtern. interessant ist compositionsfähigkeit der mda. bei einigen substantiven, vgl. *Âsmotter* gegenschwiegermutter, eigentlich unsere mutter (I 209); 'Abtage' herbst (I 39), 'Ausgrufs' feierlicher abschied aus einer gemeinschaft (I 318), 'Auskrisch' gerede (325), 'Austage' frühling (349), 'Eintage' herbst. eine parallele findet sich im mhd. nur für *ûztac* endtermin, und im schweiz. werden unter 'austagen' die letzten frühlingstage, die scheide zwischen sommer und winter, verstanden. sollte es in der folge möglich sein, der wissenschaftlichen bearbeitung der botanischen mdaawörter mehr sorgfalt angedeihen zu lassen, so wäre das eine schätzenswerte bereicherung des buches.

Wenn wir somit zum schluss unser urteil zusammenfassen, so kann das Ss. wb. als ein volkstümliches und wissenschaftliches werk zugleich gerühmt werden. es wird dazu beitragen, die beziehungen, die von der seite der auswandrer seit langem rege unterhalten wurden, in Deutschland zu festigen. auch der umstand, dass als verlagsort das alte deutsche Strafsburg gewählt wurde, möge zur geistigen angliederung des stammverwanten, tapferen volkes beitragen.

Die ausstattung ist reichlich, das papier gut und der druck sorgfältig[1].

[1] zu meinem bedauern bin ich nicht in der lage, das lob, das dem hauptteil des buches gezollt werden konnte, in demselben umfange auch auf den von Georg Keintzel bearbeiteten buchstaben *d* auszudehnen. die von der Schullerusschen anordnung abweichende ausführung der einzelnen artikel ist ärgerlich, seine stellung zu mdalichen lautwandlungen, die so recht durch die bemerkung 'entstellte form' (II 35 unter desertieren) gekennzeichnet wird, dilettantisch, seine sicherheit in der etymologie fragwürdig (vgl. 'däsig' II 18, *debbeln* schwatzen II 23, das dem rotwelsch angehört und vom hebr. *dibbèr* reden abzuleiten ist).

Steglitz. H. Teuchert.



Über die Haager liederhandschrift nr 721 von **Anton Kalla.** [Prager Deutsche studien 14 heft, hsg. von Carl vKraus]. Prag, Bollmann 1909. 141 ss. 8°. — 4 m.

Der verfasser widmet seine studie der Haager liedersammlung, die bei uns bis jetzt hauptsächlich durch Zachers beschreibung und inhaltsangabe (Zs. 1, 227—262) bekannt war. in den Niederlanden hatte man sich mit ihr öfters mehr oder weniger eingehend beschäftigt. die untersuchungen Kallas drehen sich hauptsächlich um den eigenartigen sprachlichen mischcharakter, den die gedichte dieser sammlung grofsenteils aufweisen. aufserdem wird eine reihe derselben in gereinigten texten und eine kleine anzahl buchstäblich nach der handschrift zum abdruck gebracht. K. sagt ausdrücklich sehr wenig über sein programm. wir hören, dass nur die lieder lyrischen charakters zu seiner untersuchung herangezogen sind, und aufserdem wird gesagt, dass diejenigen deutschen gedichte zur veröffentlichung gelangt seien, die sonst nirgends ausfindig zu machen sind, wenn anders der ausdruck 'anhang' in der 2 note s. 3 sich, wie ich annehme, auf die gesamten abdrücke bezieht. aus dem zusammenhang ist zu entnehmen, dass die untersuchung sich auf die sprache der lieder beschränkt, die nicht anderweitig erledigt sind. die textkritisch abgedruckten sind im wesentlichen jedesfalls die welche der verfasser als ursprünglich deutsch erkennt, und einige wenige deren sprachcharakter zwar nicht sicher, aber mit wahrscheinlichkeit deutsch ist oder doch reinem deutsch am nächsten steht. die diplomatisch abgedruckten fügen nach wortlaut der überschrift 'die sonstigen noch nicht veröffentlichten lieder' hinzu.

Die kritisch hergestellten texte, die viele eigne beiträge von vKraus enthalten und auch sonst seine schule verraten, muss man als eine achtunggebietende leistung bezeichnen. man wird stets an dem scharfsinn und der vertrautheit mit der mhd. kunstlyrik, die die conjecturen verraten, seine freude haben. aber man fragt sich doch manchmal, ob würklich der sprach- und kunstcharakter der gedichte, den die conjecturen voraussetzen, streng genug erwiesen ist. eine schwere arbeit war es gewis, von dieser überlieferung auf den boden von gutem mittelhochdeutsch oder auch mitteldeutsch und reiner sprach- und kunstformen zu gelangen. denn die überlieferung führt nicht nur zt. auf eine mischsprache der verfasser, sondern ist zweifellos auch durch die hand von schreibern gegangen, die sich nicht scheuten, ihnen selber sicherlich ganz unverständliche dinge zu papier zu bringen. in einer summarischen analyse sucht K. die deutschen und niederl. bestandteile zu scheiden und den ursprünglichen charakter der texte zu bestimmen. in bezug auf die mischsprache setzt er sich mit einigen vorgängern, die sich mit der frage beschäftigt haben [1],

[1] damit nicht auch andere es sich erst heraussuchen müssen, will ich hinzufügen, dass die stelle an welcher Kalff in seinem 764 seiten langen buch 'Het lied in de middeleeuwen' die frage berührt, s. 256 ff ist.

auseinander und spricht als seine ansicht aus, dass sie sich durch gegenseitige anpassung der mit den bairischen fürsten nach Holland gekommenen Deutschen, darunter sänger aus Baiern, den Rheinlanden, Sachsen, Holstein und Böhmen, an das niederl. publicum und des letzteren an den bairischen hof und was mit ihm zusammenhieng als litteratursprache herausgebildet habe. dabei fällt ein seitenblick auch auf Heinrich vVeldeke und Johann vBrabant (s. 10 note 2). dem letzteren ist K. geneigt, die sämtlichen ihm zugeschriebenen neun lieder abzusprechen[1]. diese fassung berücksichtigt ja nur die allgemeinsten bedingungen, die sicher richtig, aber auch von keinem aufser acht gelassen sind. eine völlig befriedigende erklärung des tatbestandes geben sie nicht, und ich halte Verdams ansicht (s. 7 note), 'dass diese gedichte für zuhörer und dichter mehr oder weniger unverständlich waren, und es sich hier nur um eine reine modesache handelt', nicht für so 'von vornherein ausgeschlossen' wie K. meint. allerseits wird zugestanden, dass ausländer versuchten, ihrer sprache einen niederl. anstrich zu geben, ohne dass sie es vielleicht richtig zu machen wusten, und dass umgekehrt Niederländer, auch mit recht unvollkommenem verständnis, sich deutsch auszudrücken oder ihre rede mit deutschen floskeln aufzuschmücken trachteten, und dass dabei auch unwillkürlich eine folge eintreten konnte, wie wir sie gelegentlich auch heute beobachten, dass jemand sich eine sprache aneignet, die weder die der alten noch die der neuen heimat ist. weiter wird man die möglichkeit einräumen, dass die versemacher ihren erzeugnissen ohne genügende sachkenntnis in sprach- und ausdrucksform den charakter ihrer vorbilder, dh. hier oberdeutscher und mittelbinnendeutscher lieder, aufdrücken wollten. unter solchen sich wider gegenseitig durchkreuzenden und steigernden würkungen konnte allerdings in gewissen unterhaltungssphären eine sprache entstehn, die sich auch vor formen nicht scheute, die in der würklichkeit gar nicht bestanden, und ausdrücke schuf, die nicht mehr auf ein verstandesmäfsiges erfassen, sondern auf verschwommene stimmungen ausgiengen. von unverständigen schreibern mögen dann solche läppischkeiten noch weiter getrieben worden sein als von den reimkünstlern selber. ein derartiges culturerzeugnis, mag es auch noch so wenig erfreulich, mag es auch auf engste kreise beschränkt gewesen und mit der zeit fast spurlos wider untergegangen sein, hat immerhin an sich schon auf unsre philologische beachtung anspruch. um so mehr, als es in seinen anfängen vermutlich weit zurück reicht, nur die übertreibung einer älteren erscheinung der dichtersprache ist und uns so wahrscheinlich berechtigt, auch bei bessern und ältern dichtern nicht nur gemischte, sondern in beschränktem mafse auch gemachte sprachformen für möglich zu

[1] der aufsatz von Boerma, Tijdschr. voor nl. taal en letterkunde 15, 220 ff. ist K. wol unbekannt geblieben.



halten. so gehörte das problem also doch zur allgemeinern litteraturgeschichte und verdiente eine genauere untersuchung: mit dem ziele festzulegen, welcherlei sprachformen gemischt sind, und inwieweit von dichtern und schreibern auch solche zugelassen sind, die in würklichkeit nirgends bestanden. die aufgabe würde aber ganz eingehnde kenntnisse nicht nur des deutschen und niederl. sondern auch der mundarten, also vor allem wol der niederl. und rheinischen voraussetzen. dass es sich nicht blofs um niederländisch und oberdeutsch dabei handelt, hat natürlich der verfasser gesehen. aber ich glaube, das md. was er daneben im auge hat, ist doch ein zu blasser begriff, und die genauere kenntnis der mundarten, die zur entwirrung der dinge erforderlich wäre, kann man von ihm nicht verlangen. auch seine ansichten vom schriftniederländischen langen noch nicht ganz zu, um ihn vor unzutreffenden ausdrücken, schiefen und unrichtigen auffassungen zu bewahren, wie über *senfte* s. 7, die monophthongierung von *ie* s. 8, über *worde* : *verhoerde* s. 29, den reim *glueten* : *buesen* s. 31, den übergang von gedehntem *e* zu *a* s. 31 note 4. bezeichnungen wie die vVeldeke als Holländer sollte man vermeiden. durch eine verwechslung von zwei noten in Pauls Grundr. II 441 ist Maerlant s. 10 zum verfasser der Brabanter Yeesten (statt Wap. Martijn) geworden.

Bonn. **J. Franck.**

Studien zur philosophie der meistersänger. gedankengang und terminologie. von **Heinrich Lütcke**. [Palaestra h. CVII.] Berlin, Mayer und Müller 1911. XIV und 185 ss. — 5.50 m.

Lütcke erklärt sich das vorwiegen philosophischer gedanken in der kunst der meistersinger, indem er, mit Jacob Grimm, den meistergesang als das greisenalter der mittelhochdeutschen strophisch-lyrischen kunst ansieht. er begnügt sich mit der untersuchung dreier vertreter des meistergesanges, dreier typen gewissermafsen: Frauenlob, der noch auf dem festen grund technischen und formalen könnens steht, wol ein begabter poet ist, aber doch ganz von den allegorieen und symbolen einer gealterten und mit der philosophie dieser zeit in beziehung gesetzten kunst beherscht; Heinrich von Mügeln, bei dem die metrik schon zu verfallen beginnt, weil er mehr philosoph und gelehrter als dichter ist; und Hans Folz, welcher den unter den handwerkern in den städten sesshaft gewordenen vorreformatorischen meistergesang vertritt und kennzeichnet, ein lebendiger poetischer geist, mit weniger allegorie und symbolik als Frauenlob und Heinrich von Mügeln. es werden also zweihundert jahre 'meisterlichen dichtens' betrachtet: Frauenlob als der philosophischste behandelte besonders die metaphysischen principienfragen; der noch gelehrtere, aber nicht so genial poetisch-philo-

sophische Mügeln die kosmologischen einzelheiten der scholastik, und der schwärmerische dilettant Folz die mittelalterliche theosophie. bei allen findet sich die philosophie nur implicite, die dichter werden sich ihrer gar nicht einmal bewust. unter dem bilde der frau Logica begriff man alles eigentlich philosophische. die philosophie spielt bei Frauenlob überhaupt noch keine rolle; er kennt wol kaum mehr als die sieben künste. Heinrich von Mügeln aber nennt sie die mutter der künste, gibt ihr den vorrang vor der theologie und betrachtet als ihre gebiete das metaphysische, das kosmologische, das psychologische und die ethik (schon humanistische, nicht mehr scholastische grundlage dieser ketzerischen auffassung von der selbständigen stellung der philosophie?). Hans Folz aber findet sich von dieser theoretischen erfassung der philosophie noch weiter von Mügeln entfernt als Frauenlob. er hat wol nicht einmal den namen der philosophie gekannt, obwol er nicht ganz ungelehrt war. aber dennoch ist die grundstimmung bei Folz wie bei den beiden andern ganz philosophisch. Folz ist ein grübler, er ist sich dessen bewust, ja er sieht darin wie Frauenlob und Mügeln die hauptaufgabe des meistergesangs. das ziel der meistersänger ist die lösung der letzten metaphysischen probleme. dieses '*in himel ziln*' ist theoretisch (metaphysik und physik) und praktisch (ethik).

L. betrachtet nun die theoretische und die praktische philosophie der meistersänger besonders und teilt den abschnitt über theoretische philosophie in drei capitel ein: idealismus, kosmologie und theologie.

Was den 'Idealismus' betrifft, so unterscheidet L. bei den meistersängern eine abstrahierend philosophische und eine personificierend poetische denkrichtung. dass dieses begriffliche und symbolische denken vermischt wurde, lag für die meistersänger, deren kunst alle formalen antriebe aus einer wesentlich poetisch interessierten zeit empfangen hatte, nahe genug; zumal da die philosophie ihrer zeit, wie sie sich im inhalt ihrer gesänge zeigt, poetisches an sich hatte: unter scholastischem einfluss, aber von dem philosophischen system des Thomas von Aquino weit entfernt stehend, kommen die meistersänger doch immer zur personification Gottes. Aristoteles tritt noch ganz zurück; in den metaphysischen überlegungen der meistersänger äufsert sich ganz deutlich der durch den realismus des Aristoteles beeinflusste idealismus Platos. und zwar tritt uns bei Mügeln die idee als formgebendes und als geistiges princip, und drittens vor allem als princip des göttlichen geistes entgegen. zum letztern kam man über den λόγος-begriff, das wort. seine identificierung mit dem in Christus personificierten λόγος ist auch Frauenlob geläufig. aber er fasst das ideale princip meistens unter einen begriff, den er mit auffallender geistiger selbständig-

keit erst aus dem *λόγος* zu dieser gröſse erweitert haben mag: unter den der *ê r e.* dessen nur halbbewuste anfängliche grundlage ist aber die idealität des wortes. *w o r t* war ihm, wie für das altertum, der eigentliche begriff des gedankens. aber er ist in der unterscheidung des eigentlich idealen des wortes von dessen übrigen merkmalen noch unsicher. oft schiebt sich ihm ein ausdruck für das wort unter, der uns zeigt, dass er damit den b e g r i f f des n a m e n s meint: der *n a m e; name* und *wort* werden bei Frauenlob gleich gebraucht, folglich pflegte er sich eben unter wort auch das b e g r i f f l i c h e, die i d e e vorzustellen.

Dass Frauenlob ein würklicher idealist ist, ergibt sich aus seiner überzeugung, der *name,* die 'wort-idee', sei das eigentlich würkliche, absolute s e i n (mit den allgemeinen [aristotelischen] einschränkungen zugunsten der welt irdischer realität), das p r i n c i p u n s e r e s l e b e n s. diese aus der ältesten deutschen litteratur nicht unbekannte anschauung ist eine natürliche consequenz der idealistischen metaphysik. im schoſse des einen groſsen stoffschaffenden und beseelenden *λόγος* zeigt sich der *name* als die idee Gottes von uns, als unsere uns zugedachte charakteristische form, als uns belebender bruchteil des göttlichen geistes, als unsere seele. einen indirecten beweis, dass auch der Frauenlobischen metaphysik ursprünglich das wort, die wort-idee, als ideales princip zugrunde gelegen hat, sieht L. in der leichtigkeit des übergangs des begriffs von *wort-name* in den begriff der von Frauenlob offen zum idealen princip erhobenen *êre.* ist unser begriff und name das princip unseres lebens, so folgt daraus, dass wir darauf hinarbeiten müssen, ihn uns zu erhalten. das mittel dazu ist die *êre.* sie geht aus der einfachen bedeutung des 'genannt-werdens', des 'guten rufs unsers namens' in den metaphysischen habitus des göttlichen wort-begriffs von uns über. sie ist unser wesen, unser *name* in der von Gott gewollten idealen gestalt, so wie er Gott e h r e macht. — auf diesem wege kommt L. vom idealismus des *wort-namen* ausgehend schlieſslich zum idealismus der *êre,* wobei in der würklichkeit, wie er betont, der weg freilich der umgekehrte war: die ehre ist allmählich in die bedeutung der weltbeseelenden göttlichen idee übergegangen.

Schon in der höfischen poesie, zb. bei Reinmar von Zweter, dem 'Ehrenboten', sind ansätze dazu vorhanden: für den guten ruf, die e h r e des menschen zu sorgen, das betrachten sie immer als die speciellste aufgabe ihrer kunst; davon leiten sie direct ihre standesmoral ab: *guot umb êre nemen.* über das abnehmen der ehre klagt aber Frauenlob nicht bloſs wie seine fahrenden collegen; indem er mit dem problem ringt, gelangt er zu einer wunderbaren vertiefung des höfischen ehrbegriffes. und das bewürkt er, indem er die idealistische metaphysik in dem begriff der *êre* aufgehn lässt — aus dem bedürfnis nach vertiefung der

meistersängerischen standesmoral. wie man sich gewöhnt hatte, nach Johannes zu sprechen: 'und das wort war bei Gott, und Gott war das wort', so spricht Frauenlob: *Nu minnet êre: got ist êre und êre ist got.* die ehre rückt an den ehrwürdigen platz des λόγος. er proclamiert die ehre zum idealen princip.

Dem gedanken, die *êre* mit Gott zu identificieren, leistete die christlich-scholastische philosophie einen gewissen vorschub. sie war gewöhnt, von den zuerst in Gott sich verdichtenden ideen, vom 'widerschein Gottes', als der göttlichen 'glorie' zu reden. diese glorie war gleichbedeutend mit dem λόγος, der zweiten person der gottheit —

Die nachfolger Frauenlobs sind ihm in der auffassung der *êre* als 'ideales seinsprincip' nur wenig ähnlich. Heinrich von Mügeln neigt wenigstens dazu. er möchte wol den ehrbegriff über den mit dem rittertum gesunkenen rein weltlichen begriff hinaus führen, wenn er auch nicht dazu gelangt, ihm die geltung eines idealen seinsprincips beizulegen. *êre* ist ihm immerhin noch das ideal der welt. bei dem hundert jahre später lebenden Hans Folz ist nichts mehr als ein schwacher nachklang zu verspüren. zu seinen zeiten lebte der meistergesang nicht mehr an den höfen der vornehmen. das *guot umb êre nemen* galt nicht mehr. er und die ehrsamen meister seiner zeit verstanden diese probleme der vorgänger nicht mehr. den hauptgrund für diesen mangel sieht L. darin, dass auch der idealismus des *wortes* und *namen,* welcher ihm die grundlage des Frauenlobischen ehrbegriffes ist, bei Mügeln nicht mehr klar begriffen wird. sein idealismus war überhaupt schwerlich mehr als eine unklare, unausgeglichene vorliebe für die allgemeinen begriffe der philosophie seiner zeit. dieser idealismus ist dann bei Folz gar nicht mehr vorhanden. das *wort* galt aber bei den meistersängern als der am meisten idealistische der aus dem altertum übernommenen begriffe; obschon es seit Mügeln und Folz sicher nicht mehr im antiken sinne als begriff galt, muste es doch noch für die spätmeisterlichen idealisten als der weg zur wahrheit erscheinen. sie durften hoffen, mit ihm als princip aus dem dualismus der welt, aus dem gegensatz zwischen körper und geist, zwischen form und materie heraus zu einer einheitlichen weltanschauung zu kommen. —

Der geist hat für Mügeln nicht nur materielle, sondern auch individuelle grenzen, den geist als allgemeines kennt er kaum. Folz versteht unter dem geiste besonders den heiligen geist, der im gegensatz zu Mügeln sein ganzes nachdenken über den begriff des geistes bestimmt. da er ihn als das vater und sohn wie Gott und welt bindende eigentlich allgemeine element der dreiheit kennen lehrt, so gilt ihm der heilige geist, und damit der geist überhaupt im grofsen und ganzen als allgemeiner begriff, als princip. aber er stellt der geistigkeit des menschen und Gottes die körperlichkeit schroff gegenüber. während so

Mügeln und Folz dualisten sind, hat es Frauenlob verstanden, den dualismus der welt im sinne der idealistischen philosophie als monist zu überbrücken. —

Aber Frauenlob hat nicht nur den begriff *êre* zeitgemäfs erklärt, sondern noch viel würksamer und reifer hat er das andere ideal der höfischen zeit hochgehalten: die m i n n e, und zwar in seinem besten werke 'Minne und Welt'. indem er den begriff der Minne unter den gesichtspunct der göttlichen kraft stellt und dadurch über seine engen weltlichen grenzen erweitert, kommt er nicht nur selber zu einem einheitlichen seinsprincipe, sondern er führt uns die überwindung der dualistischen welt durch die liebe, als princip einer energetischen weltanschauung, vor.

So weit der idealismus. das zweite capitel trägt die überschrift 'K o s m o l o g i e'. im gegensatz zu dieser idealistischen metaphysik ist die von Aristoteles herstammende physik dualistisch: m a t e r i e und form sind bei Mügeln die zwei elemente, in die die würklichkeit zu zerlegen war. aus dem absoluten sein, der realität ersten grades, wurde die existenz der formlosen chaotischen masse, und daraus geht die aus form und materie gebildete realität dritten grades hervor. die materie, das von Gott geschaffene körperlich feste aber vergängliche, sieht er als *der naturen grunt,* als die eigentümliche substanz all ihrer wesen an. übrigens schon Frauenlob hebt bei der materie die zwei prädicate hervor: körperlich-fest und beständig wechselnd. aber diese auffassung von der vergänglichkeit der materie ist bei ihm, wie auch seine ansicht über das verhältnis von form und materie zueinander und zu Gott, unklar. er folgt schon dem widerspruch gegen die Aristotelische lehre von der ewigkeit der welt, welche die jüngere scholastik zu detaillierter herausarbeitung und ergründung ihrer idealistischen ansichten reizten. so ist der meistersängerliche naturbegriff nicht direct von Aristoteles abhängig.

Was ist nun der n a t u r b e g r i f f? Heinrich vMügeln versteht unter natur die gesamtheit alles sinnfälligen lebens; er spricht von *naturen lere,* deren gegenstand alles ist, was *nach der naturen,* 'secundum naturam' geschieht. charakteristisch für die klarheit des meistersängerischen naturbegriffs ist die selbstverständlichkeit, mit der Frauenlob und Heinrich vMügeln von der gültigkeit bestimmter gesetze der natur sprechen. einmal ist es das causalitätsgesetz, an das sie alles natürliche binden, und dann vor allem die auf die transscendente würkung irdischen wesens weisende vergänglichkeit der dinge. die materie aber, die ja für Mügeln *der naturen grunt* ist, bleibt es auch in dem sinne, dass die naturgesetze auf ihrer eigentümlichkeit begründet sind. wo aber das geschehen *nach der naturen* aufhört oder unterbrochen wird, blickt das göttlich-übernatürliche handeln und sein *wyder die naturen* durch; das gilt hinsichtlich der naturgesetze der vergänglichkeit und der causalität. also das über-

natürliche und göttliche ist für Frauenlob und Mügeln überwindung, directer bruch der naturgesetze. die natur, in der göttlichen frauengestalt personificiert, ist die herscherin der welt.

Das weltbild dachten sich die meistersänger folgendermafsen. die herberge der *werlt* ist der 'globus materialis'. der eine teil ist der himmel, der in den fixsternhimmel und den himmel der sieben planeten, firmament und sieben sphären, zerfällt. von diesem himmel als gegenstand rein wissenschaftlicher anschauung unterscheidet sich deutlich eine mehr subjectiv-speculative lehre vom himmel, dem ewigen, zeit- und raumlosen, mit dem aus den engeln und heiligen zusammengesetzten himmlischen hofstaat. dieser nicht astronomische, sondern mystische himmel wird oft mit Gott identificiert. vom letztern himmel, aber nicht vom erstern, weifs besonders Folz viel. der andere teil der welt sind das centrum, der kern der welt, und die vier elemente; die erde ist eine kugel, 166 mal kleiner als die sonne, welche allein lichtspenderin ist. Frauenlob erwähnt von all dem wenig, wol weil sein blick weniger auf das centrum gerichtet war. Mügeln bringt schon eine klare vorstellung des *κόσμος*, während Folz nur noch anklänge hat, die er wol kaum ganz verstand. jedes *tier* ('animal') besteht aus vier elementen, welche widerum aus der *ersten materie* zustande gekommen sind: wie, wissen sie freilich nicht genau, sie scheinen anzunehmen aus ihrer auflösung in die vier 'complexen': warm, kalt, feucht und trocken. so entstehen die verschiedenen arten des lebens.

Mit dieser entstehungserklärung vom leben begnügen sie sich aber noch nicht. für Mügeln ist das leben die kraft des göttlichen geistes, die es nicht nach willkür, sondern nach einer bestimmten ordnung und form in der materiellen welt hervorbringt. in den kosmologischen gedankengängen der meistersängerischen philosophie erscheint uns diese kraft naturgemäfs als bewegung, als ein *wegen*, während sie in der idealistischen speculation Frauenlobs *êre* und *minne* war; aber Frauenlob denkt sich die minne als bewegende kraft des göttlichen geistes, die die elemente *durch der ougen widerhaft* aneinander treibt und zu neuer mischung (*complexion*) bringt.

Die astrologie, kein aberglaube, sondern allein unter dem eindruck der strengsten gesetzmäfsigkeit des natürlichen geschehens geboren, spielt bei Frauenlob und Mügeln eine grofse rolle, nicht aber mehr bei Hans Folz, laut welchem nur noch *weltlich dorheit* davon spricht. —

Der tod endlich ist ein aufhören oder nachlassen jener bewegung. gleichzeitig zieht sich 'des lebens geist' aus dem körper des *tiers* zurück. er hat die eigenschaften einer unsterblichen seele. — die hölle weifs Frauenlob noch an keinen genauen ort hin zu verlegen, Heinrich vMügeln weist ihr den innersten kern des centrums zu.

Das dritte capitel ist betitelt 'T h e o l o g i e'. der welt lauf ist folgender. zuerst war das, wie Gott, zeit- und raumlose geisterreich der engel. dann geschieht der sturz der engel, und in der materiell-fleischlichen welt will sich Gott einen ersatz für den an der geistigen erlittenen verlust schaffen. diese ursprünglich ganz vollkommene materielle welt hat Lucifer herabgewürdigt; qual und trübsal lagern sich auf der welt. in der dritten periode geschieht die erlösertat Gottes durch die von ihm praktisch vollzogene vergöttlichung des fleisches; doch ist diese nur das präludium des eigentlichen erlöserwerkes, welches für die meistersinger in der selbstaufopferung des einmal fleisch gewordenen Gottes besteht, im übergang seiner gottmenschlich heiligen substanz in unsere sündigen leiber und die dadurch bewürkte vergöttlichung der substanz. mit dem *pade seins kospern tewren plut verrern* (Folz) trat der langersehnte act der göttlichen gnade ein. und endlich kommt es zur auferstehung des fleisches am jüngsten tage, den Hans Folz mit allen angaben der mittelalterlichen eschatologie zu schildern weifs. —

Der g o t t e s b e g r i f f zeigt uns den persönlichen Gott. er ist bei den meistersängern der steinalte vater der menschheit. sein christliches erlösungswerk bringt den *vil alten* auf freiersfüfse. er wird der keuschesten und schönsten *alter friedel;* durch die menschwerdung Gottes wird aus der 'unitas' die 'trinitas'; Christus ist immer die d r i t t e person der trinität; es stimmt damit, wenn von Gott vor dem heraustreten des sohnes in die welt auch als zweiheit gesprochen wird. Gottes irdische geburt ist aber vom idealistischen standpunct aus eine erniedrigung des gott-sohnes, und wir finden bei den meistersängern eine bewuste projection der irdischen geburt und der daran geknüpften spaltung des göttlichen wesens zur trinität ins ewig-zeitlose. wie die drei aus einem entstanden sind, ist Folz unerklärlich, die projection sagt und erklärt ihm nicht viel. diese fragen sind für ihn, wie überhaupt für seine zeit, ein hauptthema. der einheitliche gottesbegriff leuchtet Folz und seinen zeitgenossen viel mehr ein. um zur klarheit zu kommen, lässt er vom persönlichen los und gelangt zu einer grofsartigen vertiefung seines simplen gottesbegriffes; Frauenlob und Mügeln könnten ihn darum beneiden. unaufhörlich sind die versuche, die einheit in der trinität zu begreifen. es ist ganz bewunderungswürdig, mit welch dialektischer schulung sie die begriffe der drei auswechseln, um so ihre monotheistische grundstimmung zum ausdruck zu bringen. —

Im M a r i e n c u l t, der in der ersten hälfte des 12 jahrhunderts in den klöstern der cistercienser und prämonstratenser aufgekommen war, sah der meistersänger bis zur reformation sein unerreichbares ideal. eine unendliche fülle poetischer bilder, ein sinnberückendes, verwirrendes und ermüdendes chaos ist charakteristisch. die Mariendichtung der meistersänger steht von

vornherein unter dem bewustsein, dass man sich nie und nimmer im *lop der megede* (Frauenlob) genug tun kann. L. führt die nicht unbekannte ansicht aus, wie die Marienphilosophie allein den anstofs zur entwicklung der Marienlyrik gegeben habe; sie habe dem gegenstand erst seine eigentliche bedeutung verschafft. all jene poetischen sinnbilder und beiwörter werden nur von ein paar logischen schlüssen und metaphysischen ahnungen getragen, deren wahrheit sie versinnlichen sollen; als eine wunderbare unterbrechung der naturgesetze wird die unbefleckte empfängnis gepriesen. in ihrer schwangerschaft *sie nie wart beswert* (Folz), und die geburt, oft mit grofser poetischer schönheit beschrieben, war schmerzlos ideell; die gröste schönheit und reinheit sind ihr eigen. sie, die herrlichste aller 'creaturen', war natürlich nicht von ungefähr ans tageslicht getreten, Maria ist vorgeschaffen oder vorgedacht; also verknüpfung mit vorstellungen der platonischen ideenwelt, wie beim trinitätsproblem; sie existiert zuerst als idee im göttlichen geiste. also: die idee ihrer lieblichen gestalt bedeutet, prophetischen augen kenntlich, den angelpunct des göttlichen weltenplans (nur zur verwürklichung der idee hat Gott die welt geschaffen); ja sie wird sogar selber zur idee der idee, zum symbol des göttlichen *λόγος*, in dem alles irdische vorgedacht und vorgeschaffen ist. besonders aber die prädicate der minne werden ihr beigelegt. Maria mit der frau Minne direct zu identificieren, wagte freilich Frauenlob nicht, aus furcht vor einer profanation. praktisch ist sie es aber für ihn wie für Heinrich vMügeln. die macht dieser liebe erscheint erst in ihrem ganzen umfang in dem gewaltigen symbol der alles umspannenden und beherschenden himmelskönigin; und in jeder frau lebt die idee, der idealtypus des weibes, der Gott im bilde der Maria vorschwebte.

In diesem doppelsinne wurde Heinrich vMeifsen von seinen zeitgenossen *der Vrouwen-lop* genannt. es gipfelt die Marienphilosophie in der idee des ewig-weiblichen.

Einen anhang bildet ein abschnitt 'Zur praktischen philosophie'. im vordergrunde der meistersängerischen ethik steht die lehre von den tugenden. mit moralisierenden versen wollen die meistersänger die menschen zur tugend hinführen. bei Frauenlob treten die tugenden in zwei festen gruppen auf: es sind die eigentlichen christlichen tugenden und die noch zu seinen zeiten im glanze einer modernen cultur erstrahlenden tugenden fröhlicher weltlichkeit; eine lose verknüpfung nur ist zwischen beiden zeilen vorhanden. Heinrich vMügeln ist schon mehr von der scholastik beeinflusst: er kennt die vier cardinaltugenden, die christlichen tugenden und noch ein wenig die ritterlichen tugenden der vergangenen zeit. das metaphysische seinsprincip verbindet sich mit der im grunde idealistischen mittelalterlichen ethik. den tugenden als den von Gott geschaffenen führerinnen unseres

willens wird von Mügeln vor den künsten und dem von ihnen gelehrten wissen ganz bestimmt der vorzug gegeben.

Kunst ist ein senffte last
wer sie in arm der togint vast. —

Nur eine solch eingehnde inhaltsangabe vermochte zu zeigen, wie dankbar Lütckes arbeit, wegen der betonung und beleuchtung des philosophischen im meistergesang, zu begrüfsen ist. einerseits sind es freilich, wie er selber sie betitelt, nur 'studien' zur philosophie der meistersänger; infolge der beschränkung auf drei vertreter und der deswegen nur spärlichen aufdeckung der entwicklung, infolge des verzichtes auf bedeutendere anknüpfungen an voriges und ausblicke in das folgende, ferner wegen des grundsätzlichen absehens von quellenstudien sind diese studien noch mancherorts ergänzungsfähig, wenn gleich das gebotene eine durchaus tüchtige arbeit bedeutet. anderseits ist vielleicht da und dort das philosophische zu viel erforscht worden, wo es sich in wörtern und sätzen kaum um mehr als um starre, halb oder nicht verstandene formeln handeln mag: da etwas sicheres festzustellen war freilich ohne betrachtung zahlreicher zwischenglieder zwischen den drei vertretern unmöglich. —

Einen würklichen vorwurf, wenn auch 'nur' die form betreffend, kann ich freilich nicht unterdrücken: wegen der verwendung von fremdwörtern. ich meine ja nicht, dass man, zb. in der sprache der philosophie, mit dem ausmerzen zu weit gehen solle; aber sätze wie der folgende 'dass es in der meistergesangskunst des 15 jahrhunderts für u n f a i r galt, in der p r o d u c t i o n von tönen irgendwelche a m b i t i o n e n zu besitzen', (s. 24) zeugen nicht von feinem sprachgefühl. auch durch geistreich sein wollende gegensätze und vergleiche ist L. besonders im ersten teil seiner schrift zu inhaltlichen ungenauigkeiten gebracht worden, wie s. 2f, wo der vergleich zwischen person und dichtung nicht ganz stimmt: die mhd. poesie ist doch durch die philosophie alt geworden, während bei Goethe das gegenteil der fall war: mit den jahren wurde seine dichtung allegorisch und symbolisch. ich glaube, dass es immer wider sache der kritik ist, stellung zu nehmen gegen diese art, die eben vielfach in wissenschaftlichen darstellungen geschadet hat. ein anderes beispiel von schwäche der L.schen arbeit ist die stelle auf s. 24, wo er in der aus Heinrich vMügelns preislied der sangeskunst angeführten stelle, wie mir scheint ganz willkürlich ein überwiegen des *wortes* über die *wîse* ableitet und dann daraus ziemlich gewagte folgerungen zieht. in ähnlicher weise wird der leser gut tun, an manchen stellen L. mit vorsicht zu folgen. — das alles aber kann, wie mich dünkt, dem buche L.s nur wenig an wert rauben. ich sehe in ihm einen sehr verdankenswerten, anregenden versuch, der ganze beachtung verdient.

Burgdorf (Schweiz). **Eugen Geiger.**

1. Die bildnisse Albrecht von Hallers von **Artur Weese.** veröffentlicht aus anlass der enthüllung des denkmals das Albrecht von Haller am 200 gedächtnistage seiner geburt in Bern gesetzt wurde. mit lichtdrucken. Bern, AFrancke 1909. 281 ss. 4°. — 32 m.
2. Albrecht von Hallers dichtersprache von **dr Karl Zagajewski** [Quellen und forschungen zur sprach- und culturgeschichte der germanischen völker. 105 heft]. Strafsburg, KJTrübner. 1909. VIII, 269 ss. 8°. — 7,50 m.
3. **Friedrich Kammerer**: Zur geschichte des landschaftsgefühls im frühen achtzehnten jahrhundert. Berlin, SCalvary & co. 1909. 265 ss. 8°. — 6 m.

1. Am 16 october 1908 wurde die zweihundertste widerkehr von Hallers geburtstag gefeiert. von den gröfseren arbeiten, die ungefähr zur selben zeit hervortraten und die persönlichkeit Hallers zu erfassen sich bemühten, ist indes nur eine durch die feier selbst hervorgerufen worden: Artur Weeses stattlicher band 'Die bildnisse Albrecht von Hallers'. am festtage wurde auf dem platze vor dem vorlesungsgebäude der Berner hochschule Hugo Siegwarts denkmal enthüllt; es lag nahe, im zusammenhang mit diesem ersten Berner Hallerdenkmal grofsen stils die bildnisse des Berner dichters und gelehrten zu verzeichnen und zu mustern. aus dem vorwort von Weeses werk ist zu ersehen, dass der vorsitzende des Hallerdenkmalcomitees seinen Berner collegen Weese mit der abfassung einer 'Ikonographia Halleriana' beauftragt habe. wol konnte die arbeit nicht rechtzeitig hervortreten; zu grofs war der umfang der vorbereitungen, deren sie bedurfte. doch auch die verspätete leistung darf als eine der prächtigsten und wertvollsten spenden zur tieferen ergründung von Hallers persönlichkeit dankbar begrüfst werden.

Der vorzüglich ausgestattete quartband macht einen durchaus gewinnenden eindruck. auf körnigem papier mit monumentaler und gut lesbarer brauner antiqua von Stämpfli & cie in Bern gedruckt, führt er über anderthalb hundert bildnisse in lichtdruck nach photographieen von Fred. Boissonas & co. in Genf vor. sie sind sorgsam genug behandelt, um die feinen und scharfen technischen beobachtungen verfolgen zu lassen, die Weese an dem gesamten vorrat versucht. den text abzuschätzen, den W. der ikonographie angefügt hat, gebührt natürlich dem kunsthistoriker. doch der erforscher deutschen geisteslebens und deutscher dichtung findet in ihm sachlich und methodisch so viel anregung, dass er ihn mit genuss und würklicher förderung lesen kann. da versucht ein geistreicher und unvoreingenommener kopf, die ganze persönlichkeit Hallers zu erfassen. keine leichte aufgabe! denn Hallers allseitigkeit stellt seinen betrachter vor so viele probleme, dass der einzelne heute ihnen allen nicht leicht gerecht werden kann. wir litterarhistoriker sind gewohnt, in Haller den vorwärtsweisenden und vorwärtstreibenden dichter, den bahnbrecher deutscher classischer poesie zu sehen und zugleich den ersten grofsen 'sentimentalischen' des 18 jahrhunderts, der dem menschen

seiner und der nachfolgenden zeit vorgefühlt hat, das gemüt, in dem keimartig teils, teils auch schon ausgereift die charaktereigenheiten des kommenden zeitalters Klopstocks, Rousseaus, Werthers und Schillers eingeschlossen waren. daneben fängt man an, auch in unseren kreisen sich um einige physiologische lehrsätze Hallers zu kümmern, die für die geistesgeschichte des deutschen classicismus und besonders der romantik von bedeutung sind, begnügt sich indes im allgemeinen mit dem bewustsein, dass Haller auch ein grofser gelehrter gewesen sei. der naturwissenschaftler widerum, voran der physiolog, sieht in Haller fast ausschliefslich nur den grofsen forscher. als das neue Berner Hallerdenkmal noch in dem zustande erster vorbesprechung sich befand, hatte es den anschein, als ob die vertreter der naturwissenschaft allein verpflichtet wären, für das andenken Hallers zu sorgen; von ihnen ging die anregung aus, und mit freudiger überraschung erfuhren sie, dass Haller auch als dichter etwas bedeute. hatten in ihnen doch die verse Hallers bis dahin nur den eindruck einer jugendlichen entgleisung erweckt. solchen beengteren standpuncten gegenüber sich auf einen platz zu stellen, von dem allseitige umschau möglich ist, war Weeses erfolgreiches bestreben. er kannte aber zur zeit der abfassung seines textes die örtlichen verhältnisse Berns schon gut genug, um auch noch weiteren betrachtungsweisen gerecht zu werden. Bern hat einst den grofsen und weithin berühmten gelehrten nicht nur (was immer den blickpunct beeinträchtigt) in seinen anfängen gesehen, auch nach seiner rückkehr von Göttingen kaum den rechten mafsstab für ihn gefunden. das äufsere gehaben des mannes, sein nicht immer sieghaftes auftreten im politischen leben der stadt, sein lange recht erfolgloses werben um stellung und einfluss in der lenkung des staates: all das legte seinen mitbürgern nahe, Haller so zu unterschätzen, wie auch sonst in kleineren gemeinwesen grofse persönlichkeiten unterschätzt werden, deren verdienste auf geistigem gebiete liegen. auch in Athen war es einst so; warum sollte es in Sparta an der Aare anders sein?

Dem vergleicher und prüfer von Hallers bildnissen offenbarten sich, wenn er so scharf beobachtete wie Weese, alle diese schwervereinbaren spiegelungen von Hallers persönlichkeit in den zahlreichen und widerspruchsvollen versuchen, Hallers züge festzuhalten. schon die abschnitte die W. in seiner darstellung anbringt, weisen auf die gegensätze der verschiedenen spiegelungen hin. die capitel 'Der jüngling', 'Der gentilhomme und poet', 'Der professor' führen bis zu Hallers abgang von Göttingen; 'Erste ehrung', 'Der grofse Haller', 'Der weltruf des gelehrten', 'Der alte mann' leiten weiter zu der letzten und intimsten auffassung, die von künstlerischer seite dem lebenden zuteil geworden ist; W. überschreibt den abschnitt 'In der nähe der ewigkeit'. dann folgt: 'Die klage um den toten', 'Das erste jubiläum', 'Im neun-

zehnten jahrhundert' und 'Das zweite jubiläum', dh. die arbeit, die für das jahr 1908 bestimmt war.

Mit ebenso starkem wie feinem gefühl dringt W. auf dem langen wege in die einzelnen versuche ein, Hallers erscheinung künstlerisch festzuhalten. er versteht es, aus den linien und flächen der bilder und büsten herauszulesen, was die künstler in Haller erblickt haben, was er ihnen bedeutete, welche seite des vielseitigen ihnen wichtig war; und widerum bestimmt er mit fester hand, wie weit die technischen mittel der einzelnen porträtisten imstande waren, das gewollte widerzugeben. die in kräftigen antithesen fortschreitende darstellung, der ein stark persönlicher zug lebendigen und reichen rhythmus leiht, entgeht nicht nur der gefahr, vermöge der fülle des in enge grenzen gebannten stoffes eintönig zu werden; vielmehr ist es genussvoll, an W.s hand das gebiet zu durchwandern, aus Hallers bildnissen das wesen Hallers und die entwicklung seiner persönlichkeit, dann auch die würkung dieser persönlichkeit und das allmähliche werden und wachsen dieser würkung zu erkennen. da ist zuerst der elegante bernische cavalier JRHubers, 'dessen posierte hand . . . das alexandrinische ross gezügelt und auf der langen fahrt durch die 'Alpen' im zaume gehalten hat'; dann der Göttinger professor JRStuders im leuchtenden rot des talars; JMMörikofers medaille, deren stempel heute noch, nach mehr als anderthalb jahrhunderten zur prägung der 'Hallermedaille' dient, der ehrengabe, die von der Berner alma mater alljährlich einem ihrer söhne für höchste wissenschaftliche leistungen verliehen wird. dem 'grofsen Haller' wurde als erster SFreudenberger gerecht; 'ein guter und geschickter maler' schuf da 'die formel, die das wesen Hallers bündig und erschöpfend darstellt'. 'der starke und umfangreiche schädel ruht auf breiten schultern. er ist das gefäfs, in dem ein rastloser wille ein erstaunliches wissen aufgestapelt hat, und dies gefäfs ist geformt durch seinen inhalt, denn in den knorrigen und herausgetriebenen zügen des gesichtes drückt sich gleichsam die ungeheure quantität aus, die es umfasst. und dass es kein totes wissen ist, das in diesem hirn die gelehrsamkeit einer ganzen epoche geborgen hat, verrät das klare auge, das in der ruhe und sicherheit blickt, die nur der ungewöhnliche besitz verleiht'. den 'grofsen Haller' Freudenbergers mit der imposanten olympischen lockenfülle der perücke hält Weese neben den kopf Mommsens, Voltaires, Rousseaus und erkennt in diesen typen gegensätze der weltanschauung und der seelischen art. den gelehrten von weltruf findet er dann in dem stich, den Bause nach Freudenbergers bild hergestellt hat. von der gebrechlichkeit des alten Haller haben nach W.s einleuchtender auseinandersetzung die künstler allzu oft notiz genommen. für David Herrliberger war der gröste gelehrte des jahrhunderts nur noch ein kränklicher und mismutiger greis. zwar 'Heinrich Pfenninger muss,

so sollte man glauben, manche gute stunde mit Haller verplaudert haben. aus dem gutmütigen verkehr im bibliothekzimmer müssen die bilder hervorgegangen sein, die den alten kopf in der mütze auf die brust gesunken zeigen, als hätte ihn die wucht und fülle der schweren gedanken gebeugt und nicht die schwäche des greisentums'. doch 'Hallers gestalt ist gegen ende seines lebens von exacten chronisten und gewissenstreuen zeichnern so dicht umgeben, dass sie ihm jeden ansatz eines glorificierenden nimbus herunterreifsen'. dann aber kommt 'mit den zarten fingern ihrer graziösen hand' die muse des rococo und bringt in ADunkers stichen den kopf Hallers zu feiner decorativer würkung. Funks büste widerum (wenn anders W. sie mit recht dem meister zuschreibt) zeigt, wie ein guter beobachter und redlicher charakter in Haller die gleichen gaben entdeckt und ihnen bewundernden ausdruck gibt, mit der aufrichtigen sachlichkeit, die sich nur einstellt, wenn die wahlverwante natur die gleichen elemente des wesens in der andern widerfindet. aber alles ist ins grofse und bedeutende gewendet. auf dem wege durchs 19 jahrhundert hat Weese fast ausschliefslich nur von büsten zu berichten, voran von den versuchen Caldelaris; endlich erzählt er die vorgeschichte des neuen denkmals; würdigt die eingegangenen entwürfe und zeigt, wie unter dem druck der öffentlichen meinung aus dem preisgekrönten stürmer und dränger Hugo Siegwarts die neuschöpfung, die gebieterische herrennatur, geworden ist, die heute vor der Berner hochschule stolz dasteht. 'in der hocherhobenen haltung eines geisterfüllten mannes von starkem wesen' wird künftig Haller der phantasie seiner landsleute gegenwärtig sein.

Um auch die zu befriedigen, 'die den formanalysen und ihren stilistischen schlüssen keinen geschmack abgewinnen können, weil sie ihnen zu vieldeutig sind', ward dem texte W.s ein umfängliches kritisches verzeichnis der bildnisse Hallers angefügt, das in fünf gruppen (gemälde, schwarzweifsbilder, medaillen und reliefs, büsten, statuen und denkmäler) den reichtum der 180 nummern ordnet. Weese betont selbst, wieviel dieses verzeichnis der 'abrundung und akribie der bibliographischen gelehrsamkeit' von Johannes Bernoulli, dem bibliothekar der Schweizer landesbibliothek, zu danken hat. wir aber wägen prüfend die beiden gaben, Weeses darstellung und Weese-Bernoullis verzeichnis, ab, und wie wir hier die ergebnisse sorgsam buchender, kritisch prüfender forschung gern hinnehmen, so freuen wir uns dort an W.s fähigkeit, das einzelne kunstwerk zu ergründen und in seiner form wie in seinem gehalt zu erfassen, die lange reihe dieser kunstwerke indes auch zu einer folgerichtigen entwicklungslinie zu verknüpfen.

2. Wenn Weese die ganze persönlichkeit Hallers zu erfassen sucht und obendrein die spiegelung, die ihr im lauf von jahr-

hunderten geworden ist, so schränkt sich Zagajewski auf den dichter ein. doch noch ein zweiter unterschied waltet zwischen den beiden arbeiten. Weeses umfängliches material war nur mühsam zusammenzubringen, nachträge zeigen, wie noch in letzter stunde neues hinzugekommen ist; und vollständiges zu bieten, hoffen Weese und auch Bernoulli von vornherein nicht. Zagajewski hingegen greift eine schön abgrenzbare frage auf und einen stoff, der dank der geringen zahl von Hallers gedichten nicht übermäfsig grofs, doch aber wegen der zahlreichen bessernden auflagen nicht zu eng umschrieben ist. dabei heftet sich an diesen stoff ein bedeutendes interesse; denn Hallers sprache ist eine voraussetzung der sprache des deutschen classicismus.

Eine einleitende übersicht und charakteristik der auflagen legt das material zurecht. in zwei abschnitten wird 'Hallers dichtersprache' und seine 'metrische technik' charakterisiert, dort formenbildung, lautbildung, syntax, stil, hier rhythmus und reim, wortverkürzung und -verlängerung und hiatus erwogen. ein kleineres capitel über Hallers politisch-religiöse wandlungen greift eigentlich über das gestellte thema hinaus, war indes ein selbstverständliches nebenergebnis der untersuchung. den abschluss bildete ein 'Hallerwörterbuch' von etwa 170 seiten.

Die metrischen beobachtungen knüpfen an sammlungen an, die Z.s lehrer RMWerner vor längerer zeit (Zs. f. d. österr. gymn. 1884, s. 432ff) vorgelegt hat. darum verzeichnet Z. (s. 75f) unreine reime nur, soweit er Werner ergänzen kann oder von ihm abweichen muss. bei der bindung *Büschen: erfrischen* wäre zu erwähnen, dass sie nicht auf ungerundeter aussprache das *ü* in *Büschen*, sondern vielmehr auf der gerundeten aussprache des *i* in *erfrischen* beruht, die Haller von seinem heimatdialekt nahegelegt wurde. er sprach: *erfrüschen*. unverständlich ist mir die bemerkung: 'das *a* in *Art* sprach Haller wol lang aus, daher klingen unrein *hart : Art*, *Arten : Karten*.' vielmehr wird Haller *hart* und *Karten* wol mit langem vocal gesprochen und es daher auf *Art* gereimt haben. anderseits scheint Z. den reinen reim *Ungemach : schwach* für unrein zu halten, da er seltsamerweise *Ungemāch* druckt. wenn Haller *hin* 19 mal auf kurzes *i*, 9 mal auf langes *i* reimen lässt, erblickt Z. das falsche in dem reim auf kurzes *i*; augenscheinlich spricht er selbst *hīn*. diese versehen machen sich schon s. 25f geltend, wenn von lautbildung die rede ist. denn natürlich vergleicht Z. die aussprache Hallers mit unserer gegenwärtigen; auf die frage, wie weit Hallers reime mit der aussprache des damals mafsgebenden Obersachsen übereintrifft oder nicht, geht er nicht ein.

Die statistik der unreinen reime die Z. vorbringt, scheint mithin etwas unsicher begründet zu sein. übrigens hat Haller nach Z.s beobachtungen an den reimen im laufe der verschiedenen ausgaben fast gar nichts geändert. dagegen kann Z. (s. 73f) eine

reihe besserungen Hallers verzeichnen, die den unterschied von wort- oder satzaccent und versaccent zu beseitigen suchen. wortverkürzung und wortverlängerung wird mit guter kenntnis der gleichzeitigen grammatischen und metrischen theorieen dargelegt. einsichtig ist Hallers verhältnis zum hiatus dargestellt; es wird fortschreitend immer strenger.

Die prüfung von Hallers sprache bedient sich, um der Schweizer idiotismen habhaft zu werden, in erster linie der alemannischen grammatik Weinholds, der schrift JWintelers über die Kerenzer mundart des cantons Glarus, der Freiburger dissertation HKäslins über die sprache Hallers und des Schweizer Idiotikons. vereinzelt werden auch AHeusler oder SSinger citiert. mit dem berndeutschen persönlich in fühlung zu kommen, hat Z. augenscheinlich nicht versucht. dieses versäumnis beeinträchtigt ebenso seine grammatischen beobachtungen wie sein wörterbuch. das Hallerwörterbuch stützt sich vollends fast ausschliefslich auf Adelung und auf Schönaichs 'Neologisches Wörterbuch'. man darf wol behaupten, dass es aus AKösters vorzüglicher ausgabe von Schönaichs pamphlet noch manches hätte übernehmen können. freilich hat Z. in den verbesserungen die Haller vornahm, einen mafsstab für die schriftsprache der zeit Hallers und für dessen dialekt; und er erkennt auch wol, wo Haller beim verbessern aus unsicherheit fehlgreift. so wird bei Haller aus einem richtigen *Er ist aus Vorsicht keusch, bricht sich und andern ab* ein dialektisch-archaisches *bricht ihm und andern ab* (s. 21. 40).

Nähere kenntnis des berndeutschen hätte Z. die frage entschiedener lösen lassen, ob Hallers wendung *kein Strom von wallenden Gelüsten* unter *der Gelust* oder unter *das Gelüste* zu buchen sei. er bemerkt blofs, Adelung kenne nur *der Gelust* 'ein im hd. unbekanntes obd. wort, für das einfache Lust'. im berndeutschen heifst es *der Glust.* dass Haller in den ersten auflagen von einem *rümpfen* der stirne spricht, wurde ihm von Schönaich verdacht. Z. bezieht sich auf Adelung, der die wendung bei Dasypodius und Maaler feststellt, indes für *runzeln* stimmt; *rumpfe* ist dem berndeutschen geläufiger. *Unfall* für 'Unglück' entspricht der berndeutschen verwendung von *Ungfell. vergehen* erscheint bei Haller im sinne von 'untergehn' und von 'zerfliefsen, zergehn' (*falsche Tugend wird, wie Blei im Test* [= tiegel], *vergehen*): die zweite bedeutung stimmt mit berndeutschem *vergah* überein, das etwa von der auflösung des zuckers im wasser gebraucht wird. das wort *Zieger,* das schon Schönaich nicht verstanden hat, sollte genauer bestimmt werden als durch die deutung 'eine käseart'; meines wissens entspricht ihm unser 'Quarkkäse' ('Topfen'). die mehrzahl der leser denkt irrigerweise an ziegenkäse. der zieger erscheint in der berüchtigten strophe der 'Alpen', die der käserei gewidmet ist und den käse als *der Alpen Mehl* bezeichnet. natürlich soll das heifsen, dass

der käse dem Alpenbewohner das mehl ersetzt. darum ist es irreführend, wenn Z. schreibt: '*Mehl* = nahrung, speise'. Heyne im DWB. führt die charakteristische stelle nicht an. dagegen deutet er *die holde Leibfarb keuscher Jugend*, die von Schönaich nicht verstanden und von Z. als 'fleischfarbe (lieblingsfarbe?)' umschrieben wird. am nächsten kommt unser 'Livree'; und auch Thümmel spricht von der *Leibfarbe der Ignoranz.* auch über *die Schöne* = 'schönheit' wäre aus dem DWB. manches zu lernen gewesen, vor allem, dass das wort durch Klopstock wider geläufig geworden ist.

Einzelne wendungen Hallers hat Z. misverstanden, weil er die bernische umgangsprache nicht kennt. in dem verse *Du seufzest, Doris! wirst du blöde?* heifst *blöde* nicht 'zaghaft' oder 'töricht', sondern 'schwach'. und 'schwäche' ist gemeint, wenn Haller sagt: *Der Eckel im Genufs entdeckt das innre Blöde.* in den wendungen *Doch fällt der Glanz von ihm, so wird der Held gemeiner* und *Vor diesem war ein Mann, der rühmlich wollte sein, Dem Vaterlande treu, in seinem thun gemein* bedeutet *gemein* so viel wie 'leutselig'. *gewirbig* heifst nicht 'gewinnsüchtig', sondern 'rührig, regsam, tätig'. *der Freygeist, der sich lernt* wird von Z. gedeutet: 'nach selbsterkenntnis strebt'; sollte es nicht heifsen: sich (be)lehrt? 'lernen' und 'lehren' weifs der Berner nur schwer zu scheiden. *Mein Eckel, der sich mehrt, verstellt den Reiz des Lichts* möchte Z. interpretieren: 'verändert', 'verunstaltet' den r. d. l.; tatsächlich gebraucht die bernische umgangssprache *verstellen* für 'versperren', 'verrammeln', was hier ganz gut passt.

Was aus Kösters reichen sammlungen in das Hallerwörterbuch übergehn konnte, sei hier nur durch ein paar willkürlich herausgegriffene belege verdeutlicht. *Alpe:* Köster (s. 405) charakterisiert die stellung, die Gottsched gegen und Breitinger für den singular genommen hat. — *Bauch:* Köster (s. 416) bringt für Hallers wendung 'bauch der welt' parallelen aus EvKleist und Löwen. — *beiwohnen:* Köster (s. 405) zeigt, dass Schönaich (s. 25) die stelle bespöttelt. — *beseelen:* wichtige belege zur nachgeschichte des worts, das auch in parodistischer verwertung sofort erscheint, bei Köster (s. 421). — *Bild:* Köster (s. 425) weist nach, dass schon Opitz (wie später auch Goethe) 'bild' für 'mädchen' gebraucht. — *blähen:* Schönaichs einwänden, deren Z. übrigens nicht gedenkt, stellt Köster (s. 425) die tatsache entgegen, dass Schönaich selbst das wort verwertet.

Im ganzen glaub ich aus Z.s Hallerwörterbuch die behauptung ableiten zu dürfen, dass Haller von anfang an die gebräuchlichsten idiotismen Berns gemieden hat. gerade die wendungen, die fast in jeder nummer einer Berner zeitung unterlaufen, sind bei ihm nicht nachzuweisen. ja ich möchte noch mehr sagen: das befremdende der sprache Hallers, das wir heute

freilich weniger spüren als seine zeitgenossen, ligt mindestens ebenso sehr an seinen versuchen, sprachschöpferisch zu würken, wie an seiner Berner abkunft. ich gebe zu, dass eine reihe dieser neubildungen dem bernischen sprachgebrauch näher stehn als dem sprachgefühl des Nord- und Mitteldeutschen. leider hat Z., was hier in betracht kommt, nur vom rhythmischen und nicht vom sprachlichen standpunct betrachtet, vor allem (s. 77) die zahlreichen verbalcomposita mit *be-*, *ent-*, *er-*, *ver-*, *zer-* usw. dann gibt er auch keinen sicheren mafsstab, an dem die neologismen Hallers zu erkennen wären; denn er berichtet fast gar nicht über die frage, welche von Hallers wörtern sich schon vor ihm in deutscher dichtung finden.

Trotz allen diesen einwänden möcht ich meine anerkennung für Z.s leistung nicht zurückhalten. das material ist doch im ganzen reinlich gesondert und zu weiterer bearbeitung vorbereitet. ein wunsch bleibt noch unerfüllt: ein register. das Hallerwörterbuch hätte ein register ersetzt, wenn es sich auf die erwähnungen der einzelnen stellen bezöge, die im texte vorkommen. einige wichtige wendungen werden überhaupt mehrfach in dem buche besprochen, ohne dass von einer erörterung auf die andere verwiesen würde.

3. Auch FKammerers wertvolle und aufschlussreiche arbeit dient vertiefter erkenntnis des dichters Haller, seines wesens und schaffens. sie wurde von Kurt Breysig angeregt und hat der philosophischen facultät der Berliner universität als dissertation vorgelegen. irre ich indes, wenn ich annehme, dass K. ursprüngsich seine erforschung des landschaftsgefühls nicht nur auf Hagedorn und Haller hat einschränken wollen? und dass im laufe der arbeit der stoff ihm derart anwuchs, dass er sich mit den beiden dichtern begnügte, in denen schon das 18 jahrhundert 'die ersten strahlen der schönen morgenröte' erkannte und von denen ab es 'die epoche der neuern und schönern zeiten der deutschen dichtkunst' rechnete. der grund, auf dem K. baut, ist so breit und so fest, dass oberflächliche betrachtung den eindruck erwecken könnte, das gebäude, das auf ihm errichtet ist, sei unverhältnismäfsig klein geraten. aber nur oberflächliche! denn die feinen und vorsichtigen scheidungen, die K. vornimmt, konnten nur aus eingehendster prüfung der voraussetzungen würklich zu festen ergebnissen kommen. der weg den K. weist, über Hagedorn und Haller hinaus zu späterer dichtung zu schreiten, ist durch ihn selbst wesentlich erleichtert worden; am schönsten wäre freilich, wenn er selbst ihn wanderte.

K.s anhang bezeugt, wie sorgsam er das gebiet durchforscht hat, auf dem er zu neuen erkenntnissen kommen möchte. auf mehr als fünfzig seiten werden vorgelegt: 1) 'annalen' vom jahre 1336 (Petrarca auf dem Mont Ventoux) bis zum jahre 1832;

tatsachen und werke künstlerischen und wissenschaftlichen inhalts, die mit der geschichte des landschaftsgefühls zusammenhängen, erscheinen in übersichtlicher folge, die geburtsdaten Rousseaus, Klopstocks, Gessners, Goethes ebenso wie das jahr, da Haller seine erste alpenreise unternahm; Kleists 'Frühling' und Klopstocks 'Frühlingsfeier' ebenso wie Goethes 'Harzreise im Winter'; und Thümmels 'Reise in die mittäglichen provinzen von Frankreich' ebenso wie Lessings 'Laokoon' und Schillers aufsätze 'Über naive und sentimentalische dichtung'; aber auch entlegeneres wie die Schneekoppenbücher und Oesfelds 'Betrachtung über die Herrlichkeit Gottes im Gebirge'. 2) Materialien für eine bibliographie zur geschichte des landschaftsgefühls, auf vierzehn gruppen verteilt, nach stofflichen und gedanklichen gesichtspuncten (landschaftsmalerei, gartenkunst, farbe, form, gegenstände der landschaft usw.) und nach geographisch-nationalen (Antike, Deutschland, England, Frankreich usw.). 3) ein verzeichnis der benutzten orts- und reisebeschreibungen, der übrigen benutzten quellen und der übrigen darstellenden werke. an schliefst sich ein vierfaches register zu der monographie und zu den annalen und der bibliographie: orte, personen, mythologische und schäfernamen, sachen. nicht nur den zutritt zu K.s ausführungen und sammlungen erleichtern diese register; sie leiten unmittelbar den forscher weiter, zunächst das sachregister, das dem lexikographen künftig unentbehrlich sein wird. über einige druckfehler und versehen, die jeder kundige rasch und leicht verbessern kann, möcht ich mit K. hier nicht rechten.

K.s listen zeigen von neuem, wie riesig die einzelstudien auf dem gebiete des naturgefühls anwachsen. obendrein konnte ABiese in seiner anerkennenden besprechung des buches (DLZ. 1910 sp. 2083) noch einen längeren nachtrag von büchertiteln bieten (die leider mitunter durch druckfehler fast unkenntlich geworden sind: E. v. Gonny für E. Jenny, Hallgart für Hallgarten). in dieser, nachgerade oft unsäglich ergebnisarmen und schlecht orientierten litteratur mitzuzählen, ist nicht immer angenehm. ich nehme an, dass viele fachgenossen schriften über das naturgefühl nur noch mit zagen oder auch gar nicht in die hand nehmen. es ist unbedingt notwendig, dass neue gesichtspuncte eröffnet werden, wenn nicht diese ganze forschung versanden soll. schon war es ein wichtiger schritt nach vorwärts, dass WSteinert in seiner dissertation, die jetzt auch als buch vorligt, nicht weiter vom 'naturgefühl' ausging, sondern entschlossen das 'farbenempfinden' Tiecks und seiner genossen zu prüfen sich anschickte. im sinne einer neuen methodik der forschung arbeitet auch K.

In einer 'systematischen einleitung' von gegen zwölf seiten sucht K. sich und anderen klarheit zu schaffen über die grundsätze seiner forschung.

Er scheidet zwischen dem fortschreitenden, sich verfeinern-

den und vertiefenden landschaftsgefühl 'des menschen einer bestimmten zeit', also einer generation, und der fortschreitenden fähigkeit des gleichzeitigen künstlers, dem gesteigerten landschaftsgefühl künstlerische form zu leihen. der sehende mensch und der künstlerische former treten in gegensatz. das ist einleuchtend und notwendig. selbstverständlich kann das landschaftsgefühl einer epoche nicht einfach aus den kunstwerken ihrer zeit herausgerechnet werden. was der künstler sieht, braucht die ganze generation noch lange nicht zu schauen; und umgekehrt ist kein künstler verpflichtet, das ganze landschaftsgefühl seiner epoche zum ausdruck zu bringen. denn künstlerische tätigkeit wählt und vereinfacht. freilich weiſs auch K., dass die theoretische scheidung in der praxis nicht rein durchzuführen ist. jeder ästhetisch wahrnehmende nämlich wählt und sondert. nur weiſs der nichtkünstler nicht mit dem pfunde zu wuchern, das ihm in der gabe des wählens als tugend geschenkt ist. ihm fehlt — wie K. sagt — fähigkeit und stärke, in seltenen fällen vielleicht nur der wille, aus dem geistigen process des wählens heraus das geformte kunstwerk zu schaffen.

Sieben formale elemente der landschaft kommen nach K. bei der prüfung des ästhetischen wahrnehmungsvermögens aller menschen in betracht: licht, farbe, linie, gestalt, fläche, raum, bewegung. zur bewegung rechnet er auch die akustischen und geruchswahrnehmungen, dann die körperliche empfindlichkeit gegen die atmosphäre.

Neben das reine, unmittelbare landschaftsgefühl stellt K. die naturbetrachtung, die wissenschaftlich, utilitarisch, ethisch und religiös sein kann. ausdrücklich bekämpft er die annahme, dass wissenschaftliches eindringen ästhetisch förderlich würken könne. 'sobald die, welche mit eifer und freude forschen, reines ästhetisches gefallen am erforschten finden, so hören sie auf, mit den augen eines forschers zu sehen. in der erfahrung begegnet häufiger der fall, dass naturwissenschaftliche beschäftigung das ästhetische anschauen der landschaft beeinträchtigt und das fühl- und formungsvermögen beschränkt zugunsten der analyse'.

Die frage nach der rein künstlerischen erfassung der landschaft greift K. sehr vorsichtig an. er weiſs, dass wissenschaftliche analyse und synthese nicht ersetzt was der mensch beim genusse eines kunstwerks erlebt. aber die wissenschaft 'kann, indem sie historisch verfährt, das conventionell- und traditionell-künstlerische von dem persönlichkeits-künstlerischen abscheiden, kann dieses in scharfem umriss herausstellen und dadurch vielen erst die möglichkeit verschaffen, es in seiner starken einmaligkeit zu begreifen und zu genieſsen'.

Zwei möglichkeiten unterscheidet K. entweder ist die landschaft dem künstler object; er beschreibt sie als ihr zuschauer und betrachter. oder der künstler taucht mit seinem gefühl in

die landschaftliche würklichkeit, saugt sie auf und macht sie im kunstwerk zum bilde des zustands oder vorgangs seiner seele. und zwar erblickt K. in der zweiten möglichkeit die voraussetzung stärkerer künstlerischer betätigung; denn hier kann einer landschaft die form der eigenen seele eingeprägt werden, kann das 'bildgefühl' walten, 'jenes unerklärte und unerklärliche gefühl der strengen form, des strengen rhythmus, der schönen harmonie'; und es kann in linien eine stärkere schwingung, in farben einen dunkleren ton hineinschauen.

Aus solchen voraussetzungen ergibt sich die aufgabe, erstens die dichtungen einer zeit als quelle des landschaftlichen empfindens dieser zeit zu fassen und an reisebeschreibungen, briefen, kritiken, theoretischen darlegungen zu messen, um allgemeinempfinden und individuelles empfinden scheiden zu können. zweitens gilt es zu erkunden, wie weit die landschaft in der hand des dichters realität behält und wie weit sie sich zu einem neuen gebilde kristallisiert, dh. welche form der dichter ihr gibt. auch da ist anschluss an das herkömmliche und individuelle formung zu trennen.

Diese grundsätzliche betrachtung kann ich fast in ihrem ganzen umfang mir aneignen. nur an éiner stelle möcht ich K. widersprechen. ich glaube doch, dass wissenschaft auch ästhetisch-fördernd würken kann; und zwar besonders auf dem felde der landschaft. wol kann, ganz allgemein gefasst, naturwissenschaftliche beschäftigung das ästhetische anschauen der landschaft beeinträchtigen. aber wissenschaftliche analyse der optischen erscheinungen der landschaft kann den künstler fördern und hat ihn gefördert. in Goethes farbenlehre geht wissenschaftliches forschen und künstlerische erfassung hand in hand. und wieviel bedeutet impressionistischer malerei eine vertiefte ergründung licht- und farbenoptischer fragen! natürlich ist, was ich da vorbringe, nur als allerflüchtigste andeutung gemeint. —

Auf K.s grundsätzen ruht folgerichtig, was er über das landschaftsgefühl Hagedorns und Hallers zu berichten hat. eine 'sachliche einleitung' berichtet von garten- und schäferlandschaft, also von dem landschaftsgefühl, das Hagedorn vorfindet und das ihn trägt. dann erörtert K. das ästhetische wahrnehmungsvermögen Hagedorns, dh. sein landschaftliches empfinden, soweit es nicht zu künstlerischer betätigung weiterschreitet, und misst es an dem landschaftlichen empfinden der zeit in der Hagedorn aufgetreten ist. im gegensatze dazu kommt sein 'dichterisches formungsvermögen' zur betrachtung, also die eigentliche künstlerische leistung, durch die Hagedorn über das fortschreitende empfinden auch des feinfühligsten menschen seiner zeit hinausgelangt.

In gleicher weise wird Haller behandelt. diesmal bildet die grundlage eine darstellung des verhältnisses, in der die menschen vor Haller zum gebirge stehn. und wider wird die zweiteilung

16*



durchgeführt: Haller als ästhetisch wahrnehmender mensch und Haller als formender künstler.

Ein schlussabschnitt sucht Hallers nachleben zu ergründen. hier kommt nicht allein das ästhetische interesse an der landschaft in frage, auch das wissenschaftliche, moralische, religiöse, menschliche und utilitarische, also die 'naturbetrachtung' neben dem reinen landschaftsgefühl.

Das gesamtergebnis von K.s forschungen wird von ihm selbst gezogen, ebenso wie er zusammenfassend am schlusse jedes abschnitts sich äufsert. auch in der darlegung des gesamtergebnisses scheidet er natürlich zwischen dem menschen im allgemeinen und dem künstler.

Freie landschaft und stilisierte landschaft bestehen im 17 jahrhundert nebeneinander. die freie landschaft, ein von hügel oder baum eng begrenztes stück ebene, das spärliche ausblicke in eine mäfsige ferne gestattet und mit einer festen auswahl von farben und formen arbeitet, die schäferlandschaft also, deren geschichte tief zurückreicht ins kindesalter der menschheit, wird vom 15 jahrhundert ab von renaissance, barock und rococo zur stilisierten landschaft gesteigert, die der aristokratie der völker gehört. Le Nôtre componiert im 17 jahrhundert den grofsen, streng erhabenen garten des barock nach den gesetzen der architectur. das rococo löst diese erhabenheit zu launenhafter, wilder anmut auf.

Die stilisierte landschaft erhält ihr reales dasein im garten, die freie gehört als umgebung des schäferidylls fast ausschliefslich der dichtenden und bildenden kunst. dies idealbild bestimmt das landschaftliche sehen; doch die augen, die auf die formen der stilisierten gärten sich eingestellt hatten, 'biegen' die freie natur nach jenen formen 'um'. das findet sein ende, sobald der garten die streng architektonische form endgültig verlässt und unter dem einfluss Englands und der sogenannten 'Chinaromantik' an die stelle der linienwürkung die flächen- und farbenwürkung tritt, ferner hügel, inseln, grotten, ruinen, gotische und chinesische architecturen um sich greifen, also eine stilisierte natürlichkeit angestrebt wird. auch die individuelle landschaftsdichtung einzelner persönlichkeiten treibt vorwärts.

Eine solche individualität ist Brockes. noch ist sein lineares empfinden durch französische gartenkunst bestimmt; er gibt aber den typus der freien landschaft ganz auf und hebt sich von der convention ab durch ein subtil-differenziertes licht- und farbenempfinden. Hagedorn steht wol bereits unter englischem einfluss, bleibt aber ganz im banne der herkömmlichen schäferlandschaft. auch Haller ist von England abhängig. obwol ihm von jugend auf eine neigung zu kunstmäfsiger landschaft anhaftet, erhebt er noch eindringlicher als Hagedorn den ruf nach freiheit und natur. er wurzelt zwar in der schäferlandschaft, aber er löst sich von

ihr, indem er das hochgebirg in die dichtung hineinzieht. dadurch werden empfindungen, die bis dahin nur einem kleinen kreise eigneten, allgemein. denn zunächst wissenschaftliches interesse, dann aber auch ästhetische reize locken schon im zeitalter der renaissance und des barock einzelne zu den hohen bergen. schon 1696 ist in der Schneekoppenbaude ein fremdenbuch ausgelegt; weite aussicht, die über die wolken sich hebenden gipfel und die grofsen bewegungsschauspiele der rauschenden wasserfälle stehn im vordergrund des interesses; der schrecken vor wilden verticalformen lässt nach. endlich erkennt man die ungezügelte wildheit, die sich keinem strengen rhythmus einordnen will, als schön an. doch nur bei Rousseau dringt diese anschauung durch. Haller bleibt sogar hinter manchen vorgängern zurück, ja er schreibt den kahlen und nackten felsen zweckmäfsigkeit zu, um sie schön finden zu können. dennoch lernt von ihm mit- und nachwelt die landschaft realistischer sehen. die barocktradition wird mehr und mehr zurückgedrängt, obwol auch sie des gebirges sich nun bemächtigen will. man geht aber auch über Haller hinaus und sucht das empfinden für form und farbe der gipfel und gletscher zu differenzieren; nach Brockes vorgang achtet man dabei auf nuancen und schattierungen der farbe.

Die dichterische formungsfähigkeit hält mit der erweiterung des ästhetischen empfindungsvermögens nicht schritt. ein stark zunehmender realismus hemmt.

Die dichterische landschaftsauffassung des 17 jahrhunderts, die die landschaftlichen gegenstände vermenschlicht und die persönliche empfindung in die dinge selbst wie in die typischen gestalten des schäfers und der schäferin hineinträgt, lebt in überresten weiter. Hagedorn und Gessner, anakreontische und idyllendichtung, nähern sie der dorfdichtung. Hagedorn geht auf leichte bewegung aus und, indem er alle flüchtigen eindrücke impressionistisch aufgreift, wird gegenständliches ebenso wie licht und farbe in flackerndes schwingen und buntanmutiges spielen versetzt. Haller beschreibt im allgemeinen realistisch, lässt aber schon früh etwas von der form seines innern in die landschaft eingehn, am stärksten endlich in dem fragment über die Ewigkeit.

An Hagedorn schliefsen sich anakreontiker an. Ewald von Kleist wendet sich indes bald Brockes, Haller und den beschreibenden dichtern Englands zu. auch er neigt zum impressionismus; sein 'Frühling' fasst die gewonnenen bilder nicht zur einheit zusammen, so wenig wie die 'Alpen' von Haller. dem realismus, der von Haller ausgeht und die stilelemente der schäferdichtung und der anakreontik durchsetzt, widersteht am kräftigsten Gessner. er differenziert den typus der schäferlandschaft in kleine formvolle landschaftsindividuen. die physiognomie seiner landschaft ist ruhiger, weicher und farbiger als die der anakreontik. die

landschaft ist bei ihm zugleich stärker betont als in der schäferpoesie, in der anakreontik und in Hallers gebirgsdichtungen. die beginnende zeit der empfindsamkeit lockt die dichter von Hallers auf Gessners bahn.

Bei Klopstock wird, was bei Haller in ansätzen sich zeigt, persönlich-seelische auffassung und verinnerlichtes gefühl, vollkommen ausgeprägt. in dem gewaltigen persönlichen fühlen verschwimmt die gegenständlichkeit der landschaft. für den ausdruck seines fühlens stehn ihm eine unerhört starke sprache und neue kühnste mafse zur verfügung. Goethe endlich kann 'die landschaft in künstlerische formen höchster potenz umbilden'.

In knappsten umrissen ist der reiche inhalt von K.s buch angegeben. die entwicklungslinie die K. ausgerechnet hat, sucht ich besonders zur geltung zu bringen. nicht aber möcht ich durch diesen auszug irgend jemandem ersparen, das buch selbst zu lesen. denn die einzeluntersuchungen durch die K. zu seinen ergebnissen gelangt, sind so belehrend, dass nicht nur der litterarhistoriker, auch der kunstforscher und natürlich in erster linie der culturhistoriker vielfachen gewinn ziehen kann. ich aber bin, nachdem ich die methode und die resultate K.s dargelegt habe, nicht in der lage, auch noch auseinander zu setzen, wie aus mühsam geschichteten steinen der gesamtbau sich erhebt. nur einige einwände und erweiterungen sollen die eigentliche forschung, die das buch enthält, verdeutlichen.

Das einleitende capitel über gartenlandschaft und schäferlandschaft bewegt sich auf einem felde, das der ästhetik des 18 jh.s noch sehr wichtig war. ist doch Schiller, von kindheit an durch seinen vater auf die bedeutung des gartenbaus hingewiesen, energisch für die gleichstellung von gartenkunst und architectur eingetreten. JGSulzers artikel 'Gartenkunst' in dessen 'Allgemeiner theorie der schönen künste' (K. bezieht sich auf ihn, schöpft ihn indes nicht aus), vor allem aber die umfänglichen bibliographischen nachweise dieses artikels in der zweiten auflage des werks sprechen für das interesse, das im 18 jh. dem gegenstand entgegenkam. die frage von der K. ausgeht ist die gewis vielen unbegreifliche vorliebe des barockzeitalters für den stilisierten garten Le Nôtres. K. sucht nicht nur das wesen des barockgartens zu ergründen; er kann auch an zahlreichen belegen dartun, dass diese form dem landschaftsgefühl der zeit volles genügen, ja höchste befriedigung bot. der beste beweis ist, wie K. (s. 17 ff) zeigt, dass das zeitalter von der freien landschaft dann am stärksten sich angezogen fand, wenn sie eigenheiten des barockparks aufwies, also baumreihen, alleen, gänge, canäle. zu beginn des 17 jh.s freut sich zb. ein reisender über die wälder Guineas, weil sie *oben aus also eben sind, als wären sie mit einer Schere geebnet und verschnitten worden.* wenig später entdeckt ein anderer den reiz norwegischer klippen in der tatsache,

dass sie gelegentlich alleen gleichen, oder er rühmt dass sich der fuſs eines berges *nach perspectivscher Art* öffne.

Perspective ist das schlagwort der gartenkunst des barocks wie des barocks überhaupt. K. sagt: 'für die menschen des barock wie des rococo ist das bezeichnende: die wahl der linearperspective, dh. ... die wahl des blickes auf die geraden, in die tiefe laufenden und stark verkürzt erscheinenden linien.' stärker als K. es tut möcht ich betonen, dass die absicht, in der das barockzeitalter seine perspectivischen kunststücke ausführte, auf einen bewusten täuschungserfolg hinauslief: die enge des raumes, zunächst des architektonischen, sollte durch perspective, zunächst durch malerische, verhüllt werden. das deckengemälde eröffnet den blick zum himmel; ebenso zaubert die theaterdecoration Galli-Bibbienas auf die beengte bühne eine flucht weiter und hoher räume. die gartenkunst des barocks suchte gleichfalls ihren ehrgeiz in dem versuche zu befriedigen, den auch bei groſser ausdehnung beschränkten raum des parks für das beschauende auge auszudehnen. der ausblick den eine langgestreckte allee gewährt, wird darum nicht gern durch eine baumreihe abgeschnitten; noch weniger weist er die baulichkeiten, die in nächster umgebung auſserhalb des gartens liegen, also die häuser und hütten eines dorfes. sondern durch geschickte verwertung auch fernliegender erhebungen wird der eindruck erweckt, als ob alles land das zwischen dem garten und diesen erhebungen sich befindet, zum garten selbst gehöre. in Versailles eröffnet sich durch eine allee der blick auf zwei pappeln, die weit drauſsen auf der letzten sichtbaren höhe des hügellandes stehn; der beschauer meint, sie gehörten noch dem parke an, während tatsächlich zwischen ihnen und der parkmauer eine groſse strecke nicht zum park gehörigen landes ligt. nur wenn die umgebung des parks gleiche würkungen unmöglich machte, begnügte man sich den eindruck zu erwecken, dass der garten in einen endlosen wald übergehe; wenige bäume und gebüsche genügten zuweilen diesen eindruck wachzurufen, so etwa im parke von Schwetzingen. zugrunde lag allen diesen würksamen täuschungsversuchen der wunsch, dass dem blicke des herschers nichts begegne, was nicht von seinem willen abhängig wäre. die ganze umgegend wurde damit dem parke und seinem mittelpunct, dem schlosse des fürsten, untertänig gemacht. dörfer und dorfbewohner, felder und weiden blieben dem auge entzogen. in solcher gartenkunst spiegelt sich die rolle, die das ancien régime dem bauer zuwies. wol trug er die lasten der kostspieligen hofhaltung; aber der hof wollte von ihm nichts wissen. eine idealwelt, die von den prosaischen voraussetzungen ihres daseins sich stolz abwendet!

Nur in solchem sinne ist zu verstehn, was K. über die neigung der barockgärten vorbringt, trotz aller strenge der an-

lage die beziehungen zur freien natur nicht abzuschneiden und einen überblick über die umgebende landschaft zu gewähren. diese umgebende landschaft war nur willkommen, soweit sie teil des gartens zu sein schien. nicht wohnstätte des volkes. gewis meint Hohberg (1682) es nicht anders, wenn er (bei K. s. 15 anm. 18) es als wünschenswert bezeichnet, dass *man nicht allein den gantzen Garten, sondern auch die herumliegende Landschafft und Gelegenheit übersehen* könne; das gebe *einen desto anmuthigern Prospekt, auf den Abend bey der Sonnenkühle sich zu erlustigen.*

Der wesentliche unterschied der fernsicht, die sich in einem garten des barocks und von einem bergesgipfel aus ergibt, ist mithin, dass dort durch enge alleen das auge am horizonte auf einzelne puncte, hier ohne beschränkung auf weite flächen gelenkt wird. darum kann Brockes (bei K. s. 16) sagen: *Des grünen Kerkers holde Länge Treibt den gefangnen Blick in eine schöne Enge.* K. wird dieser eigenheit des barocks nicht ganz gerecht, wenn er nur von perspectivischer verkürzung der geraden linien spricht. natürlich ist im barockgarten die gerade linie von entscheidender wichtigkeit, aber im wesentlichen, soweit sie dazu dient, jene fernen puncte zur würkung zu bringen.

Die fernsicht, die sich vom bergesgipfel uns ergibt, und ihre seelische würkung ('das sich-dehnen in die weite beim blick von der höhe') wird von K. (s. 83 ff) ausführlich dargelegt und in ihren voraussetzungen ebenso wie in ihrer entwicklung gewürdigt. Haller brauchte den reiz dieser fernsicht nicht zu entdecken; aber es ist wichtig, dass er ihn in einer dichtung verkündete, die zugleich von der cultur des ancien régime sich hinwante zu den misachteten bauern. den ästhetischen reiz widerum des dorfes hatte schon das rococo entdeckt, eben weil das rococo den grofsen, prunkvollen stil des barocks ablehnte. K. citiert verse Drollingers (s. 22 f), die von der *wilden Zierlichkeit* eines dorfes schwärmen. freilich war das auf spielzeug und nicht auf sociale würdigung abgesehen.

K.s scharf prüfende untersuchung kommt indes auch zu dem ergebnis, dass Haller zwar die fernsicht von der höhe geniefse, dass er dabei jedoch nur immer ausschnitte der landschaft umfasse. 'das gefühl des grofsen raumes ist ihm fremd' (s. 130). es ist K.s besonderes verdienst, dass er — nicht als erster, aber genauer als andere — zeigt, wieviel von unserem landschaftsgefühl, und vor allem von unserer art das gebirge zu sehen, noch nicht in Haller vorhanden war. 'Haller', sagt er, 'hat nicht etwa die in früheren zeiten hier und dort gelegentlich auftauchenden empfindungen in sich vereinigt. im gegenteil: einzelne seiner vorgänger besafsen ein stärkeres zugleich und differenzierteres gefühl für die gebirgsnatur (Addi-

son). auch Haller wurzelt noch in der schäferlandschaft des 17 jh.s. dass er diese im gebirge widerzufinden sucht, ist nicht so verwunderlich wie es anfangs scheinen mag; denn das hochgebirge bietet seinem charakter nach dem menschen der zu ihm kommt, als erstes das bild einer eng umschlossenen, von der umwelt abgetrennten landschaft dar'. die bemerkung ist sehr wichtig; sie bestätigt was ich oben von der absicht des barockgartens gesagt habe. natürlich hiefse es aber K. gründlich misverstehn, wenn man ihm zumutete, er wolle Hallers grofse verdienste um die betrachtung der gebirgslandschaft und um die steigerung und ausdehnung des landschaftsgefühls leugnen. wol hatten andere vor Haller mehr erschaut, aber keiner war zu gleich würkungsvoller formung dieser neuen einblicke gelangt; das betont K. zur genüge.

Die unterschiede des gefühlstons, mit dem Haller die natur gesehen hat, von unserem kommen bei diesen untersuchungen K.s gut zur geltung; ferner auch, wenn K. darlegt, wie auf dem wege von den 'Alpen' zu dem 'Unvollkommenen Gedichte über die Ewigkeit' die landschaft aus objectiver betrachtung in subjectivere übergeht. lange beschreibt Haller das gebirge nur als würklichkeit, ohne sich ihm innerlich gleichgeartet zu fühlen; endlich aber stellt er die landschaft als bild seines innern dar und gibt ihr den dunklen ton seiner eigenen seele. das fragment über die Ewigkeit zeigt nach K. (s. 157) den höchsten grad von Hallers dichterischem formungsvermögen gegenüber der landschaft. 'diese ist an keiner anderen stelle so vergeistigt wie hier. sie entleiht ihre farbe und form der seele des dichters und ist auf ein äufserstes pathos gehoben.'

Ich möchte nicht verschweigen, dass ich gerade über die landschaftsstimmung des eingangs dieses gedichts zu keiner festen anschauung kommen kann.

Ihr Wälder! wo kein Licht durch finstre Tannen strahlt
Und sich in jedem Busch die Nacht des Grabes malt;
Ihr hohlen Felsen dort, wo im Gesträuch verirret,
Ein trauriges Geschwärm einsamer Vögel schwirret;
Ihr Bäche! die ihr matt in dürren Angern fliefst
Und den verlornen Strom in öde Sümpfe giefst;
Erstorbenes Gefild und grausenvolle Gründe. . .

Die gegend, die so düster gezeichnet ist, suchen wir heute vergebens in der anmutigen umgebung von Bern. Hallers biograph JGZimmermann aber berichtete im jahr 1755, der dichter habe 'an einem einsamen und wüsten orte', 'bei dem Glasbrunnen', das gedicht begonnen und in den ersten versen einen 'abriss' dieser gegend gegeben. der Glasbrunnen ebenso wie der ganze Bremgartenwald, Berns stolz, erweckt heute in dem wanderer den eindruck des lieblichen und freundlichen und gemahnt, im gegensatz zu den

grofsartigen formen des Oberlands, an die wälder Mitteldeutschlands. auf dem wege von Ettersburg zum Bismarckturm fühlte ich mich jüngst lebhaft an den Glasbrunnen und seine umgebung erinnert. sicher kennt indes auch der mitteldeutsche wald düsterere stimmungen, als sie am Ettersberge sich zeigen. die möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, dass der Glasbrunnen zur zeit der abfassung des gedichts weniger einladend gewürkt habe als heute. würklich setzt schon Zimmermann hinzu, dass es dort 'damals viel wilder als jetzt aussah'. es ist auch möglich, dass bei besonders düsterer wetterstimmung der wanderer von heute den gefühlston Hallers widerfinde. allein Haller kannte den Bremgartenwald, an dessen grenze er seine kindheit verbracht hatte, doch wol in jeder stimmung; und ich wage zu behaupten, dass auch in den entlegensten teilen dieses waldes aus eigenem kein mensch von heute die stygische landschaft erblickt, die Hallers gedicht zeichnet. es bleiben mithin folgende möglichkeiten: entweder hat Haller seine eigene düstere stimmung hier in die landschaft hineingesehen, obgleich er selbst ausdrücklich seinen seelenzustand noch für tiefer schwarz erkennt, als es die geschilderte landschaft sei. oder aber Haller hat eine landschaft, die uns heute kaum noch düster und grausenvoll erscheinen möchte, mit einem bedrückenden gefühlston gesehen, weil er trotz aller versuche, die Alpenlandschaft ästhetisch zu würdigen, doch an noch gartenmäfsigere landschaftsformen gewöhnt war, als der Glasbrunnen sie damals wies. am wenigsten wahrscheinlich ist mir die dritte möglichkeit, dass Glasbrunnen und Bremgartenwald im lauf von fast zwei jahrhunderten ein ganz anderes, wesentlich freundlicheres aussehen gewonnen hätten. denn die anderen, einsameren und dem spaziergänger weniger zugänglichen wälder in Berns umgebung tragen doch wol an keiner stelle die züge, die Hallers verse aufgezeichnet haben.

Es ist dieselbe frage, die sich heute dem Brockenwanderer aufdrängt, wenn er zwischen Elend und Schierke die örtlichkeiten der walpurgisnacht des ersten Faustteils sucht. eine antwort, die über die drei oben angegebenen möglichkeiten hinausginge und eindeutig den sachverhalt feststellte, ist auch da vorläufig nicht zu geben. hier eröffnet sich ein weg, der über K.s feinsinnige und beinah erschöpfende untersuchungen hinausführt: die aufgabe, ältere landschaftsschilderungen nicht gröfserer gebiete, wie es die Alpen oder das meer sind, sondern einzelner engumgrenzter örtlichkeiten zu sammeln und sie mit der würklichkeit zu vergleichen, die wir heute vor augen haben. bei solcher prüfung kämen auch die einzelnen stellen der Rheinlandschaft in betracht, an die dichtung und beschreibung anknüpfen.

Dresden 9 juli 1911. **Oskar Walzel.**

Richard Meszlény, Tell-probleme. Berlin-Zehlendorf, B.Behr (1910). 115 ss. 8°. — 2,50 m.

Das buch greift nach einem durchaus unzureichenden versuch, die entstehung der sage zu erklären, aus der geschichte ihrer litterarischen entwicklung heraus: Hemmerlin, das alte Tellenlied, das 'Weifse buch', das Urner spiel, Tschudi. dann springt es sogleich auf JMüller und Schiller über; auf die älteren Telldramen wird ganz flüchtig einmal hingedeutet (weshalb Ambühl hier Amisbühl heifst, weifs ich nicht). den beschluss machen GKeller und Hodler, dessen Berner Tellbild uns schon auf dem umschlag entgegentritt.

Für den grundlegenden teil, die ausgestaltung der sage, die mit Tschudi schliefst, folgt verf. im wesentlichen WVischers sicherer leitung, der schon vor mehr als 40 jahren die quellen und ihr verhältnis zu einander, das auftauchen und die weiterbildung der einzelnen züge mit musterhafter gründlichkeit untersucht hatte. klar liefs er bereits erkennen, wie die beiden ursprünglich von einander unabhängigen bestandteile der sage, Tells tat und die erhebung der eidgenossen, abwechselnd betont, getrennt und wider vereinigt werden. M. möchte über ihn hinausführen, er möchte, sozusagen, zu der äufseren die innere geschichte der entwicklung geben. er sucht sich in die auffassung der verschiedenen quellen hineinzuleben, sie in ihrer persönlichen und künstlerischen eigenart zu verstehen. vor allem aber glaubt er in jenem dualismus der sage eine bewuste oder unbewuste politische tendenz, den ausdruck des schweizerischeu dualismus von cantonaler verfassung und einheitsidee zu erkennen. dem hohen ziel das er sich gesteckt hat, entspricht leider die ausführung recht wenig. neben die streng methodische, in Waitz' schule gereifte untersuchung Vischers stellt sich hier eine dilettantische, durch und durch subjective arbeit, welche nur zu oft die nötige sorgfalt, besonnenheit und klarheit empfindlich vermissen lässt. dazu kommt noch eine ungewöhnlich schwerfällige und gesuchte, von logischen und sprachlichen fehlern nicht freie darstellung.

Schon das ist bedenklich, dass M. für seine aufgabe sich nur die hauptpuncte der entwicklung wählt und die zwischenglieder einfach fallen lässt; das allmähliche wachsen der überlieferung durch die fortwürkende kraft einzelner züge tritt dadurch zurück. wie willkürlich und gewaltsam er im einzelnen verfährt, möcht ich hier an seiner behandlung der haupttypen für die beiden formen der überlieferung, des 'Weifsen buches' und des Urner Tellenspiels zeigen.

Welche mafslose übertreibung ligt zb. nicht in seiner ausdeutung der angabe des WB: Stoupacher habe *ein hüpsch stein hus gemacht*! M. bemerkt dazu: 'diese materialtreue des erzählers drückt nicht nur den vollen stolz, die lohende (!) liebe S.s zu

haus und heim aus, sondern erst sie legt in den angriff des vogts eine innere berechtigung. aus stein wurden damals nur staatsbauten gebaut, also (?!) die ritterburg. das baumaterial S.s bedeutete demnach für den monarchisch beamteten vogt nichts weniger als die bedrohung der gesellschaftlichen gliederung (!). das haus war eine stumme revolution und somit Gesslers angriff in die notwendigkeit gesteigert, tragisch'. — dann wider meint er eine äufserung von Schillers Gertrud, die dieser an eine notiz JMüllers anknüpft, dass die vögte jüngere söhne gewesen seien, verzerrend und grundlos auf das WB übertragend: 'hier steht der vogt als der beamtete herrenknecht, als verächtlicher proletarier vor dem besitzenden agrarier'. dazu fügt er die bemerkung: 'im 20 jh. dürfte die urfehde (!) und der hass der beiden niemandem so unbekannt sein'; was 'urfehde' bedeutet, ahnt er offenbar nicht.

Im Urner spiel — das wir übrigens doch nicht 'nur in der gelehrten überarbeitung Ruofs kennen' — hat M. ganz hübsch das auftreten Tells vor dem vogt psychologisch zu interpretieren und der etwas holzschnittartigen darstellung leben einzuhauchen gesucht. aber auch hier wider verfällt er in dieselben übertreibungen und unklarheiten! Tells zurückweichen, als er auf sein kind schiefsen soll, stellt er unmittelbar neben die todesfurcht des prinzen von Homburg: 'das gemeinschaftliche bestreben, das menschenherz nicht in einer erdichteten, sondern in seiner wahren gröfse zu erkennen, mochte unsern tragiker und Kleist zu derselben erkenntnis geführt haben ... es ist tief menschlich, vor der vernichtung unserer lebensfäden zurückzuschaudern' — als ob es sich bei Tell darum handelte! und wie verschiebt sich ihm die litterarhistorische perspective, wenn er hinzufügt: 'was das 16 jh. im Usp. an erkenntnis der menschlichen seele gewonnen hat, wurde durch die aus Frankreich importierten nobles passions vergessen ... der wettlauf nach dem heldentod (von dem im Usp. ja gar nicht die rede ist!) war dem classischen drama so geläufig, dass selbst Goethe von der verwirrung der gefühle sprach, auf die Kleist ausging. er war der meinung: zu solchem elend glaubt' ich, sänke keiner' usw. (1167). wer mag wissen, wo M. das Goethecitat aufgelesen hat! es bezieht sich überhaupt nicht auf den prinzen v. H. sondern auf den Amphitryon (Tageb. III 239).

Das unglaublichste aber leistet M. in seiner ausdeutung des eidschwures am schlusse des spiels. wie für ihn 'ein persönlicher held immer eine monarchische vorstellung' enthält (s. 22), wie ihm Tell gleich zu anfang, wo er den gedanken einer vertreibung der vögte ausspricht, 'ganz wie ein staatsoberhaupt' erscheint, so ist ihm seine 'monarchische stellung ganz unverkennbar', wenn er jetzt der gemeinde [auf ihre bitte!] 'den eid aufgibt' [vielmehr: 'angibt']. er 'tritt hier vor sie hin als beauf-

tragter der noch ungebornen (!) gesamtheit des werdenden staates'; der eid 'wird fast (!) in die hand des helden geleistet, wie könige den treuschwur ihrer vasallen empfangen'. ein blick in die Deutschen Rechtsaltertümer hätte M. vor diesen wahnvorstellungen bewahrt! Tell ist natürlich hier nur der eidsprecher, der der gemeinde die formel vorsagt, die diese dann wörtlich nachspricht. wie weit dieser uralte brauch von allem monarchischen abliegt, kann M. ua. daraus sehen, dass die magd Lûnete ihrer frau *den eit gap* (Iw. 7908).

Naumburg a. d. S. **Gustav Kettner.**

Die ältere romantik und die kunst des jungen Goethe von **Hans Röhl.** [Forschungen zur neueren litteraturgeschichte hsg. von Franz Muncker h. xxxvi], Berlin, Alexander Duncker 1909. x und 164 ss. 8°. — 5,75 m.

Eine erstlingsschrift, die sich nach vielen seiten umtut, orientierung schöpft wo sie kann, das verhältnis zu den vorgängern meistens deutlich bezeichnet, und die lücken die sie lassen muste nicht vertuscht. der verf. sucht sich auf schritt und tritt rechenschaft über den einzuschlagenden weg zu geben und betätigt — was für eine jüngere litterarhistorische generation so bezeichnend ist — den drang, seine untersuchung in ihrer bedeutsamkeit für weiter ausschauende beziehungen zu erblicken. diese bewustheit über die kette wissenschaftlicher aufgaben, in der eine monographie wie diese ein glied bildet, erscheint mir an sich durchaus erfreulich, vorausgesetzt, dass unvoreingenommenheit und treue im kleinen gewahrt bleiben. hier hat sie freilich manches schiefe hervorgebracht und neben andern mängeln die anerkennung der arbeit beeinträchtigt. man sieht leicht, dass die gegenwärtig herschende unsicherheit fast über alle die romantik betreffenden fragen auf diese schrift ihre schatten geworfen hat.

Das thema der R.schen abhandlung ist im einzelnen bereits mehrfach erörtert: man muss sich durch vieles bis zum überdruss bekannte hindurcharbeiten, und unseres autors blutleere ausdruckweise versteht nicht, es von neuem schmackhaft zu machen. immerhin haben wir hier nun so ziemlich das material beisammen, das für das verhältnis des jungen Goethe zur romantik wichtig werden kann. des jungen Goethe! darin ligt die von R. mit bewustsein erwählte und festgehaltene geistesgeschichtliche perspective. wir werden noch sehen, wie er sich in ihrer begrenzung zurechtzufinden sucht.

Das ganze gliedert sich in drei grofse abschnittte. im ersten: 'Die kunst des jungen Goethe im urteil der älteren romantik'; im zweiten: 'Der litterarische einfluss der kunst des jungen Goethe auf die werke der älteren romantik'; im dritten:

'Probleme der kunst des jungen Goethe im lichte der älteren romantik'. innerhalb dieser abteilungen hält sich die erörterung an die einzelnen persönlichkeiten: Friedrich und Wilhelm Schlegel, Caroline und Dorothea, Schleiermacher, Schelling, Novalis, Wackenroder, Tieck werden im ersten und — mit den gegebenen modificationen — auch in den folgenden abschnitten nacheinander aufgerufen.

Die arbeitsweise R.s hat mir, namentlich im ersten abschnitt, bedenken wider lebendig gemacht, von denen nicht nur seine schrift betroffen wird. diese bedenken, ein inhaltliches und damit verbunden ein formales, richten sich gegen die schablonenhaft gewordene art, zeugnisse und regesten zu sammeln und aneinanderzureihen, wenn es sich darum handelt, die beurteilung einer litterarischen erscheinung darzulegen. zunächst das inhaltliche: es bezieht sich auf die verwertung von briefzeugnissen. wenn heute die versuche, den historischen quellenwert der selbstbiographie zu begrenzen, vielfaches interesse finden, so möcht ich mir endlich einmal ansätze zu ähnlichen arbeiten für die brieflitteratur wünschen. gienge jemand daran, auf grund umfassender sammlungen die verschiedenen psychologischen fehlerquellen für briefliche berichte über tatsachen aufzuzeigen, so ergäbe sich eine fülle von gesichtspuncten, von denen auch die bewertung von brieflichen urteilen litterarischer art profitieren würde. die litteraturgeschichte, die der kunstform des briefes und seiner geschichte soviel aufmerksamkeit schenkt, ist einzelnen briefzeugnissen gegenüber noch viel zu wenig beweglich. nicht immer freilich ist die möglichkeit gegeben, aus den umständen und aus der geistigen disposition des schreibenden wie des empfängers heraus eine briefstelle gleichsam mit allen feinen wurzeln herauszuheben; oft wird das material versagen. aber es wäre schon etwas gewonnen, wenn überhaupt nur häufiger erwägungen über die beweiskraft einer briefäufserung angestellt würden, statt dass, wie jetzt so oft, ein 'NN. schreibt' oder 'schreibt mit recht' der springstock ist, mit dem sich bequem über fragen und zweifel hinwegsetzen lässt.

Auch bei R. sind die fleifsig gesammelten briefstellen blofse scheidemünze; für die innere und äufsere herleitung der einzelnen documentationen, aus denen sich das bild eines ganzen ergeben soll, ist so gut wie nichts geschehen. und auch bei den urteilen über Goethe, die gröfseren werken entnommen sind, ist der zusammenhang mit dem ganzen, ist ursprung und tendenz dieser werke zu wenig in rechnung gestellt. durch vertiefte und verfeinerte kleinarbeit hätte R. bei der gesamtbeurteilung der stellung, die die einzelnen mitglieder des romantischen kreises dem jungen Goethe gegenüber einnehmen, über früher gesagtes und stereotyp gewordenes hinauskommen können. so sehr sich an den zusammenfassenden 'resultaten' seine schwäche zeigt, so

sehr liebt er es, mit abschliefsenden formeln zu arbeiten. nehmen wir die sätze, in denen er s. 26 f Friedrich Schlegels anschauung von Goethe endgiltig umschreibt: 'man kann sie nicht schwankend nennen. abgesehen von den unreifen äufserungen der ersten studentenjahre; sie hat durchaus einen festen kern, der erst in der diplomatenzeit äufseren einflüssen weicht. was in des romantikers anschauung über Goethe immer fest bleibt und was das grofse in ihr ist, das ist die erkenntnis der universalität und der progressivität des dichters. zu der letzteren gelangt Schlegel, weil er ihn historisch betrachtet usw.' ich sehe davon ab, dass die begrenzung des themas auf den jungen Goethe schon hier durchbrochen werden muste: die apodiktische aufstellung dieser und anderer sätze, die keineswegs die frucht einer vorangegangenen anschmiegsamen und weitherzigen untersuchung sind, bringt Friedrich Schlegels nachdenken über Goethe auf eine scharf vorgezeichnete linie, schnürt es aber mit allem persönlichen, was darin enthalten ist, in enge fesseln. wehe, wenn sich in diese bahn irgendeine andere äufserung nicht recht fügen will! da muss dann decretiert werden (s. 26): 'es ist das in Schlegels Goetheauffassung ein schritt vom wege'. ich kann aber R. aus den constructiven elementen seiner schrift keinen vorwurf machen, seitdem wir nun oft hören müssen, dass im wesentlichen diese art die einzig würdige methode der litteraturgeschichte, zumal der romantischen litteraturgeschichte, darstellt, und dass zum mindesten in misverständnissen befangen ist, wer sich zur höhe eines solchen standpunctes nicht emporzuarbeiten vermag. dass die litteraturgeschichte menschenkundig und liberal zu sein hat, wird gar zu leicht über solcher ideellen linienführung vergessen: das zeigt sich hier schon, wenn von Dorotheas, wenn von Schleiermachers verständnis und gefühl für Goethe die rede ist (s. 28—31).

Allenthalben sind herausgestochene wörtliche excerpte in einen darstellerischen zusammenhang gebracht, der den eindruck der lesbarkeit und glätte macht. und damit komm ich zu jenem zweiten anstofse, der wie gesagt, nicht nur an der schrift R.s zu nehmen ist: sie ist mir, wenn ich hier so ausführlich auf sie eingeh, typisch für gewisse seiten des litterarhistorischen durchschnittsbetriebes.

Auch für litterarhistorische arbeiten hat sich, wie bei geschichtlichen darstellungen, ein stil herausgebildet, der mehr einem bedürfnis des formgefühls als des prüfenden kopfes entspricht, mehr ein werk der fortlaufenden feder und des stilistischen nachahmungstriebes als sachlicher erwägungen ist. er arbeitet gern mit parallelismen, pointen, antithesen, verbindungen, weiterführungen um jeden preis; er dient nicht den dingen, sondern sie ihm. die gröste gefahr dieses stilistischen mechanismus besteht darin, dass unzusammengehöriges durch ein scheinbar logisches

band verknüpft wird. doch ich will an einem beispiele der R.schen schrift die bedenken gegen eine solche notizenverbindung anschaulich zu machen suchen: es handelt sich um Wilhelm Schlegels stellung zum Werther (s. 38 f). 'noch weniger', so heifst es bei R., 'als Clavigo und Stella wird Wilhelm Schlegel den Leiden des jungen Werthers gerecht. ja man kann wol sagen: er versteht sie nicht; das geht schon aus dem versuch eines verständnisses hervor, den er macht, indem er diese dichtung lediglich hält für eine erklärung der rechte des gefühls gegen den zwang der gesellschaftlichen verhältnisse'. dazu wird Böcking 6, 412 citiert. was aber steht dort? *Kaum hatte Goethe im Werther gleichsam eine Erklärung der Rechte des Gefühls gegen den Zwang der gesellschaftlichen Verhältnisse aufgestellt, so protestierte er im Götz von Berlichingen durch die That gegen allen willkürlichen Regelzwang, wodurch die dramatische Poesie eingeengt worden war.* man sieht, dass die in betracht kommende stelle, aus ihrem zusammenhange gerissen und in einen neuen zusammenhang gebracht, ein anderes gesicht bekommen hat: von einem 'lediglich' vor allem ist nicht die rede. der satz steht in den Vorlesungen über dramatische litteratur und kunst von 1808. Wilhelm Schlegel betont nur einen gemeinsamen grundzug des Götz und des Werther, wobei er so vorsichtig ist, beim Werther ein 'gleichsam' hinzuzufügen. übrigens ist es merkwürdig, dass er das chronologische verhältnis beider werke auf den kopf stellt. für eine so pointierte folgerung wie die von R. gezogene lässt die äufserung keinen raum. doch weiter. nach jenem satze fährt R. fort: 'der gründe sind genug, warum ihm dieses werk so wenig schätzenswert erscheint. einmal ist das historische in der darstellung die schwache seite, während das lyrische allerdings nicht zu tadeln ist (im historischen und lyrischen sieht Schlegel das doppelte element des romans)'. zu diesen sätzen werden als beleg die Vorlesungen über schöne litteratur und kunst 3, 204 herangezogen. schlägt man sie auf, so staunt man, was unter R.s händen aus der angeblichen belegstelle geworden ist. Schlegel spricht dort von Petrarca und von seinem eigenen ehemaligen gedanken, ein leben des Petrarca zu schreiben mit einflechtung der gedichte an den gehörigen stellen. *Aber*, fährt er fort, *die Sammlung von Petrarcas Gedichten ist schon Roman. Es giebt ja dergleichen in Briefen, warum nicht in Canzonen und Sonetten?* und er notiert sich für seine vorlesung weiterhin die stichworte: *Doppeltes Element des Romans: das historische und lyrische. Jenes rein herausgehoben in der Novelle. Dieses in manchen andern: Fiammetta, Werther (Wenigstens ist nur die Darstellung des Innerlichen die eigentliche, das Historische die schwache Seite). Petrarcas Sammlung ein wahrer und vollständiger lyrischer Roman.* eine

andeutung, dass dem vortragenden der Werther wenig schätzenswert erscheint, wird man hier vergeblich suchen. Schlegel unterscheidet lediglich die lyrischen und epischen elemente im roman überhaupt und schreibt dem Werther und der Fiammetta als hauptmerkmal eine lyrische darstellung des innerlichen zu, während das epische zurücktrete; mehr ist nicht gesagt. R. bildet unberechtigterweise diese äufserung zu einer abschätzigen bemerkung über den Werther um, unterschlägt das wesentliche und macht das nebensächliche zur hauptsache. aber es kommt noch besser. er fährt fort, aus dem sinne Wilhelm Schlegels: 'was ist ferner dieser Werther für ein trauriger held — mögen auch seine leiden 'ein wenig tiefer' gehn als die Lafontainescher empfindsamkeitsprotzen — wenn er den Ossian dem Homer weit vorzieht, Ossian, der Wilhelm nur ein gegenstand der verachtung und des spottes ist; freilich erschiefst sich Werther 'aber auch bald, nachdem er dies verzweiflungsvolle urteil gefället hat'. zu der ersten wörtlich citierten stelle ist Böcking 12, 26 zur zweiten Vorlesungen 2, 111 angeführt. die heimatsurkunde dieser bestechenden sätze scheint beigebracht. sieht man näher zu, so ist widerum nichts von einer abschätzigkeit zu entdecken, die R. auch hier nur unterlegt. von einem traurigen helden spricht Schlegel nicht. er sagt 1798 von einem Lafontaineschen helden (12, 26): *Was so einen Menschen drückt, das könnte man am Ende wie eine Feder wegblasen. Werthers Leiden giengen ein wenig tiefer, als dass er über das Lächeln einiger artiger Mädchen spekulirt haben sollte, wenn es ihm eingefallen wäre, getrocknete Jasminblüthen aus dem väterlichen Garten zu küssen. Warum braucht Lafontaine hier auch so zur Unzeit Ton und Wendungen, die eine solche Vergleichung, noch so flüchtig, herbeiziehen?* kann der abstand des Werther von Lafontaine und Schlegels respect vor dem Goethischen roman deutlicher bezeichnet sein? R. aber lässt nicht einmal erkennen, dass das 'ein wenig tiefer' ironisch gemeint ist. ebenso irreführend ist die verwertung des andern citates zu den letztangeführten sätzen bei R. in den Vorlesungen 2, 111 sagt Wilhelm Schlegel, dass man nicht ermangele, Homer mit dem angeblichen Ossian zu vergleichen, *ja Goethes Werther zieht diesen sogar jenem weit vor; freylich erschiest er sich aber auch bald, nachdem er diefs verzweiflungsvolle Urteil gefället hat.* damit zeigt Schlegel, dass er den psychologischen schlüssel zu Werthers urteil wol kennt, und der redner kleidet das in die form einer witzig seinsollenden pointe; die Goethesche dichtung als solche bleibt aber davon unberührt ... endlich wird Wilhelm Schlegels angebliche stellungnahme gegen den Werther gestützt durch seinen späten brief an Rémusat über den 'Triumph der Empfindsamkeit' (Erich Schmidt in der Festschrift zur begrüfsung des 5 allgemeinen Neuphilologentages zu Berlin [1892] S. 86 ff). aber eine abur-

teilung des Werther ist auch aus diesem schreiben nicht herauszulesen: nur von der empfindsamen mode, ihrem beginn mit Goethes roman, ihrer überwindung und verspottung im 'Triumph' ist die rede. und wie kein anderer muste dieser brief von 1820 mit bedacht und tact in rücksicht auf den empfänger und auf den gealterten Wilhelm interpretiert werden. nun will ich wol meinen, dass Wilhelm Schlegel kein rechtes inneres verhältnis zum Werther hat finden können; dass er ihm aber als kritiker und litterarhistoriker nicht habe gerecht werden können, ist eine nicht zu erweisende meinung.

Auch sonst stellt sich bei R. in dem bestreben, lichter aufaufzustecken, oft ein wort statt einer würklichen begründung ein. warum (s. 46) Carolinen 'natürlicherweise' die werke, in denen Goethe am stärksten als stürmer und dränger auftritt, 'am fernsten liegen musten', ist gar nicht abzusehen, zumal s. 45 gesagt ist, dass sie nicht wie Friedrich Schlegel bereits drei perioden seines schaffens unterscheide, sondern nur einen Goethe kenne, und ihre verehrung für den Werther mehrfach belegt ist (s. 45 f). etwas anderes hätte ich erwartet. auch hier sind die zusammengeklaubten notizen zu einem system verbunden. dankenswert aber wär es gewesen, zu versuchen, ob nicht in dem urteil Carolinens über die jugenddichtungen ein gewisser wandel festzustellen ist. nebenbei: es ist dem vf. nicht immer leicht geworden, die anforderungen des stoffes mit der gegebenen umschreibung des themas in einklang zu bringen (vgl. auch s. 6 f). manchmal erweitert er die grenze — wofür man nur billigung haben wird —, ein andermal macht er mit dem jahre 1775 einen unbarmherzigen schnitt. kommen dann in einem citate werke aus der zeit nach 1775 vor, so werden sie wol gar eliminiert, wie s. 45, wo eine bemerkung Carolinens über Werther und Stella widergegeben ist, aber die 'Geschwister', die sie (I 309 f) mit diesen beiden werken in einem atem nennt, von R. weggelassen werden.

Wenn irgendwo, so war dort wo es sich um Carolinens Goetheverstehen handelte, die stelle, um einmal tiefer zu gehn. schon durch eine geschickte zusammenstellung liefse sich zeigen, wie ihre aussprüche über Goethe aus ihrem innern und ihrem charakter fliefsen, wie sehr sich Goethische dichtung und das wesen seiner figuren mit ihrem eigenen sein vermählt haben. sie schreibt zb. am 12 august 1792 aus Mainz an Meyer (I 103): *Ungerechter! Göthe hat auch sonst nur gewöhnliche Menschen — keine in die Höhe geschraubten Posas — und die liebte ich.* Und am 15 juni 1793 an denselben, als sie von ihrer schrecklichsten zeit berichtet (I 126): *Ich bin ja niemals eine unnatürliche Heldin, nur immer ein Weib gewesen.* zwischen beiden äufserungen besteht ein innerer zusammenhang; sie deuten sich gegenseitig: Caroline versteht Goethe aus sich, sie recht-

fertigt ihr eigenes menschlich-allzumenschliche aus Goethescher weitherzigkeit und natürlichkeit. solche parungen sind heute nicht beliebt: man weist sie als 'parallelen' mit einer vornehmen handbewegung von sich. und doch vermögen nur solche concreten einzelbeobachtungen die geistigen relationen sinnfällig zu machen. nur auf solchem empirischen boden wird sich die rechte synthese aufbauen dürfen. im andern falle bleiben die verallgemeinerungen bloſse wortschellen. sie prägen sich nicht ein und haften nicht. R. hilft sich endlich aus dem gewirre der beigebrachten tatsachen mit einer uns heute auch nicht mehr genügenden charakteristik von Carolinens verhältnis zu Goethe in Hayms aufsatz über sie: 'nicht treffender aber kann man usw.' Caroline, der für Iphigenie die augen aufgegangen waren, hat wol als erste in Goethe den — um es mit den worten eines neueren biographen kurz zu bezeichnen — menschlichsten aller menschen erkannt.

Was R. über Schellings verhältnis zum jungen Goethe beibringt (s. 47 ff), darf auch nicht ohne beanstandung passieren. auch hier wird nach gewissen schematen decretiert: 'Schelling ist nicht litterarhistoriker; er kann daher zu dem schaffen Goethes nur da ein verhältnis gewinnen, wo er sich ihm auf seinem wege der naturwissenschaft und -philosophie nähern kann'. das klingt so, als sei R. der meinung, dass nur wer als litterarhistoriker oder als philosoph abgestempelt sei, ein verhältnis zu Goethe haben könne. 'noch weniger', heiſst es weiter, 'können ihm, der einen noch stärkeren zug zur antike verspürt als Friedrich Schlegel, die werke des stürmers und drängers viel zu sagen haben'. hier rächt sich die strenge absonderung der theorie von der production; denn R. selbst betont später (s. 101 f), wie uns aus dem 'Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens' der junge Goethe unverkennbar entgegentrete, wobei der wörtlichen Faustanklänge, auf die ich jüngst hinwies, noch nicht einmal gedacht ist.

Es bleibt der eindruck — die teilweise hilflosen sätze über Wackenroder und Novalis will ich übergehn — dass die bisherigen ausführungen R.s mannigfache revision vertragen, und dass er im besten falle nicht h i n t e r die litterarische fixierung eines urteils über Goethe zu dringen vermag. der zweifel möchte sich einstellen, ob nicht der gegenstand eine über das methodische wissen hinausgehnde reife, eine weite des blickes und erfahrung in menschendingen voraussetzt, wie sie im doctorandenalter selten anzutreffen sein werden.

Vielleicht hätte die arbeit sich besser auf Tieck und Goethe beschränkt: hier leistet sie das brauchbarste, mit der einschränkung freilich, dass auch dabei im ersten capitel Tiecksche äuſserungen aus den verschiedenen epochen seines lebens ohne rechte historische und psychologische herleitungen durcheinander geworfen

werden. und wie wenig R. über die frage der einheitlichkeit oder unheitlichkeit der 'romantik' zu einer auch nur subjectiven klarheit durchgedrungen ist, zeigt sich schon jetzt, wenn am schlusse des ersten capitels (s. 70) das resumé zu lesen ist: 'in seinem verhältnis zu Goethe steht Ludwig Tieck abseits von den Romantikern'. wenn hier mit einemmale 'die Romantiker' Tieck gegenüber als ein einheitlicher concern hingestellt werden, so fehlt dafür jede berechtigung, nachdem R. sich soeben bemüht hat, ihre verschiedenheit an ihrer auffassung Goethes darzulegen. im übrigen aber ist das überwiegen des gefühlsmäſsigen, das unhistorische in Tiecks stellung zu Goethe treffend beobachtet: 'er hat viel zur förderung der bewunderung des meisters, so gut wie nichts zu seinem verständnis beigetragen. er verstand ihn ja selbst kaum, er konnte sich ja nicht von den eindrücken seiner jugend freimachen. denn das war die eigenheit seines verhältnisses zur dichtkunst überhaupt, dass er das, was er las und was ihn ergriff, auch erlebte'.

Aus Tieck zieht seine wesentliche nahrung auch das zweite capitel, das dem ersten gegenüber entschieden den vorzug verdient. die frage, ob die sonderung von theorie und praxis sich durchweg empfahl, muste in einem falle bereits verneint werden. durch das aneinanderhalten beider wäre m. e. ein darstellerischer gewinn erzielt, manche schwerfällige rückdeutung vermieden, wären die gründe der übereinstimmung und versehiedenheit besser ins licht gerückt worden.

Die psychologie des jungen Tieck ist verwickelt und schwierig, und die frage nach der einwürkung der Goethischen jugenddichtung für sie von centraler bedeutung. die worte des jungen Goethe, so sagt R. (s. 78), 'waren ihm ja zum gewaltigsten erlebnis geworden. natürlich darf man dem zufall, der ihn die bekanntschaft mit dem Götz und Werther in seiner frühen jugend machen lieſs, wodurch das erlebnis wesentlich verstärkt worden ist, die bedingungen und grundlagen seiner ganzen dichtung nicht allein zuschreiben. denn er war doch innerlich in gewisser beziehung dem jungen Goethe verwant, und diese verwantschaft wäre sicherlich auch bei einer späteren bekanntschaft zum ausdruck gelangt; während man allerdings widerum nicht vergessen darf, dass gerade durch das frühe erlebnis dieses geistige band wesentlich verstärkt worden ist. künstlerische und seelische eigentümlichkeit und blinder zufall stehn hier in wechselwürkung'. aus diesen gewundenen, alles und nichts besagenden sätzen ersieht man nur, dass R. sich mit der frage herumgeschlagen hat, wieweit in Tieck durch die Goethelectüre verwante keime entwickelt wurden, derart, dass zwischen ererbtem und erworbenem scheiden zu wollen, nun ein beinahe aussichtsloses unternehmen geworden ist. R. geht denn auch sogleich an die näherliegende aufgabe, den greifbaren Goethischen

einschlag an Tiecks dichtungen aufzuzeigen. dann wäre aber auch besser die lange anmerkung s. 79 fortgeblieben, in der R. verfolgen möchte, 'wie auch ihr äufserer lebensgang so manche parallele aufweist'. das ist ein exercitium, das in einer ernsten wissenschaftlichen arbeit keinen platz haben sollte, verletzend, weil einzelheiten oft zufälliger und zweifelhafter art ohne rücksicht auf zusammenhang, ursprung, trennende umstände, geschichtlichen verlauf in ein schema gebracht und in vergleich gestellt werden, ohne dass eine ähnlichkeit der structur in beider dasein aufgezeigt wird.

Für die motivanalyse der zt. ungedruckten dramatischen jugenddichtungen Tiecks, die im Berliner nachlass ruhen, wird man sich sich jetzt mit nutzen der arbeit von Heinrich Hemmer über die anfänge Ludwig Tiecks und seiner dämonisch-schauerlichen dichtung (Acta Germanica VI 3, Berlin 1910) bedienen. es zeigt sich, dass R., der diese dinge auch in den kreis seiner betrachtung zieht, hier recht einseitig ist. der ungedruckte 'Gotthold' zb. gehört nach ihm (s. 80) 'zu der gruppe der Götzcopieen, ohne dass sich einzelheiten festlegen liefsen. nur einmal tritt die vorlage deutlicher hervor.' demgegenüber hat schon EARegener in seiner Rostocker dissertation über den jungen Tieck von 1903, s. 71 ff und neuerdings Hemmer s. 6 ff festgestellt, dass wir es im 'Gotthold' mit einer summe von typischen motiven des ritterdramas zu tun haben: daneben sind deutliche spuren des Ugolino und der Räuber wahrzunehmen. das naturempfinden im 'Almansur' führt R. (s. 81), Haym folgend, lediglich auf den Werther zurück: die mischung der stilelemente in diesem werke hat Hemmer s. 76 ff hervorgehoben.

Die abhängigkeit des 'Lovell' vom Werther wird s. 84 f berührt: von höherer warte sind die probleme des seelenlebens, die den hauptgegenstand des 'Lovell' bilden, gleichzeitig gewürdigt worden in dem buche von Fritz Brüggemann Die ironie als entwicklungsgeschichtliches moment, Jena 1909.

Richtig erkennt R. (s. 95), dass eine reihe Tieckscher dichtungen vom 'Triumph der Empfindsamkeit' abhängig ist, vergleicht aber s. 103 ff nur den 'Zerbino' genauer mit dem Goetheschen werkchen. dieser vergleich erstreckt sich zudem nur auf den inhalt, nicht aber auf die technik und die durch sie beabsichtigte würkung. es ist zb. zweifellos, dass für Tiecks manier, das theater und die bühnenfiguren mit sich selber spott treiben zu lassen, mehr als anderes der 5 act des Triumphes mafsgebend geworden ist; ein paar zeilen genügen:

Andrason. *Ich bin in der gröfsten Verlegenheit.*
. . . . *Der fünfte Akt geht zu Ende, und wir sind erst recht verwickelt.*
Sora. *So lasst den sechsten spielen!*
Andrason. *Das ist aufser aller Art.*

Sora. *Ihr seid ein Deutscher, und auf dem deutschen Theater geht alles an.*
Andrason. *Das Publicum dauert mich nur; es weiſs noch kein Mensch woran er ist'* usw.

nichts anderes hat Tieck im 'Gestiefelten Kater' totgehetzt.

Aus dem guten das die abschnitte über Tieck enthalten, heb ich den augenfälligen und merkwürdigen nachweis hervor (s. 115 ff), wie sehr Tiecks 'Briefe über Shakespeare' stellenweise vom Werther abhängig sind. im übrigen hat R. sich stilistischer untersuchungen, weil genügende vorarbeiten angeblich fehlen, entschlagen, hingegen hat er in der ja nicht unwidersprochen gebliebenen weise seines lehrers Max Herrmann auf den knittelvers der älteren romantik seine untersuchung erstreckt (s. 96—103). ich vermag ihm hier aber nicht beizupflichten, weil ich — abgesehen von dem was an einzelheiten der untersuchung nicht nach meinem geschmack ist — die alle rhythmische beweglichkeit einschnürende und eine papierene observanz voraussetzende frage ablehne, 'ob Tieck und die übrigen romantiker ... diese verse von Goethe oder direct von Hans Sachs übernommen haben'. R.s mir sehr fragwürdiges ergebnis lautet: ist in den romantischen knittelversen 'die silbensumme des verses auf acht (neun) beschränkt, so war unzweifelhaft Hans Sachs das unmittelbare vorbild. ist dies aber nicht der fall, wie es denn, um das resultat vorwegzunehmen, in der tat nicht ist, so haben ihnen Goethesche knittelverse vorgeschwebt'. dem wird man entgegenhalten, dass doch auch Goethe, wie R. selbst hervorhebt (s. 97), Hans Sachs folgend regelmäſsige jambische viertacter von acht (neun) silben baute, und zwar nicht 'untern andern', sondern (im 'Jahrmarktsfest' und 'Pater Brey') je zu 42%; diese zahlen stammen aus Herrmanns buch und sind auch von R. in seiner tabelle (s. 103) übernommen worden. ob Goethe dabei die feste, auf acht (neun) beschränkte silbensumme des Sachsischen verses erkannt hat oder nicht, ändert nichts an seiner praxis. wie danach R. (wenn ich den unklaren wortlaut seines 'resultates' richtig verstehe) lediglich aus den nicht acht(neun)silbigen versen, die Goethe hat wie 'die Romantiker' sie haben, einen stringenten schluss auf die directe abhängigkeit ihres verses von Goethe ziehen kann, ist mir unbegreiflich. auch die romantischen knittelversdichtungen führen stets einen groſsen procentsatz jambischer acht(neun)-silbler; sie haben daneben von Herrmann und R. sogenannte 'verlängerte', 'verkürzte'; 'gestörte' verse. das zahlenverhältnis ist bei Schelling, Tieck, AWSchlegel, FrSchlegel, Novalis ein sehr verschiedenes und deckt sich nicht mit den ziffern, die Herrmann für die obenbezeichneten beiden Goetheschen dichtungen gewonnen hat. ich stütze mich dabei auf die tabelle s. 103, über die sogleich noch ein wort zu sagen sein wird.

R. jedoch weist den gedanken, dass 'die Romantiker' den Hans-Sachsischen vers eben so gut umgebildet haben könnten, wie es Goethe, wie es Gryphins getan hat, von sich; denn 'die romantiker' waren gerade metriker, 'und Wilhelm Schlegel beweist in seinen Berliner vorlesungen, dass ihm die gebundene silbenzahl bekannt ist, sogar charakteristisch erscheint'. in Schlegels vorlesungen 3, 57 hab ich vergeblich eine bestätigung der von R. im text ausgedrückten meinung zu finden gesucht. aber, sagt er weiter, 'selbst wenn das nicht der fall wäre, so müste man trotzdem Goethe als das vorbild ansehen, denn die romantiker haben erst in knittelversen gedichtet, als sie die Goethes gelesen und nach ihrer art oftmals gelesen hatten' — wobei R. an dieser stelle zu erwähnen unterlässt, dass sie doch auch ihren Hans Sachs — und was sonst noch für knittelverse — kannten.

Um zusammenzufassen: R. will für alle störungen der jambischen acht(neun)silbler, die sich in den knittelversdichtungen der hier immer in einen topf geworfenen 'Romantiker' finden, den jungen Goethe verantwortlich machen. stilistische und alle feineren rhythmischen fragen bleiben aufser acht, nach dem ethos der verschiedenen 'romantischen' knittelverse wird nicht gefragt. R.s behauptung der sklavisch zu nennenden abhängigkeit zb. des Tieckschen verses von dem des jungen Goethe wird bereits durch das von ihm selber beigebrachte material widerlegt. denn er betont, dass während in Tiecks 'Prolog', 'Autor', 'Rotkäppchen' die verlängerten verse die jambischen überwiegen (in weit stärkerem mafse als beim jungen Goethe), der 'Octavian' nur ganz vereinzelt verse aufweist, 'in denen der jambische rhythmus kaum merklich gestört ist' (s. 100). man könnte nun vom modernen standpuncte sagen: Tieck ist mit der zeit zur besseren einsicht in den bau des Sachsischen verses gelangt. R. schreibt ihm im 'Octavian' eine bewuste strenge nachahmung des Hans-Sachs-verses zu und urgiert zu diesem ende sein spätes zeugnis: 'es schien mir gut, fast alle versmafse, die ich kannte, [im Octavian] ertönen zu lassen, bis zu der mundart und dem humor des Hans Sachs hinab'. aber auch schon der 'Zerbino' weist nach R.s eigenem geständnis mit wenigen ausnahmen den jambischen acht(neun)silbler auf und unterscheidet sich darin in nichts vom späteren 'Octavian'!

Dass 'die Romantiker' vom jungen Goethe her die anregung nahmen, den knittelvers bald ernst, bald schwankhaft zu verwenden — wer wird das leugnen wollen! sie aber von dorther ein metrisches schema sich zum vorbilde wählen lassen, heifst umso gewaltsamer verfahren, als wir nicht wissen, wie man in romantischen kreisen den alten vers des Hans Sachs las. sind doch nicht einmal wir uns darüber einig!

Wo andere gründe fehlen, stellt sich heute gerne die stati-

stische tabelle ein. so soll auch bei R. eine solche tabelle 'schliefslich völlige klarheit' bringen. dass die zahlen eher das gegenteil von dem beweisen was unser vf. wünscht, ist schon betont. ich mistraue den von R. beigebrachten zahlen aber auch an sich, solange er nicht deutlich macht, wie er seine angaben in procenten gewonnen hat. hat er die in einer jeden der dort verzeichneten acht romantischen dichtungen vorkommenden fälle sämtlich festgestellt und dann auf den procentsatz gebracht? oder hat er von jeder dichtung hundert verse vorgenommen und die in diesen hundert vorkommenden fälle summiert? soweit meine nachprüfung reicht und in anbetracht der ganzen, nicht gerne hartes holz bohrenden arbeitsweise in dieser schrift fürchte ich, dass das zweite zutrifft. das wäre natürlich eine wertlose statistik.

Das dritte capitel bereitet mir die geringste freude. R. will darin untersuchen, welche stellung die ältere romantik zur kunstanschauung des jungen Goethe eingenommen hat und ob sie durch sie beeinflusst worden ist; unter dieser junggoethischen kunstanschauung begreift er das verhältnis zur volkspoesie, zu Shakespeare, Ossian und Hans Sachs. er muste hier, wie er selbst weifs, sehr viel aus zweiter hand nehmen. aber er hat es sich doch wol zu bequem gemacht, wenn er sich zb., was Shakespeare betrifft, ganz auf das buch von Marie Joachimi-Dege verlässt, mit dem er in 'den hier in frage stehnden puncten übereinzustimmen' erklärt. über die vorzüge und schwächen dieser arbeit brauch ich den lesern dieses Anzeigers nichts zu sagen. im übrigen ist diese anlehnung unserm vf. insofern nicht gut bekommen, als sie ihn in allerlei widersprüche zu früheren ausführungen verwickelt hat.

Auch aus den darlegungen dieses capitels ergibt sich, dass Ludwig Tieck am engsten mit der welt des jungen Goethe verknüpft ist.

'Nunmehr erst darf der versuch gemacht werden, die ergebnisse zu einer synthese zu vereinigen', heifst es s. 156. die worte machen uns gespannt auf das schlusscapitel. wir erfahren darin, dass die untersuchung als vorarbeit hat dienen sollen, für die beantwortung der frage nach einer romantischen 'schule'. R., der in den voraufgegangenen capiteln 'die Romantiker' so oft als eine compacte masse angesehen hat, unterstreicht jetzt nachdrücklich den umstand, dass sie sich 'betreffs' der bedeutung, die der junge Goethe für ihr geistesleben gehabt hat, vollkommen scheiden. 'will man aber', so heifst es (s. 158), 'was dringend einmal geschehen muss, die frage beantworten, inwieweit diese männer nun würklich zusammengehören oder auseinandergehn, dann muss man untersuchen, wie sich jeder einzelne von ihnen zu jedem einzelnen der probleme stellt, die sie gemeinsam beschäftigt haben'. und R. erklärt vorab, 'dass man diesen dichtern

und denkern bitter unrecht tut, wenn man sie in eine 'schule' einzwängen will, ehe man das vorhandensein einer solchen würklich bewiesen hat'. er selbst freilich muss dies problem ungelöst lassen, 'wie so viele andere, die im laufe dieser arbeit aufgetaucht sind'.

So hinterlässt die studie, bemüht höhere ergebnisse zu fördern, den eindruck eines nur noch stärker verwaschenen bildes. hätte R. doch am schlusse lieber den faden der einleitung wideraufgenommen und an seinem materiale den von Marie Joachimi-Dege und von Walzel neuerdings so in den vordergrund gerückten gegensatz der geniezeit und der romantik nachgeprüft! statt dessen hat er nur mit einem unfruchtbaren gerede von 'problemen' jener richtung der romantikforschung seinen tribut gezahlt. es verdient angemerkt zu werden, dass er sich darob eine zweimalige anfechtung von seiten Walzels zugezogen hat (Germ.-romanische monatsschr. 2, 336; DLZ. 31, 3045).

Wieweit die neuerdings von diesem forscher mit einer fast unduldsamen empfindlichkeit verfochtene forderung 'synthetischer' litteraturwissenschaft, besonders für die romantik, von der sie abstrahiert ist, geltung hat, wieweit diese aufstellung neues bringt, wieweit nicht, ob sie einen fortschritt oder rückschritt, eine vertiefung und erweiterung oder eine vereinseitigung, eine methodische förderung oder einen streit um worte bedeutet — dies im hinblick auf die theorie und praktische leistung im felde der romantischen 'synthese' und mit gerechter abwägung der auffassungen von chorizonten und einheitshirten zu besprechen, tut nunmehr sehr not. aber ich will die anzeige der R.schen schrift damit nicht mehr belasten, obwol es vielleicht unklug ist, die einmal gebotene möglichkeit zur aussprache fahren zu lassen; denn die erfahrung lehrt mich, dass eine solche wissenschaftliche discussion von der seite, die sie würdigen sollte, durchaus nicht gerne zugelassen wird.

Strafsburg, im juli 1911. **Franz Schultz.**

Die religiöse lyrik des deutschen katholicismus in der ersten hälfte des 19 jahrhunderts, unter besonderer berücksichtigung Annetteus von Droste von **August Weldemann.** [Probefahrten, hsg. von Albert Köster bd 19.] Leipzig, R Voigtländer 1911. VIII und 135 ss. 8°. — 4,80 m.

Im stürmischen revolutionsjahr 1848 sank Annette von Droste-Hülshoff fern von ihrer westfälischen heimat zu Meersburg am Bodensee in die gruft. ihr früher tod erscheint wie eine flucht aus der welt der unruhe; denn still und einsam gieng sie zeitlebens ihre wege. und doch wurde dieses anscheinend ruhevolle leben von einer leidenschaftlichen seele gelebt. grüblerischer hang führte früh zur beschäftigung mit religiösen fragen, führte zu

gewissenskämpfen und quälenden zweifeln. aber darüber, wie weit die zweifel giengen, berichten weder briefe noch tagebücher. scheu vor der neugier unberufener wie rücksichten auf heimat und elternhaus verschlossen der dichterin den mund. bleibt auch ihre dichtung frei von diesen stimmungen, ist vor allem das 'Geistliche Jahr' davon unberührt?

Hier scheiden sich die wege. leidenschaftlich bekämpft die katholische forschung jede freiere, individuelle deutung der dichtung: sie ist ein erbauungsbuch und schliefst sich völlig den dogmatischen anschauungen der kirche an. aber ebenso beharrlich hält die protestantische richtung ihre auffassung fest: sie sieht in dem werke den niederschlag jener seelischen kämpfe, es ist ihr das persönlichste bekenntnisbuch der dichterin. 'es ist durchaus verfehlt und für das rechte verständnis des büchleins irreführend, wenn man diese lieder als poetische selbstbekenntnisse auffassen und aus einzelnen ausdrücken auf das leben der dichterin indiscrete und jedenfalls falsche rückschlüsse machen wollte . . . . . . ein äufserer anstofs, ein bestimmter objectiver faden, ein apostolischer zweck — alles charakterisiert das 'Geistliche Jahr' als allgemein giltige dichtung, die durchaus nicht als individueller seelenspiegel der dichterin aufgefasst werden darf', das ist das urteil des jesuitenpaters WKreiten (AvDrostes ges. werke I bd 2 hälfte ss. 9 u. 11). '. . . als Annette nach fast 20jährigem stillstand die so lange vergessene lebensaufgabe wider in die hand nimmt, will sie doch nichts anderes geben als ihre subjectivsten empfindungen, als einen treuen seelenspiegel', so die meinung des professors der protestantischen theologie Karl Budde (Preufs. Jahrbücher bd 69, s. 351). eine dankbare aufgabe, diesen streit auf ursache und berechtigung hin zu untersuchen, um womöglich als schiedsrichter jedem der feindlichen brüder das seine zu geben! Weldemanns absicht geht dahin: die ganze zweite hälfte seiner schrift (ss. 69—132) versucht eine erschöpfende charakteristik der religiösen lyrik unserer dichterin zu bieten. es muss dabei zugestanden werden, dass der von ihm eingeschlagene weg näher an die lösung der streitfrage heranführt.

Während nämlich die vorgänger beider lager ihre beweisstücke wesentlich den vollendeten gedichten entnehmen, geht der verfasser der vorliegenden schrift in erster linie der entstehungsgeschichte der dichtung nach. vier zeugnisse kommen für die erste hälfte (neujahr—ostern: 25 gedichte) in betracht: das Weweralbum, ein gedenkbuch, in das Annette vDroste eigenhändig 19 geistliche lieder eintrug (worunter 11 gedichte[1] des 'Geistlichen Jahres'); die widmung der ersten hälfte dieses werkes an die mutter (datiert 9 oct. 1820); der brief AvDr. vom jan.

[1] s. 76 mitte ist ein sinnstörendes versehen zu berichtigen. statt: 'aus dieser doppelstellung der acht lieder . .' lies: '. . . der elf lieder . . .'

1820 an ihre tante, die freiin Ludovica vHaxthausen; endlich die ursprüngliche niederschrift des gedichtes zum feste des süſsen namens Jesus auf der rückseite einer rechnung, deren bezahlung am 5 sept. 1819 in Driburg bescheinigt wurde. nach drei richtungen geben diese acten aufschluss. sie gestatten vorerst eine ziemlich genaue datierung der gedichte: sie sind wol in der zeit vom 1 jan.—9 oct. 1820 entstanden. sie lehren ferner, dass die dichterin während der abfassung der ersten gedichte den plan des werkes änderte. zuerst gedachte sie nur die kirchlichen feiertage mit liedern zu bedenken. dann aber erweitert sich der gedichtkreis zum 'Geistlichen Jahr', das nun auch die sonntage mit einschlieſst. diese erweiterung ist aber — und darin besteht das dritte, wichtigste ergebnis — durch eine wandlung der künstlerischen auffassung bedingt. die ersten gedichte nämlich sind für die stiefgroſsmutter der dichterin bestimmt und bewegen sich im frommen, glaubenssichern gedankenkreise dieser frau. dann aber entwindet sich die künstlerin diesem zwange: ihr eigenes seelenleben verlangt gebieterisch nach aussprache. so treten an die stelle erbaulicher verse tieferregte strophen, geständnisse einer ringenden menschenseele. der alte rahmen ist für den reichtum ihres gefühlslebens zu eng. darum zieht Annette von Droste auch die sonntage in den kreis ihrer betrachtung.

Dass diese feststellungen Weldemanns zutreffen, scheinen mir die gedichte selbst zu belegen. die 11 gedichte des Weweralbums, die, wenngleich teilweise umgearbeitet, doch die älteste schicht der dichtung darstellen, betreffen nur feiertage. nach diesen feiertagsgedichten aber entstehn auf grund des erweiterten planes die einzelnen sonntagsgedichte (bis ostern), sodass also die textliche aufeinanderfolge durchaus nicht die zeitliche entstehung widerspiegelt. so wie die gedichte sich heute folgen, sind sie unmöglich zeitlich nacheinander entstanden. die 11 feiertagsgedichte des gedenkbuches vertieften das religiöse denken der dichterin, die hernach entstehnden sonntagsgedichte aber zeigen uns Annette von Droste im kampfe mit ihren zweifeln. 'es ist wie das hervorbrechen einer lang verhaltenen flut. kein gedanke mehr an die groſsmutter, an eine person des festtages, an etwas auſsenstehndes überhaupt. aus dem evangelium wird kurzerhand ein wort, eine wendung, ein bild herausgegriffen und von der dichterin auf das eigene innere bezogen. .... die aussprache Annettens wird zu einer selbstanklage vor Gott, zu einer impulsiven, rückhaltlosen beichte' (ss. 78, 79). man vergleiche etwa das schon im Weweralbum stehnde gedicht 'Am Feste vom süſsen Namen Jesus' mit den vorangehnden strophen 'Auf den ersten' und den nachfolgenden 'Auf den dritten sonntag nach heil. drei könige', und man wird die weite kluft zwischen der frühern feiertagsdichtung und den spätern sonntagsgedichten wahrnehmen.

Diese feststellung entscheidet über die wesensart der ersten hälfte des gedichtskreises. zweifellos erweist sie nämlich eine entwicklung der dichterin in der richtung einer rein lyrischen widergabe eigener zustände. damit ist aber das abschliefsende urteil über den ersten teil des 'Geistlichen Jahres' gegeben. mit Budde sind diese gedichte als individueller seelenspiegel aufzufassen.

Schwieriger liegen die verhältnisse bei der zweiten hälfte des werkes. 1820 hatte Annette von Droste mit dem Osterliede abgebrochen. der hochflut des schaffens folgte die erschöpfung. eben weil die dichterin echte lyrik gibt, ist sie der laune ihrer schöpferischen kraft unterworfen; ein fingerzeig, dass die von Kreiten und wider von Budde und Weldemann aufgenommene behauptung Levin Schückings, Annette von Droste hätte die poesie 'commandiert', volles mistrauen verdient. erst 19 jahre später, wol im august 1839, nimmt sie die frühere arbeit wider auf. der vorläufige abschluss der dichtung fällt in den januar 1840. eine endgiltige fassung verhindert der frühe tod.

Eine vergleichung der ersten und zweiten hälfte drängt sich unmittelbar auf. manches würkt abgeklärter, ruhiger. die zweifel werden zur resignation. der innern kämpfe müde, sucht die dichterin den weg zum frieden. ergreifend kommt das namentlich im gedicht auf den zweiten sonntag im advent zum ausdruck. darüber ist aber das gemeinsame der beiden teile nicht zu vergessen. widerum gibt Annette von Droste durchaus persönliches empfinden, ja, selbst die mehr lehrhaften stücke der sammlung (zb. 16 sonntag nach pfingsten) zeigen individuelles gepräge. mag ihr freund ChrBSchlüter die vollendung des 'Geistlichen Jahres' angeregt haben, sicher begegnete sein wunsch einer sehnsucht der dichterin, die ihre noch immer regen religiösen bedenken zu schlichten sucht. sie hegte selbst die überzeugung, dass die zweite hälfte eine im gleichen geiste gehaltene fortsetzung des ersten teiles sei. *die geistlichen Lieder*, schreibt sie am 24 aug. 1839 an Schlüter, *werden, wie mich dünkt, ohngefähr den frühern gleich*, und sie deutet zugleich im nämlichen briefe eine schwierigkeit an, die den lehrhaften ton einiger schwächerer gedichte erklärt und entschuldigt: die lange reihe der sonntage zwischen pfingsten und advent. 27 gedichte (ohne die feiertagsgedichte) haben diesen weiten zeitraum zu füllen. so behält Buddes auffassung auch für den zweiten teil volle geltung, und das was W. im einzelnen ausführt, verstärkt nur dessen darlegungen. wie der verfasser angesichts seiner eigenen forschungsergebnisse zu dem schlusse gelangen kann, der zweite teil des werkes beruhe zwar auf individueller seelenstimmung, habe aber auch apostolische tendenz, ist schwer zu verstehen. macht Weldemann nicht selbst darauf aufmerksam, dass nur schwächere füllgedichte in den predigtton verfallen? und wie

kann er eine erscheinung, die nur vereinzelt und aus äufsern gründen auftritt, als entscheidende richtung eines werkes hinstellen? der vorsatz, unter allen umständen vermitteln zu wollen, hat hier offensichtlich zu einer bedenklichen umbiegung einer folgerichtigen gedankenreihe geführt.

Annette von Droste gibt also ein bekenntnisbuch. welcher art sind aber ihre bekenntnisse? hat Kreiten recht, wenn er betont, die dichterin sei zeitlebens eine überzeugungstreue katholikin gewesen: 'wenn und wo aber ein schluss vom gedicht auf die dichterin gestattet ist, hat er das ergebnis, uns in Annetten eine seele zu zeigen, die trotz vieler und schwerer kämpfe festhält an der liebe, der hoffnung und dem glauben, nicht im allgemeinen, sondern so, wie ihn der katholische katechismus, die katholische kirche mit allen einzelnen lehren, geboten und sacramenten vorstellt' (Werke I, 2 s. 19). oder sollen wir Budde beistimmen, der 'in ihr freudig eine zeugin für wahrhaft evangelisches christentum innerhalb der römischen kirche' begrüfst? (aao. s. 385). W. schliefst sich dieser letztern auffassung an. mit recht. gewis wollte die dichterin zeitlebens eine gute katholikin sein. heimat und elternhaus verpflichteten sie gleichermafsen dazu. anderseits aber sind doch der trennenden züge nicht wenige. schon der umstand, dass sich Annette von Droste im kreise ihrer angehörigen vereinsamt fühlt, gibt zu denken. weiterhin erinnert aber W., teilweise im anschluss an Budde, daran, wie selbständig sie über das priesteramt wie über den heiligen- und Mariencult denkt. der intoleranz des werdenden ultramontanismus widerspricht ihre weitgehnde duldsamkeit — der sittliche charakter einer persönlichkeit war für sie allein ausschlaggebend —, und der überschätzung litterarisch minderwertiger katholischer dichtwerke begegnet sie durch die scharfe betonung des in kunstfragen allein entscheidenden ästhetischen maßstabes. durch die verurteilung der frommen sonette ihres freundes Schlüter liefert sie für die von ihr vertretene betrachtungsart ein sprechendes beispiel.

Ein letzter abschnitt sucht endlich das litterarische verhältnis Annettens von Droste zu den gleichzeitigen katholischen lyrikern klarzulegen. W. bezieht sich dabei auf die im ersten teil seiner schrift (ss. 1—68) gegebene charakteristik der religiösen lyrik des deutschen katholicismus in der ersten hälfte des 19 jh.s. es erweist sich, dass die lyrik unserer dichterin volle eigenart besitzt, ja, dass die ganze weitläufige und gutgemeinte reimkunst so mancher kleiner talente ebenso spurlos an ihr vorübergieng, wie die künstlerisch oft hochstehnden religiösen dichtungen Brentanos, Eichendorffs uaa. dieses ergebnis wird nach den frühern ausführungen nicht überraschen, wol aber vielleicht die tatsache, dass der verfasser sich trotzdem veranlasst sah, uns in seiner langen einleitung — denn das sind die zwei ersten capitel —

eine gröfsere anzahl dieser dichter und dichterlinge vorzuführen. was er dabei über die beiden hauptströmungen, den liberalen katholicismus unter dem einfluss des rationalismus und den orthodoxen katholicismus im anschluss an die romantik, ausführt, ist im einzelnen höchst beachtenswert, steht aber doch in keinem tiefern zusammenhange mit dem zweiten teile seiner abhandlung. eine knappe wegleitung hätte für den vorliegenden zweck genügt.

Vielleicht entschliefst sich der verfasser, die im ersten teile angedeuteten gedankengänge in einer selbständigen darstellung der vormärzlichen katholischen lyrik weiter auszubauen unter hinzufügung einer reichern auswahl von gedichtproben, da viele der besprochenen sammlungen schwer erhältlich sind. für die von scharfsinn zeugenden ausführungen über Annette von Drostes religiöse lyrik gebührt ihm der dank aller freunde der westfälischen dichterin.

Basel. **Emil Geiger.**

Theodor Storms lyrik von **Walter Herrmann.** [Probefahrten, hsg. von Albert Köster. bd 17.] Leipzig, RVoigtländer 1911. VIII u. 187 ss. 8° — 5,50 m.

Es gehört zu den schwierigsten aufgaben litterarischer forschung, der kunst lyrischer dichter gerecht zu werden; denn während epiker und dramatiker durch die in jeder ernsten schöpfung ausgeprägte lebensauffassung ihre eigene persönlichkeit mit darstellen und damit oft die litterarische betrachtung schon in ganz bestimmte bahnen lenken, gibt der lyriker zunächst eine fülle mannigfaltiger zustände, in die der betrachter allererst eine gewisse gliederung zu bringen hat. es gilt, die verwirrende vielheit nach grofsen richtlinien zu cristallisieren, um so erst das zu schaffen, was andere dichtwerke schon einschliefsen: das bild einer individuell gestalteten persönlichkeit. nicht dass das einzelne lyrische gedicht, für sich allein betrachtet, als lebloses gebilde dastünde — es kann im gegenteil so geschlossen würken, wie irgend ein werk einer verwanten kunstgattung —, aber es ligt eben in seinem wesen als lyrischem gedicht begründet, dass es immer nur eine seite des künstlerischen schöpfers in zuständlicher bedingtheit gibt und somit immer einseitig würken muss. erst die gesamtheit aller persönlichen aussprachen schafft die persönlichkeit selbst. wie aber nun diese persönlichkeit vom forscher nachgeschaffen, ja, schärfer ausgedrückt, aus all den vielen mosaikstücken zusammengesetzt werden soll, bildet die erste grofse schwierigkeit. soll das s c h a f f e n des künstlers im blickpuncte des interesses stehn, die forschung also, wie gegebene elemente der würklichkeit auf seine seele würken und im kunstwerke ihr bild empfangen? oder soll das k u n s t w e r k selbst

gegenstand der betrachtung sein, um aus seiner analyse die persönlichen werte zu gewinnen? ob jene genetische oder diese descriptive behandlungsart angemessen sei, wird von der beschaffenheit des gebotenen materials abhängen. ist diese frage erledigt, so bleibt erst noch die weitere methodische entscheidung zu treffen, ob sich eine betrachtung nach leitenden gesichtspuncten, also gleichsam in längsschnitten empfiehlt, oder ob das chronologische princip anzuwenden ist, das dem lebensgang des dichters die periodische gliederung seiner schöpfungen entnimmt.

Diese grundsätzlichen überlegungen scheute der verfasser der vorliegenden schrift nicht; ihnen verdankt er es, wenn seine arbeit wenigstens in ihrem ersten teile als mustergültig bezeichnet werden kann. er gibt mit voller absicht eine descriptive darstellung der Stormschen lyrik, weil die vorbedingungen genetischer betrachtungsart: tagebücher, erste fassungen, ausreichender briefwechsel — fehlen, und er gibt diese descriptive darstellung zeitlich gegliedert, weil sich so die möglichkeit bietet, gewisse zusammenhänge zwischen umwelt und dichtung klarer zu betonen. ein völliges verständnis Storms vermag allerdings auch er nicht zu vermitteln, aber irrationales wird immer selbst bei der eindringlichsten forschung übrig bleiben. was eine gewissenhafte analyse leisten kann, zeigt der verfasser. er breitet eine fülle feiner beobachtungen vor uns aus und ordnet sie so, dass ein fassbares gesamtbild entsteht. dem gegenüber will der versuch, in einem zweiten teile Storms theorie der lyrik und dessen künstlerisches schaffen darzustellen und so gleichsam der descriptiven auffassung die genetische beizugesellen, wenig besagen. er beweist nur, dass der verfasser gut getan hat, den im ersten teil eingeschlagenen weg zu verfolgen; denn die ergebnisse des zweiten abschnittes sind dürftig und durchaus nicht einwandfrei.

Es sei im folgenden versucht, die wesentlichsten resultate der Herrmannschen schrift widerzugeben, wobei allerdings angesichts der grofsen zahl der einzelbeobachtungen eine subjective auslese unvermeidlich bleibt.

Der erste teil der schrift, betitelt 'Darstellung der lyrik Storms in ihrer entwicklung' zerfällt in vier durch die jahre 1843, 1853, 1868 und 1888 abgegrenzte capitel. innerhalb eines jeden capitels verfährt der verf. nach bestimmten gesichtspuncten. er überblickt jeweilen kurz leben und schaffen des betreffenden zeitabschnittes, verweilt dann länger bei der besprechung des stoffgebietes, behandelt noch eingehender das verhältnis Storms zur natur und deren stellung innerhalb des erlebniskreises einzelner gedichte und schliefst mit der erörterung der litterarischen einflüsse. so finden die darlegungen jeder gruppe im folgenden capitel ihre leicht auffindbare fortsetzung. nur stilistik, metrik und melodik der Stormschen verse werden im 1 und 4 capitel zusammenfassend behandelt.

Das erste capitel schildert einleitend kurz Storms jugendzeit und betont einige für die lyrik wesentliche einflüsse der umgebung des dichters: das freigeistige milieu des vaterhauses; die ins 18 jh. zurückführende familientradition, entscheidend für Storms neigung zur zopf- und puderzeit; den charakter der heimat, des altertümlichen, abseits der grofsen welt liegenden Husum; endlich als erstes tief würkendes erlebnis den frühen tod einer schwester, der die Storm eigenen gedanken über die vergänglichkeit alles irdischen zum erstenmale weckt. schon in Husum wird ihm Schiller vertraut, und Lübeck, wo Storm das gymnasium besucht, fügt neue anregungen hinzu. die jüngere romantik, vor allem Eichendorff, tritt ihm nahe, Heine wird ihm durch Geibels freund Ferdinand Röse vermittelt und zieht auch Storm in seinen bann, endlich scheint auch Geibel selbst vorbildlich gewürkt zu haben. der im jahre 1837 beendigten schulzeit folgen die studienjahre in Kiel, Berlin und widerum Kiel. Storms interesse gilt vor allem der litteratur, während das fachstudium nur pflichtgemäfs betrieben wird. der zweite Kieler aufenthalt knüpft die freundschaft mit den brüdern Theodor und Tycho Mommsen, die beide ebenfalls poetischen neigungen zugetan sind. gegenseitige mitteilung und kritik der arbeiten fördert ihr schaffen. Storm selbst lernt tadel ertragen und schult seinen allzeit regen kritischen sinn. 1843 trennen sich die freunde nach bestandenem examen, beschliefsen aber als denkmal ihres gemeinsamen strebens die ausgabe ausgewählter gedichte. so entsteht das 'Liederbuch dreier Freunde', das für die jugendlyrik Storms von entscheidender bedeutung ist. er steuerte 51 gedichte bei. sie bieten vor allem liebeslyrik. Storm ist eine sinnliche natur von elementarem gefühlsleben, das aber schon jetzt ein strenger formsinn mäfsigt. liebesfreude und liebeskummer spricht aus den versen, und der verlassene dichter findet neue töne für die vergänglichkeit des glücks. Herrmann sucht aus den gedichten selbst das fehlende biographische material zu gewinnen. mir will scheinen, dass hier phantasieerlebnisse zugrunde liegen, findet sich doch in der nämlichen zeit auch die rollenlyrik bei Storm: Bettlerliebe. eine stelle aus Storms briefwechsel mit Friedrich Eggers[1] stützt diese auffassung: *seit der Periode des* 1 *Buchs der Gedichte*[2] *habe ich fest darauf gehalten, nichts zu schreiben, was ich nicht mit meiner Persönlichkeit vertreten könnte, was nicht im Verhältnis zu mir aus einer gewissen Notwendigkeit entsprungen wäre.* die liebe als das centrale problem unseres dichters, drängt andere gefühlskreise zurück.

[1] Theodor Storms briefe an Friedrich Eggers herausgeg. von H. W. Seidel, Berlin 1911. die hier citierten worte finden sich im briefe vom 3 juli 1853. H. konnte das erst 1911 erschienene buch nur noch bei der correctur benutzen.

[2] dh. nach 1843. die jugendlyrik schliefst mit diesem jahre ab.

heimat und weihnachtszeit finden ihren widerhall, die vorliebe für märchen und sagen bekunden die gedichte 'Goldriepel' und 'Tannkönig', endlich erschallt auch ein vereinzelter politischer klang: das gedicht 'Die Jungen', wie H. mit recht hervorhebt, die charakterseite Storms ankündigend, die später in den strophen 'An meine Söhne' prägnanten ausdruck fand.

Wenn Storm später oft betont, die heimische landschaft hätte ihm in den jugendjahren den tiefsten eindruck gemacht, so bietet die jugendlyrik hierfür keine beweise. deswegen braucht Storms behauptung nicht falsch zu sein. er teilt mit Gottfried Keller die eigenheit, dass der jugendliche gefühlsüberschwang einen mehr rhetorischen ausdruck sucht, während die anschauliche gestaltung dichterischer erlebniscomplexe den mannesjahren vorbehalten bleibt. der wandel von subjectiver zu objectiver darstellung lässt sich wie bei Keller, auch bei Storm verfolgen. so ist es durchaus nicht auffallend, wenn heide und marsch fehlen, wenn das meer nur in einem heimwehgedicht rhetorisch als ocean erscheint. statt scharf umrissener heimatbilder erhalten wir den romantischen wald mit seiner ganzen staffage. dagegen kündet schon manche einzelheit den spätern vollendeten künstler an. H.s ausführungen über die widergabe der verschiedenartigen sinneseindrücke bei unserm dichter lehren durch schlagende beispiele, wie Storm mählich eine eigene sprache gewinnt. auch stilistisch ist die jugendlyrik unausgeglichen. neben pomphaften und geschraubten versen steht das schlichte gedicht 'Dämmerstunde' (1843). es weist auf die bahn der weitern entwicklung. Storms weg führt vom wortreichtum zu immer strafferem und knapperem ausdruck.

Des dichters studentenjahre fallen in die zeit des jungen Deutschland und der revolutionären lyrik. allein auf ihn würkten diese strömungen nicht ein. mehr bedeutung gewann die romantik. wie viele ihrer glieder ist auch Storm eine musikalische natur, wie ETAHoffmann[1] liebt er spukgeschichten. volkslied und märchen regen ihn an. die jugendlyrik steht sprachlich im bann der romantik, und die bergmannspoesie des Novalis findet in Storms 'Goldriepel' einen verspäteten nachläufer. aber der trennenden züge sind mehr. vor allem ist Storms weltanschauung, wie H. betont, im grunde unromantisch. die romantische sehnsucht wird bei unserm dichter zur resignation. es fehlt ein inniges verhältnis zur religion, und abstracten metaphysischen gedankengängen ist Storm abhold. das diesseits ist sein würkungsfeld, und dem romantischen wandertrieb steht sein tiefes heimatgefühl

[1] Storm schätzte ETAHoffmann zeitlebens. das bezeugt von neuem sein eben erschienener briefwechsel mit der familie Scherff. (Storms briefe an die familie Scherff herg. durch dr Werner Deetjen. Westermanns monatshefte jahrg. 55, s. 793—798.) Storm bezieht sich hier in einem briefe vom 1 nov. 1876 auf den maler Bickert, eine gestalt der phantasiestücke in Callots manier.



gegenüber. zum katholicismus, zum mittelalter, zum orient zeigt er keinerlei neigung, wol aber im gegenteil für das jahrhundert der aufklärung, das für seine novellendichtung bedeutungsvoll wird. endlich ist Storm allem formlosen feind, wie er denn der lyrischen dichtung Tiecks vorwirft, sie sei ein zusammenhangloses stammeln, aber kein geschlossenes kunstwerk. so geht es nicht an, Storm als verspäteten romantiker zu fassen. weit mehr fühlt er sich zu Heine hingezogen. Herrmann zeigt erschöpfend die mannigfaltige beeinflussung in stimmungen, motiven, sprachlichen wendungen. aber auch innere berührungspuncte fehlen nicht. vor allem macht auf Storm Heines formale strenge tiefen eindruck; wie Heine sucht auch er, was Hermann Heiberg bezeugt, mit zunehmenden jahren oft tagelang nach einem passenden wort. dagegen ist Storm Heines ironie fremd. wenn dieser oft die stimmung durch eine pointe jäh abbricht, so liebt Storm im gegenteil ein feines ausklingen, das die einheit des gefühls wahren soll. ebensowenig ist Heine für die naturbetrachtung vorbild. hier lernt Storm vielmehr von Eichendorff. das fromme lauschen auf das stille walten der natur hat es ihm angetan. ist diese bei Heine oft nur mittel, so wird sie bei Eichendorff selbstzweck. so auch bei Storm. an den Schlesier erinnern ferner seine Fiedellieder, sowie mancher zug der darstellung: Storm merkt sich zb. Eichendorffs kunstgriff, die stille durch einen vereinzelt hereinklingenden laut zu vertiefen. allerdings meidet unser dichter als der mafsvollere künstler schon jetzt die allzugrofse häufung der naturbilder. — Eichendorffs einfluss würkt auch noch in späteren jahren. — durch Theodor Mommsen wurden die gedichte Eduard Mörikes dem Kieler kreise nahe gebracht. Storm entdeckte darin sofort eine congeniale natur. hier wie dort die freude am stilleben und humor, am volkstümlichen, an spukgeschichten und märchen. daneben allerdings auch trennende momente; so vor allem der starke einschlag classischer bildung bei dem schwäbischen dichter. auffallenderweise ist Mörikes einfluss auf die jugendlyrik nur sehr gering. wol vor allem deshalb, weil sich seine kunst überhaupt nicht nachahmen lässt; *denn,* schreibt Storm am 3 juli 1853 an FrEggers, *Mörike ist in einer Beziehung selbst von den grössten Poeten, Goethe nicht ausgenommen, ganz unerreicht; keiner hat so wie er neben der Tiefe des Gedankens auch die Tiefe des Ausdrucks und einen so wunderbar notwendigen Zusammenhang zwischen beiden.* so würkt Mörike mehr als ein vorbild, das verwante anlagen, vor allem das gemeinsame streben nach '*Simplicität des Ausdrucks*'[1], bei Storm zu rascherer entwicklung bringt. endlich weist H. noch auf einige anlehnungen an Goethe, sowie auf nachklänge der lieder des Griechensängers WMüller hin, die Storm in den

[1] brief an Theodor Fontane vom 25 juli 53.

compositionen Franz Schuberts vertraut waren. damit ist Storms jugendlyrik litterarisch allseitig umgrenzt.

Die jahre 1843—1853, die blütezeit seiner lyrik, verbrachte der dichter in Husum. ende 1850 (datiert 1851) erscheinen seine 'Sommergeschichten und Lieder', 1852 die 'Gedichte' allein. die sammlung enthält den ertrag der zweiten periode des lyrischen schaffens.

Storms liebeslyrik steht widerum im mittelpunct. aus der jugendzeit klingt noch ein ton weltschmerzlicher melancholie herüber, seit der verlobung mit Constanze Esmarch (1844) gewinnt seine leidenschaft aber männlichere laute. die motive der jugendlyrik kehren wider, aber die sinnlichkeit ist noch mehr durch die form gebändigt, und neben die klage über die vergänglichkeit alles irdischen tritt eine entschlossene daseinsfreude. die poesie der nacht und des schlafes fehlt nicht, aber Storms lieblingszeit ist der mittag und unter den jahreszeiten der sommer. Storm selbst ist sich dieser wandlung durchaus bewust. am 13 märz 1853 schreibt er an FrEggers über eine kritik seiner gedichte durch Wolfgang Menzel: *übrigens scheint W. Menzel alt geworden zu sein; denn die Liebeslieder, welche ich für das Originalste unter meinen Sachen halte, sind gar nicht erwähnt; sie behandeln nämlich nicht wie die meisten Liebeslieder das Verhältuis zwischen dem unbewussten Jüngling und Mädchen, es sind keine Frühlingsliebeslieder, sondern voll erschlossene Liebesrosen. Den Liebesliedern läuft die Sommerstimmung in den landschaftlichen parallel.* begünstigt durch die damals einsetzende novellendichtung zeigt sich auch die rollenlyrik wider: 'Elisabeth', 'Lied des Harfenmädchens'. auch politische lieder ertönen, hervorgerufen durch das schicksal der heimat. aber die politische lyrik Storms ist durchaus unrhetorisch, an den einzelfall gebunden. bezeichnend hierfür ist es, dass die erste anspielung auf die zeitereignisse nach Hermanns feinsinnigem nachweise in einem der meisterhaften naturbilder auftritt: das gedicht 'Abseits' (1848) schliefst:

Kein Ton der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

die ereignisse der jahre 1848—1851 finden dann ihr freudvolles und leidvolles echo in Storms lyrik, wobei der dichter durch die anschauliche darstellungsform den zusammenhang mit der heimatlichen scholle wahrt und so, wenn auch zuweilen pathetisch, doch nie rhetorisch würkt: 'Ostern', 'Im Herbste 1850', 'Gräber an der Küste', 'Ein Epilog', '1. Januar 1851'. der dänische sieg bringt die herbste prüfung: den zug in die fremde, gemildert nur durch das glück, das Storm in seiner jungen ehe fand.

Storms entwicklung zur künstlerischen meisterschaft erweist vor allem eine untersuchung der stellung der natur in seiner



lyrik. die jugendlyrik gab noch wesentlich von Eichendorff abhängige landschaftsbilder, jetzt aber ist der kreis der anschauung völlig verschoben. Storm hat seine heimat entdeckt. das meer entfaltet seine ganze pracht, deich, marsch und heide leben in seinen versen, die poesie der küste wird laut. ein scharfes auge kommt dabei dem dichter zu statten. er gemahnt zuweilen an Annette von Droste-Hülshoff, nur dass er anschauliche züge weit sparsamer verwendet. Herrmanns ausführungen bringen eine fülle wertvoller einzelbeobachtungen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. sie lehren, dass jetzt die objective richtung in Storms lyrik vorherscht, dass es dem dichter vor allem darum zu tun ist, anschauliche werte zu geben. die beseelung des unbeseelten ist Storm bedürfnis. der belebung dienen metaphern, antithesen, symbole, deren vergleichungsglieder mit vorliebe dem bezirke der natur entnommenen werden. doch ist zu betonen, dass Storm in der verwendung dieser ausdrucksformen immer sparsamer wird, bis schliefslich die gedichte der alterslyrik davon beinahe frei sind. das hängt mit Storms ästhetischen anschauungen zusammen. schon in dem angeführten briefe vom 13 märz 1853 äufsert er über das poetische bild: *Darunter verstehe ich nicht die sog. bilderreiche Sprache, die allerdings durch poetischen Drang hervorgerufen werden mag; die aber, da das Suchen des tertii comparationis, wenn noch so unmerklich, immer eine Verstandesoperation bleibt, die poetische Darstellung schwächt; sondern ich verstehe, wenn ich die Wirksamkeit der Phantasie in der Poesie als Bild bezeichne, darunter ein 'in Szene setzen des Gedankens'. Natürlich verschmäh ich nicht durchaus das vergleichende Bild, wo es besonders wirkend ist; aber im ganzen will ich es nicht; es führt überdies direct zur Phrase.*

Das zweite capitel schliefst mit einer zusammenfassenden besprechung des einflusses anderer dichter auf die spätere lyrik Storms. im vordergund steht nun Mörike, der allerdings nicht nachgeahmt wird, wol aber Storms in der gleichen richtung liegende begabung weiter entwickeln hilft: beide sind intuitive naturen. erzieherisch würkte dann vor allem Mörikes sprachliche treffsicherheit. wenn Storm später forderte, dass der gehalt in knappe und zutreffende worte auszuprägen sei, weil schon ein falscher oder pulsloser ausdruck die würkung des ganzen zerstören könne, so gewann er diese einsicht nicht zum mindesten aus den dichtungen Mörikes. dagegen tritt nun Eichendorffs und namentlich Heines einfluss zurück. an Goethe erinnern zuweilen verwante klänge, Freiligrath und das junge Deutschland finden in Storms versen vereinzelten widerhall. inwiefern endlich Fr. Eggers und Theodor Storm sich gegenseitig beeinflussten, hat eine genauere untersuchung erst noch festzustellen.

In den zeitraum des dritten capitels fallen die jahre der

trennung von der heimat, die endliche rückkehr, der tod der gattin. er schliefst mit dem jahre 1868, das Storm in der vorrede zur ersten sammlung seiner werke selbst als markstein bezeichnet. es ist für unsern dichter die zeit des bittern verlustes von heimat und weib: diesen beiden gelten die besten seiner spärlichen gedichte. ihre reihe beginnt mit Storms einziger ballade 'Geschwisterblut'. sie wurde durch ein gedicht Franz Kuglers angeregt, das ihn nicht befriedigte. ihr schliefsen sich die männlich stolzen worte 'Für meine Söhne' an. die zwei gedichte fallen noch in die Berliner zeit. seit der übersiedelung nach Potsdam stockt Storms production. *Wie gerne nähme ich mit der allerbeschränktesten Existenz fürlieb*; *wenn es mir irgend möglich wäre, daheim bei Euch zu sein; die eigentlichen Adern meines Lebens sind mir hier doch unterbunden*, schreibt der dichter am 15 märz 1855 an seinen vater. allmählich entstehn aber doch einige wenige, vollwertige gedichte, geboren aus quälendem heimweh: 'Meeresstrand', 'Vor Tag'. kein wunder, dass auch gedanken über vergänglichkeit und tod wider laut werden. er betont dabei schroff seine dem christentum feindliche stellung. im herbst 1856 siedelt Storm mit den seinen nach Heiligenstadt über. damit beginnen ruhigere zeiten. nochmals strömt der lyrische quell. es entsteht im frühjahr 1858 das gedicht 'Gartenspuk', vor allem aber 1860 die perle der Stormschen lyrik: 'Juli', das gedicht, das seinen eigenen kunstforderungen am vollkommensten entspricht. mit den beginnenden sechziger jahren ertönt dann auch die politische lyrik wider. nach dem tode Friedrichs VII von Dänemark hofft Storm mit fieberhafter ungeduld auf die heimkehr. er, der sonst dem lauten lärm des tages ferne blieb, schreibt am 2 dec. 1863 das gedicht: 'Gräber in Schleswig' und schickt die aufreizenden verse zur sofortigen veröffentlichung an die damals weitverbreitete Gartenlaube. der dänische krieg bricht aus, und Storm kehrt im märz 1864 als landvogt nach Husum zurück. aber die gestillte sehnsucht findet keinen ausdruck im liede. zudem lenkte das schicksal die blicke des dichters aufs eigene heim: seine gattin stirbt (20 mai 1865). ihr gelten die unter dem titel 'Tiefe Schatten' vereinigten gedichte, aus denen gefasste trauer spricht.

Storms stellung zur natur hat sich eigenartig verändert. wol blinkt das meer noch aus den ersten heimwehversen, dann aber verengert sich der gesichtskreis. *Was mir jetzt hier vor allem fehlt,* schreibt er am 8 juli 1857 an FrEggers, *ist ein Garten hinterm Hause; ich kann sagen, ich lebe nicht, weil ich den nicht habe. Ich war in meiner Heimat als Knabe, und später bis zur Auswanderung gewohnt, den Sommer über ganz im Garten zu leben, jeden lieben Gedanken dort auszuspinnen, für jede Schwierigkeit der Arbeit mir dort die Lösung zu suchen; nur im Notfall, zum unabwendbaren Schreiben safs ich im*

Zimmer: das drückende eines Sommertages habe ich dort niemals empfunden. Die grünen Schatten waren immer bereit mich aufzunehmen. das schwer vermisste, die garteneinsamkeit, zaubert jetzt der dichter in der erinnerung hervor, und es ist erstaunlich, mit welcher treue sein gedächtnis die feinsten einzelzüge bewahrte. in der verwendung poetischer kunstmittel wird dabei Storm immer mistrauischer. die naturbeseelung schwindet, die eindrücke der sinneswelt werden möglichst knapp und sachlich widergegeben. bezeichnend hierfür ist eben das gedicht 'Gartenspuk'.

Das vierte capitel fasst die alterslyrik ins auge. nur wenige gedichte entstammen dieser zeit. Storms interesse gilt der objectiven kunst: die meisterhaften novellen der letzten lebensjahre entstehn trotzdem aber wird ihm die lyrik nicht fremd. er stellt sein 'Hausbuch aus deutschen dichtern seit Claudius' zusammen, und diese beschäftigung regt erneute ästhetische betrachtungen an. allmählich stellen sich auch eigene klänge ein. er dichtet neue 'Fiedellieder', die teilweise verse des liederbuchs dreier freunde aufnehmen und ganz im ton jener ersten sänge gehalten sind. dazu gesellen sich strophen der erinnerung an Constanze Storm, knapp im ausdruck, gesättigt mit einer resignation, die in der überzeugung von der vergänglichkeit aller dinge ihre quelle hat: 'Verloren', 'Über die Heide'. auch die spruchweisheit des alters fehlt nicht.

Die stellung der natur hat sich wenig verändert. das meer ist aus seinen versen völlig verschwunden, die heide wird nur selten, aber allerdings mit eindringlicher kraft dargestellt. herbststimmung waltet vor. die darstellung streift da und dort hart den naturalistischen stil: 'Geh nicht hinein'.

Hermann schliefst seine ausführungen über Storms lyrik mit einer eingehnden zergliederung der äufsern form ab. was er über wort- und versaccent in ihrem gegenseitigen verhältnis, über die art der tacte, verse und strophen, über den reim und andere musikalische elemente an hand zahlreicher beispiele darlegt, beweist von neuem, dass Storm einfache gebilde bevorzugt, weil sie am ehesten eine unmittelbare würkung verbürgen.

Die schlussworte bieten eine zusammenfassung der ergebnisse des ersten teils. sie stellen fest, dass Storms entwicklung zwar keine überraschenden wandlungen aufweise, trotzdem aber nicht übersehen werden dürfe. die genaue darstellung dieser entwicklung ist allerdings nur durch das sorgfältige verzeichnis der erstdrucke möglich geworden, das H. seinem buche als anhang (s. 154 bis 162) beigefügt hat.

Dem descriptiven ersten teil lässt nun der verfasser einen zweiten folgen, worin er durch genetische betrachtungen dem dichter näher zu kommen sucht. er bespricht zunächst 'Storms theorie der lyrik' und schliefst daran darlegungen über Storms

künstlerisches schaffen. ich gesteh, dass mich Herrmanns ausführungen hier wenig befriedigen.

Es ist ein wesenszug, den Storm mit seinem engern landsmann Hebbel teilt, dass er sich zeitlebens nicht nur schöpferisch, sondern auch kritisch betätigte. veranlagung und schicksal drängten ihn zu ästhetischen betrachtungen: es galt, der verkennung der welt gegenüber die überzeugung zu festigen, dass die eigene kunst nicht auf abwege geraten sei. wenn Storm dabei in der schroffen betonung seines standpunctes der lyrik anderer dichter nicht völlig gerecht wird, so erklärt sich dies aus seiner kampfstellung.

Im kernpuncte seiner theorie steht der begriff des intuitiven erkennens: das gegenständliche denken ist für Storm das entscheidende moment der lyrik. sobald der dichter seinen zustand erfasst, ihn mit andern vergleicht oder contrastiert, ist es tätig. allein die intuitiven erkenntnisse werden nicht entwickelt, sondern entdeckt, unmittelbar erkannt, sie lösen sich nie begrifflich von den zuständen selbst ab, sondern zustand und gedanke bedingen einander gegenseitig. aus dem erlebnis selbst quillt der ganze gedankliche gehalt. man vergleiche Storms gedicht 'Juli':

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht,
Seine Ähren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst du nur?

wie unvermittelt ergibt sich der zustand der frau aus dem ganzen zusammenhang, und wie unmittelbar drängt sich der gedanke auf, dass der mensch mit ein glied des weltgeschehens sei und wie der dornstrauch und das korn den ewigen gesetzen des werdens unterliege. diese allgemein gültige wahrheit wird aber nicht logisch discursiv abgeleitet, sondern durch ein anschauliches b i l d[1] offenbart. dass damit Storms auffassung widergegeben ist, bezeugt sein brief an FrEggers vom 13 märz 1853, worin der dichter ausdrücklich betont: *die drei Faktoren der Poesie sind Geist, Phantasie, Gemüt — dem entspricht: Gedanke, Bild, Gefühl. Es m u s s a l l e s d r e i i m m e r b e i s a m m e n s e i n,* und dann in der folge noch genauer ausführt: *ich verstehe, wenn ich die Wirksamkeit der Phantasie in der Poesie als Bild bezeichne, darunter ein 'in Scene setzen des Gedankens'.*

Aus dieser grundanschauung lassen sich nun die von Herrmann widergegebenen forderungen Storms als folgerungen ableiten. der intuitive charakter der lyrik ist mit didaktik ebenso

[1] ich halte den begriff symbol absichtlich fern, weil er zu weit ist. auch Herrmann versteht darunter sowol ein stilmittel, als auch, wie ich seinen andeutungen auf s. 74/75 entnehmen muss, zugleich eine bestimmte künstlerische betrachtungsart.



unvereinbar, wie er jegliche, immer dem discursiven denken entspringende reflexion abweist. der inhalt ist allgemein gültig, weil eben die intuition, wie Hebbel betont, 'in unendlicher vertiefung das allgemeine im besonderen aufdeckt' (Ges. werke herausgeg. v. RMWerner, bd XI s. 69). der ausdruck endlich muss einfach sein, weil er sonst die unmittelbarkeit der würkung beeinträchtigt. die classische formulierung Storms in der vorrede seines Hausbuches mag die vorstehnden, bloſs andeutenden ausführungen abschlieſsen: *von einem Kunstwerk will ich, wie vom Leben, unmittelbar und nicht erst durch die Vermittlung des Denkens*[1] *berührt werden; am vollendetsten erscheint mir daher das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüte die Frucht.* bezeichnet man Storm bloſs als stimmungsdichter, so wird man seiner lyrik durchaus nicht gerecht. sie will weit mehr sein; denn sie gibt in ihren besten strophen in der anschaulichen form intuitiver erkenntnisse die pantheistisch gerichtete lebensauffassung des dichters.

Empfindet es schon der darsteller der Stormschen theorie der lyrik als mangel, dass uns des dichters ästhetische betrachtungen nicht im ganzen umfange zugänglich sind, so macht sich diese lücke noch mehr fühlbar, wenn das künstlerische schaffen Storms geschildert werden soll; zumal auch noch die wichtigste vorbedingung einer genetischen betrachtung: die kenntnis der ersten niederschriften zur gewinnung der ursprünglichen lesarten, nicht erfüllt ist. so vermag denn Herrmann nur wenig zu bieten. einleitenden bemerkungen über erlebnis und production in ihrer gegenseitigen beziehung folgt eine kurze besprechung secundärer lesarten, die der verfasser durch vergleichung der verschiedenen drucke gewonnen hat. dabei lassen sich gegen Herrmanns aufstellungen berechtigte zweifel erheben. es ist sehr fraglich, ob das erlebnis im moment der höchsten gefühlserregung den schlagendsten ausdruck findet (vgl. dazu RLehmann Deutsche poetik s. 31), und der scheinbaren 'gelegenheitslyrik' Storms stehn ausgeprägte erinnerungsdichtungen wie 'Meeresstrand', 'Gartenspuk', 'Ein Sterbender', 'Über die Heide' gegenüber. das lesartenverzeichnis ist verhältnismäſsig wenig ergiebig, weil der strenge künstler die wesentlichsten änderungen schon vor dem ersten druck vornahm. immerhin gibt H. beachtenswerte beobachtungen. wir lernen Storms sorgfalt in der wahl der überschriften kennen, verfolgen sein bestreben, durch stilistische änderungen gröſsere einfachheit zu erreichen, und erfahren, dass unser dichter auch der musikalischen seite der gedichte später vermehrte aufmerksamkeit schenkte. am meisten geändert erscheinen die gedichte 'Junge Liebe', 'Ostern', 'Tiefe Schatten VI', und zwar dringt Storm

[1] dh. der reflexion.

auf anschaulichere fassung. bemerkenswert ist endlich H.s vorschlag, im gedichte 'Vor Tag IV' die in der ausgabe letzter hand (1885) eingedrungene lesart: *wo wir uns wiedersehen* durch die frühere fassung: *wie wir uns wiedersehen* zu ersetzen.

Endlich bieten die seiten 149—187 als anhang eine ganze anzahl wertvoller bibliographischer und textkritischer beiträge, in denen viel mühevolle arbeit verborgen ligt. H. gibt 1) eine ergänzung zu den litteraturangaben in der 2 aufl. von Schützes Stormbiographie, 2) ein verzeichnis der datierbaren gedichte, 3) ein verzeichnis der druckorte mit angabe des ersten druckes jedes gedichtes, 4) ein chronologisches verzeichnis der lesarten, soweit sie aus drucken und erreichbaren handschriften entnommen werden konnten, 5) abweichungen der neueren drucke von der ausgabe letzter hand (1885), ein verzeichnis, das den verlegern eine revision des textes dringend nahe legen sollte, endlich 6) ein sorgfältiges register der gedichte mit verweisungen auf die lesarten.

Die vorliegende abhandlung ehrt den verfasser wie die schule aus der er hervorging, und es bleibt nur zu wünschen, dass sie für die künftige forschung auf dem gebiete der lyrik vorbildlich werde.

Basel. **Emil Geiger.**

Wilhelm Busch der poet. seine motive und seine quellen. von **Otto Felix Volkmann.** [Untersuchungen zur neueren sprach- und litteraturgeschichte. hsg. von Walzel. n. f. 5 heft]. Haessel 1910. 85 ss. 8° — 2 m.

Wilhelm Busch als dichter, künstler, psychologe und philosoph von **Fritz Winther.** [University of California publications in modern philology. vol. 2, nr 1] Berkeley, the University press 1910. 75 ss. 8°. — 2.50 $.

1. Der haupttitel der Volkmannschen schrift verspricht mehr, als der verf. gibt. nur ein teil der dichtungen Buschs wird hier berührt. denn für eine grofse anzahl subjectiver lyrischer gedichte lassen sich 'quellen' natürlich nicht auffinden, ihre motive lassen sich nicht stofflich an die anderer dichter anschliefsen. auch erwähnt V. die prosadichtungen Buschs nur ganz leicht, und sie müsten bei betrachtung des 'poeten' Busch mit in die erste reihe gestellt werden.

Interessant ist es gewis, was V. aus schwank, sage, märchen, volkslied heranholt, um den kreis der motive zu bestimmen, auf den Busch zurückgreifen konnte. auch betont der verf. oft, dass er nicht immer quellen angeben, sondern nur den überkommenen stoffkreis umschreiben wolle; er beansprucht nicht vollständig zu sein. die inzwischen erschienene hinterlassene sammlung 'Ut ôler Welt' kannte er noch nicht und konnte des dichters stellung zum volkstum danach noch nicht bestimmen.

einzelheiten daraus waren freilich schon früher veröffentlicht, und man vermisst ihre berücksichtigung. V. versäumt es auch das gedicht *'Ich weiſs ein Märchen hübsch und tief'* aus der 'Kritik des Herzens' mit der geschichte vom 'Mäuselein' aus Grimms 'Deutschen Sagen' (nr 247) zusammenzustellen. anderseits glaubt V. zuweilen irrig, quellen gefunden zu haben. mir ist es nicht wahrscheinlich, dass Busch aus dem Fischartschen Eulenspiegel-ausdruck *'Suppenwust'* jene scene im Knopp hergeleitet habe, die sich doch sicherlich an einen beobachteten brauch oder misbrauch (wärmen des suppentopfes im bett) anschlieſst. das gedicht 'Der alte Narr' hat mit der angeführten geschichte aus Paulis 'Schimpf und Ernst' das einzig charakteristische nicht gemein. 'Hahnenkampf' von Busch ist der citierten äsopischen fabel durchaus fremd; die neigung der hähne, um hennen zu kämpfen, beobachtete Busch gewis unzähliche male auf den hühnerhöfen seiner dörfer. quellenforschung ist es auch nicht, wenn V. die Darwinsche und die atomenlehre als anregung für zwei gedichte nennt, die sich ganz offen und ausdrücklich ironisch über diese beiden themen äuſsern.

Soweit die dichtungen Buschs fabel-, schwank-, märchen- oder sagencharakter tragen, behandelt sie V. recht eingehend und bringt auch mancherlei resultate. aber er wird so m. e. weder dem humoristischen noch dem ernsten poeten gerecht. von den ernsten gedichten werden ganz unbedeutende stücke wie 'Der Geist' und das vom ungetreuen Müller zu ausführlich behandelt, und nur deshalb, weil es möglich ist, sie 'anzuschlieſsen'. das für Busch charakteristische tritt nicht klar genug heraus. — endlich noch eins: alle die zur einsicht gelangen können, wissen längst, was sie von Busch zu halten haben; es ist nicht mehr an der zeit, auszurufen: 'langsam nähern wir uns dem zeitpunct, da auch der biedere philister glauben darf, dass würklich ein vollwertiger künstler mit dem verewigten zu grabe getragen ward' (s 1). dass man heute eher vor einer überschätzung des liebenswerten mannes warnen darf, zeigt gleich das nächste hier zu besprechende buch.

2. Winther treibt die überschätzung Buschs auf eine bisher nur selten erreichte höhe. er citiert sehr viel aus Buschs werken und vergleicht ihn dabei mit anderen dichtern und künstlern. aber mit wem? ich weiſs nicht recht, ob ich etwa eine art neckischen tones misverstehe, ob W. etwa seine vergleiche so ernst nicht meint. es heiſst s. 7: 'das moralisierende, sowie das begriffliche element, das wir bei Busch vorfinden, weist darauf hin, dass er unter jene künstler gehört, die wie Lessing, Schiller und Ibsen ihre phantasie durch den verstand unterstützen und zügeln'. ebenda: 'die hauptperson oder hauptpersonen werden in die mitte gerückt, die nebenpersonen gruppieren sich mit einer oft noch exacteren symmetrie, als wir sie bei Raffael finden,

zu beiden seiten, so dass sie sich womöglich paarweise entsprechen: zb., wenn Plisch und Plum von ihren jungen herren kunststücke gelehrt werden. hier wird sogar die dreieckscomposition der italienischen renaissance wider belebt'. s. 8: 'dies ist eine assymmetrie [!], wie sie auch bei den classikern vorkommt; bei Busch wird sie aber zu einem contrast misbraucht'. s. 9: 'ja gelegentlich erreicht er hierin [im realismus] einen grad der intimität, wie ihn kaum Zola übertrifft'. s. 14: 'das seltsamste dabei ist, dass, während Busch zuerst über den heiligen [Antonius von Padua] spottete, er ihn allmählich lieb gewinnt, was dem schluss seiner erzählung etwas von der wärme Kellers gibt'. s. 55: 'Keller wie Busch — Busch als schriftsteller und zeichner — gehören mit zu den grösten durch die feine art, wie sie junge mädchen darzustellen vermögen'.

An der einen stelle sagt W. ja ausdrücklich, dass er durch die vergleichung nicht gleichstellen wolle, an anderen ligt es aber ebenso klar zutage, dass er würklich auf beiden seiten ähnliche werte erkennt. so bringt W. sich um das ernsthafte interesse seines lesers — auch wenn er die perioden in Busch' entwicklung richtig zu unterscheiden vermag.

Berlin-Friedenau. **Karl Freye.**

LITTERATURNOTIZEN.

Johannes Sichardus und die von ihm benutzten bibliotheken und handschriften von **Paul Lehmann** [Quellen u. untersuchungen z. latein. philologie des mittelalters IV 1]. München, Beck 1912. x u. 237 ss. gr. 8°. 10 m. — Ludwig Traube ist in den letzten jahren seines lebens von dem eigentlichen centrum seiner philologischen tätigkeit gelegentlich weit abgekommen: von der geschichte der paläographie und der antiken überlieferung war er auf die geschichte der bibliotheken geführt worden und schliefslich bei der geschichte ihrer fleifsigsten — und ihrer gefährlichsten besucher gelandet. und der treuste seiner getreuen, Paul Lehmann, ist ihm auf diesen pfaden gefolgt. an seine wackere erstlingsschrift über Franciscus Modius schliefst sich nun die überaus gründliche untersuchung über den etwa ein menschenalter ältern Joh. Sichart von Tauberbischofsheim († zu Freiburg i. Br. 1552), der in seiner Baseler Zeit (wo er ua. der lehrer des Sixt Birk war) eine ungemein rege editionstätigkeit entfaltet hat (1526—1530). wenn wir die liste seiner philologischen veröffentlichungen (s. 45—66) mustern, so begegnet uns freilich kaum ein werk, das wir als mittellateinisch ansprechen dürfen. aber diesen ausgaben sind handschriftenforschungen und bibliotheksreisen vorausgegangen; ihnen spürt L. nach, und wir folgen ihm mit interesse und gelegentlich mit spannung: von

Basel nach Murbach und Strafsburg, Schönau, Trier und Sponheim, nach Lorsch, Ladenburg (Dalbergsche bibliothek) und Mainz, schliefslich nach Fulda und Hersfeld; handschriften anderer bibliotheken, wie der Augsburger dombibliothek, hat S. durch vermittlung nach Basel entliehen. die zeugnisse in briefen und vorreden reichen freilich nicht aus, um ein itinerar festzulegen, aber da die reisen selbst nur etwa zwei jahre umspannen, ist das kaum ein mangel. L. hat sich aber nicht damit begnügt, den umfang der handschriftenkenntnis und die art der benützung durch Sichart festzustellen, er hat bei jeder der bibliotheken (die inzwischen alle zerstreut sind) die zeugnisse für ihren alten bestand gesammelt und mit unendlicher mühe die noch in der diaspora vorhandenen codices ermittelt. wie viel dabei herausgekommen ist, ersieht man am deutlichsten, wenn man die abschnitte über Fulda (s. 93—120) und Lorsch (s. 133—158) mit dem vergleicht, was noch 1902 FFalk im 26 beiheft zum Centralblatt für bibliothekswesen zu bieten vermochte.

Für die deutsche philologie fällt direct nicht viel ab, obwol immerhin etwas mehr als die sorgfältigen register verraten: für die kleinen ahd. stücke aus Fulda, Lorsch und Trier wird eine neubearbeitung der Denkmäler allerlei bibliographische notizen hier finden, wenn auch nicht gerade wichtige feststellungen. dass die 'Baseler recepte' MSD. LXII in einem Fuldaer codex stehn, wissen wir freilich schon seit 1900 durch PvWinterfeld in der Festschrift Joh. Vahlen gewidmet s. 403. aber dass das Göttinger ms. theol. 231 mit der Fuldaer beichte MSD LXXIII A (über dessen datierung [ca. 975] jetzt EHeinrZimmermann Die Fuldaer buchmalerei in karoling. u. ottonischer zeit, Wien 1910, zu vergleichen ist) aus Helmstedt stammt und dorthin wahrscheinlich aus dem nachlass des Flacius gekommen ist, erfahren wir erst hier s. 100f. und ähnliches noch mehr. — unter dem was sich für die textgeschichte der von Sichart herausgegebenen schriftsteller ergibt, gehn uns die ausführungen über Beda De schematibus et tropis s. 141ff immerhin etwas an: L. vermutet, dass der von neuern herausgebern ganz unberücksichtigt gelassene breitere text des Sichart ein erzeugnis der Lorscher klosterschule sei. E. S.

B. Bretholz. Geschichte der Stadt Brünn herausgegeben vom Deutschen verein für die geschichte Mährens und Schlesiens. I band: bis 1411. Brünn 1911. verlag des vereins, druck von Rudolf M. Rohrer. 445 ss. gr. 8°. — Diesem vornehm und reich ausgestatteten werke vermögen auch unter den grösten städten des Deutschen reiches gewis nur wenige etwas ähnliches an die seite zu setzen. es fufst auf einer absolut erschöpfenden kenntnis der sämtlichen quellen, von denen die schriftlichen: losungsbücher, rechtsbücher, urkunden, stadtbücher, in vier bänden der darstellung auf dem fufse folgen sollen; städtische chroniken gibt es

leider nicht. dem verfasser, dem vieljährigen hüter und ordner der archivschätze Mährens und seiner hauptstadt, steht die intimste kenntnis des schauplatzes, der geographischen und ethnographischen grundlagen und bedingungen des geschichtlichen werdeganges zu gebote. so weifs er auch da wo die urkundlichen nachrichten noch spärlich fliefsen, oder wo ihr fluss zu stocken scheint, uns den eindruck einer sichern führung zu bewahren. im festgefügten rahmen der politischen geschichte kommen alle seiten des wirtschaftlichen lebens und seiner rechtlichen formen, alle erscheinungen der materiellen wie der geistigen cultur zur geltung — und niemals verlieren wir das gefühl, dass wir uns von den quellen entfernen. dafür nehmen wir einzelne widerholungen und die gelegentliche auspressung der zeugnisse, die aber nie zur willkür führt, gern in kauf.

Dieser erste band schliefst mit dem tode des markgrafen Jodok, durch den Brünn aufhört eine residenzstadt zu sein. er beginnt mit dem frühsten vorkommen des namens Brünn z. j. 1091, greift aber in cap. II auf die älteste geschichte des locals zurück, wo denn die etymologie breit erörtert wird: die deutung aus dem slavischen lehnt B. ebenso bestimmt ab, wie die aus dem deutschen. und mit beidem wird er recht haben; ob aber die von AHolder dargebotene ableitung aus dem keltischen gerade das richtige trifft, vermag ich nicht zu entscheiden. aus dem weitern inhalt des buches dürften den germanisten besonders interessieren: das erste auftreten der (deutschen) bürger von Brünn (1237 resp. 1235 u. 1234) s. 32 ff; dann cap. V 'Die fortentwicklung des bürgertums und seiner rechte unter den Přemysliden; cap. VIII 'Das topographische bild der stadt im 14 jh.' (mit den strafsennamen s. 190 ff); cap. IX 'Handwerk und kaufmannschaft' (mit einer liste der vorkommenden gewerbe und ihrer gruppierungen s. 220—225); cap. XI 'Die bürgerschaft. bilder aus ihrem leben' (mit den bürgernamen s. 333—337); cap. XIII 'Die quellen zur stadtgeschichte'. — neun tafeln mit abbildungen in mustergiltiger ausführung sind beigegeben, darunter mehrere zweiseitige; in farbiger widergabe das stadtwappen des 15 jh.s (taf. IV 3) und das bild des stadtschreibers Johannes (taf. IX). ein merkwürdiger irrtum ist auf der münztafel (VI) passiert, wo als 'silbergroschen Wenzels IV' und denar desselben herschers in würklichkeit (was sogar die innere umschrift des averses beim grossus sagt!) die gepräge Wenzels II widergegeben sind, die auch in der tat in erster linie hierher gehören, dann aber vor den münzen Karls IV stehn musten.

Ein paar kleinigkeiten will ich noch anführen, nur um dem verfasser zu zeigen, wie aufmerksam ich ihm — immer freilich als germanist — gefolgt bin. unter den frühesten bürgern Brünns führt einer den alten heroennamen 'Starchand' (so in beiden urkunden, von 1258 u. 1271): der durfte weder mit dem zusatz

'oder Starhard' (s. 53), noch mit der deutung '(Starkhand?)' versehen werden (s. 74). — die sehr interessante mühlordnung von 1352 soll nach B.s angabe (s. 240 n. 2) im Cod. dipl. Moraviae VIII 135 ff 'leider mit verschiedenen unrichtigen lesarten' abgedruckt sein; richtig aber bietet dieser abdruck zweifellos eine *bûn* (verschlag) von brettern, während B. einen 'brunnen' daraus macht. — der bischof Dietrich von Olmütz, der sich in lateinischen urkunden die übliche umformung Theodericus gefallen lässt, darf deshalb doch nicht von uns 'Theoderich' oder gar, wie Bretholz constant (im regest s. 414, im register s. 438) schreibt, 'Theodorich' genannt werden.

Mit einer gewissen wehmut bin ich an dieses buch herangetreten, und mit einer starken empfindung des trostes leg ich es aus der hand. der kampf zwischen dem deutschen und dem čechischen element zieht sich durch die ganze geschichte der mährischen hauptstadt. dem germanisten tritt er sofort und höchst lehrreich in den schicksalen der namen, besonders auch der vornamen entgegen: man sehe sich nur einmal die koseformen zu 'Konrad', 'Heinrich', 'Jacob' auf s. 335 an, wie sich da beständig deutsche und čechische lautgebung und bildungsweise ablösen und verschlingen; ja vielleicht hat schon der 'älteste bürger Brünns', wenn er zweimal 'Brumo' und einmal 'Bruno' heifst (s. 32), in seinem namen derartige schicksale erlebt — und ertragen. ein solches dauerringen aber, das nun schon sieben jahrhunderte währt, erscheint als eine historische notwendigkeit und fast wie ein naturzustand, und wenn es die unsrigen so lange ausgehalten haben, so müssen und werden sie es auch noch weiter aushalten!

E. S.

Der arme Heinrich herrn Hartmanns von Aue und zwei jüngere prosalegenden verwanten inhalts mit anmerkungen und abhandlungen von **Wilhelm Wackernagel.** neu herausgegeben von **Ernst Stadler**. Basel, BSchwabe & co. 1911. 250 ss. 8⁰. 3,60 m. — Wackernagels bearbeitung des Armen Heinrich, wie sie 1885 mit anmerkungen und anhängen aus dem nachlass WToischer herausgegeben hatte, gilt mit recht als eine der wenigen commentierten ausgaben, die wir den jüngern unserer wissenschaft empfehlen dürfen. es ist freudig zu begrüfsen, dass die verlagsbuchhandlung auch diese neue auflage in würdiger ausstattung und zu mäfsigem preise den studenten zugänglich macht. der preis hätte sich noch mehr verbilligt, wenn man die zugaben fortliefs, die dem kleinern kreise der sie braucht, im ersten druck genügend zugänglich blieben: sie nehmen fast ein drittel des raumes ein!

EStadler hat seine aufgabe insofern recht gewissenhaft genommen, als er die litteratur, soweit sie sich irgendwie mit dem Armen Heinrich befasst oder berührt, aufgearbeitet und die ergebnisse dieser sammeltätigkeit in klammern den anmerkungen

einverleibt hat; auch die einleitung ist so behandelt worden: ähnlich wie wir es von EMartins der litteraturgeschichte Wackernagels zugewanter pietät kennen. nach meiner auffassung hat St. dabei des guten zuviel getan und das studentenbuch als solches nicht verbessert. der einheitliche charakter des commentars, der ganz auf eigenster und zt. recht abgelegener belesenheit beruhte, ist durch die beständigen hinweise auf Zwierzinas Mittelhochdeutsche studien (auf die doch bei der textgestaltung gar keine rücksicht genommen ist) und auf Schönbachs im verhältnis zu seiner breite doch wenig ergiebiges buch zerstört worden. dagegen fehlt bei den grammatischen bemerkungen die dringend notwendige revision von seiten des herausgebers überall da wo nicht etwa Zwierzina einen anlass gab. — der druck ist leidlich sauber, im text ist mir nur 329 *mitte* st. *mite* und 1080 *viel* st. *vil* aufgefallen; in den anmerkungen wäre mehr zu rügen. — wie Wackernagel selbst die verse gelesen hat und wie sie der neue herausgeber list, kann ich freilich vielfach nicht erraten.

Am text des Armen Heinrich, der in der hauptsache auf zwei hss. des 14 jh.s beruht, ist noch immer viel zu tun, das zeigt mir jede neue lectüre des gedichtes. der rand meines handexemplares von Haupt-Martin weist eine fülle von fragezeichen auf; von denen die ich selbst beantworten zu können glaube, will ich hier in kürze einige aufreihen. 118 *in ein versmæhelîchez leit*, wie alle herausgeber lesen, muss in *schemelîchez* geändert werden (vgl. 383. 456); das (in obiger form übrigens ganz unmögliche) wort stammt allein aus A. — 163 *Ein wênic fröuwet er sich doch*, l. *Ein lützel*, vgl. Lachm. zu Iw. 137. — 232 ist für *suht* wahrscheinlich *siecheit* (wie 410) oder *siechtuom* (wie 988) einzustellen — 289 l. *geschæhe* — 540. 41 die umstellung *muoter* — *vater* hat nach B schon Paul vorgenommen. — 946 *mich arzenîen underwunde*, lis *arzâte* (trotz 438): die ärzte haben ja erklärt, dass keine arznei helfe! — (1096 das *nie* von B darf nicht fehlen! —) 1333 l. *wünneclich*! *minneclich* ist für die situation unpassend und obendrein (als adj.) kein hartmannisches wort. — 1346 l. *alsô drâte*. E. S.

Ein Mondwahrsagebuch. zwei altdeutsche handschriften des XIV und XV jahrhunderts herausgegeben von dr **Robert Vian.** Halle, Niemeyer 1910. (VIII u.) 127 ss. 8°. 3 m. — Bald nachdem ich in der Zeitschrift 50, 135f das kleine Ockstädter fragment mit 'prophezeiungen' veröffentlicht hatte, schrieb mir RPetsch, er sei bei der abfassung von beschreibungen der Heidelberger handschriften auf den text gestoſsen, zu dem jene beiden (umzustellenden) versgruppen gehören. da er mir aber gleichzeitig meldete, dass einer seiner zuhörer sich mit dem gedichte näher zu beschäftigen angefangen habe, wollte ich diesem doch nicht die freude der ersten mitteilung stören. die damals an-

gekündigte arbeit ligt nun vor und bietet den text und was dem verf. zu seinem culturgeschichtlichen verständnis und zu seiner einreihung in die geisteswelt des ausgehnden mittelalters zu erreichen war, in der hauptsache genau und sorgfältig, wenn auch mit der umständlichen breite des anfängers und in einem unbeholfenen und oft recht merkwürdigen deutsch. rückständig sind auch die grammatischen vorstellungen des verfassers, zb. s. 46 unten über das 'sog. nasalinfix' oder gleich darüber, wo er wörter wie *geneme, vorbazzer* nicht bei Lexer gefunden haben will — doch wol nur weil er sie nicht unter *genœme, vürbazzer* gesucht hat. andere wörter die hier aufgeführt werden, beruhen auf schreib- und lesefehlern, wie der paralleltext zeigt. unter diesen umständen ist es nur gut zu heifsen, dass V. auf jeden versuch einer kritischen ausgabe verzichtet und dem text der Heidelberger (Pal. germ. 3) den einer zweiten, Berliner hs. einfach gegenüber gestellt hat, mit der raumersparung, welche die hss. selbst an die hand geben. unter dem text ist dann auch das Ockstädter fragment wider abgedruckt, das an alter und reinheit die beiden vollständigen hss. weit überragt und dem original zum mindesten sehr nahe steht: Thüringen gegen 1350.

Es handelt sich bei dieser reimerei um eine abart der von den Arabern überkommenen loosbücher (vgl. Sotzmann im Serapeum 12. 13), die ihre wahrsagung vom stande des mondes abhängig macht; die ziemlich umständliche benutzung erfolgt auf grund eines complicierten schemas, das in den hss. voransteht und das V. s. 59 ff nicht gerade sehr klar demonstriert. **E. S.**

Liebe und ehe im altfranzösischen fablel und in der mittelhochdeutschen novelle. von **Bruno Barth** [Palaestra h. XCVII]. Berlin, Mayer & Müller, 1910. VII und 273 ss. 7.80 m. — Die betrachtung des schon oft culturhistorisch mit erfolg durchforschten afrz. fablel und der mhd. novelle — samt vergleichung der beiden — hat eine recht stattliche anzahl von neuen gesichtspuncten und ergebnissen zum vorschein gebracht. B. findet in der mhd. novelle eine neue art von erotik: eine sentimental-sinnliche. ferner eine aufserordentlich starke betonung aller gefühlselemente; die dadurch erzeugte stimmung wird vermehrt durch die meisterhafte, der süfssinnlichen erotik angepasste darstellungsart, die, in freier weise, zum grösten teil noch mit den stil- und kunstmitteln der höfischen classischen dichtung arbeitet. und schliefslich hebt B. noch hervor die freude an psychologischen darstellungen und die moralische hebung der rohen fablelstoffe. — die lobenswerte klarheit in der darstellung fehlt in der methode der vergleichung, über die der verf. sich s. 4 ausspricht. — ausblicke auf die wesentlichen nationalen unterschiede in der jüngern litteratur sind spärlich, obwol sie sich oft geradezu aufdrängten. vielleicht nicht zum schaden der arbeit; denn B. kommt da und dort nicht um eine subjectiv ge-

färbte beurteilung des gegensatzes deutsch-französisch herum. manche eingestreute bemerkungen zeigen uns, dass B. über das würkliche wesen der Französin nicht ganz im unklaren ist. aber was bedeutet s. 50 in einer objectiv wissenschaftlichen arbeit die '*echt* deutsche frauengestalt'? ist ferner B. der ganzen feinheit des lai der Marie de France zb. gerecht geworden? und berücksichtigt er das lai dem rohern fablel gegenüber genügend bei der darstellung des unterschiedes zwischen deutsch und französisch auf den seiten 138 ff? muss man nicht vielfach zwischen den zeilen heraus die irrige grundauffassung lesen, nach welcher B. die frau im französischen schwank voreingenommen nach der frauenfigur im modernen französischen roman beurteilt, welche ja der grofsen mehrheit der würklichen Französinnen durchaus nicht entspricht? ich will das beileibe nicht chauvinismus nennen; es ist dazu zu unbedeutend; aber gleichwol hab ich mich daran gestofsen. fallen wir nicht in den fehler vieler Franzosen, die nationale wissenschaft treiben wollen. — ferner: warum vom '*realen* genuss der liebe', von der '*illegalen* liebe', von 'jenem gewissen *faible* für duldende, reine frauengestalten' usw. sprechen? — vielfach sind schlüsse gewagt, wie s. 35 unten (ist an sich kein zeichen, dass das sinnliche element im frauenideal betont wird), s. 101 unten (der ehebruch wird durch die angeführten umstände nicht gemildert, sondern begründet) usw. — auch der stil lässt nicht selten zu wünschen übrig. s. 61 heifst es 'neben den ehebrüchen bilden einen wichtigen bestandteil der mhd. und nfrz. schwankerzählungen die verführungen. in *ihnen* sind natürlich die hauptpersonen die jungfrauen'. auf was bezieht sich 'ihnen'? oder die satzstellung auf der gleichen seite 'in ihrem äufseren eine liebliche mädchengestalt, ist sie schlank und flink in ihrem wesen, mit lockigem haar, rotem mund und rotbackigen wangen'. oder die vermengung zweier ausdrücke, immer auf der gleichen seite: 'fragt sie ihn spöttisch, er habe wol den koller'. ferner sagt man im deutschen 'sei es . . ., sei es . . .', nicht 'sei es . . ., oder . . .', wie B. immer schreibt. oder die wortstellung s. 67 oben 'eine nebenperson ist auch nur die kupplerin', statt 'auch die kupplerin ist nur eine nebenperson' usw. s. 83 wäre 'scholastische elemente' besser als 'meistersingerhafte e.'. — verwertet wurden 107 mittelhochdeutsche schwänke vom 13 jh. an bis auf Heinrich Kaufringer, und 93 altfranzösische. der stoff ist in der hauptsache in fünf capitel eingeteilt: 1. Charakteristik: männliche figuren — weibliche figuren. 2. Liebesverhältnis zwischen mann und weib: entstehen der liebe — die verführung — das verhalten des weibes — das rendezvous — die hingabe — nach der hingabe. 3. Die ehe. 4. Stellung der dichter und moralische auffassung. 5. Person und name Gottes (sic).

Burgdorf (Schweiz). **Eugen Geiger.**





Rübezahlforschungen. die schriften des **M. Johannes** Prätorius von dr **Karl de Wyl.** [= Wort und Brauch. hrsg. von Theodor Siebs und Max Hippe, 5 heft]. Breslau, M. u. H. Marcus 1909. VIII + 159 ss. 8⁰. 5 m. — Um das wesen unseres Rübezahls ist unter den schlesischen gelehrten der streit entbrannt. Zacher hat mit der methodischen forschung den anfang gemacht, ihm ist Rübezahl als einheimischer winddämon des riesengebirges erschienen; Regell hat er sich als eingewanderter bergmannsgeist des Harzes offenbart, der nie im breiten volke heimisch geworden und, wie er jetzt vor uns steht, fast ganz ein litterarisches gespinst ist. de Wyl untersucht die vier Rübezahlschriften des M. Johannes Prätorius nun daraufhin, wie weit P. als gewährsmann glauben verdient. und P. gewinnt durch de W.s arbeit. er hat gute quellen gehabt: wurzelgräber des Riesengebirges und kräutermänner auf den Leipziger messen, die ihre buden mit Rz.s bild als aushängeschild schmücken; vor allem aber den Hirschberger apotheker Sartorius, den deW. namentlich nachweist, dessen Leipziger freund und den Liebenthaler boten. ferner lässt sich P.s erzählungsart durch den vergleich seiner schriften mit seinen schriftlichen quellen erkennen. er hat massenhaft zufabuliert, übertragen und nachgedichtet, aber auch vieles getreu überliefert. deW. hat eine grofse belesenheit in der litteratur jener zeit; er bereichert die Rübezahlannalen Zachers um sechs nummern; nur für sieben der von P. selbst durch die schlussformel 'doch genug' als echt bezeichneten erzählungen bleiben wir ohne anderweitige nachweise. — mit der frage nach dem wesen Rz.s will sich deW. nur soweit beschäftigen, als es ihm zur lösung der litterarischen frage dienlich ist. teufel-, schwarzkünstler-, wilde jäger- und wassergeistersagen streift er als litterarische anhängsel von der figur Rz.s ab: als seinen kern erkennt er einen kobold, einen neckgeist unbestimmten charakters, der die leute in die irre führt und dann in ein tier verwandelt auslacht, der dem armen handwerksburschen den geschenkten holzkegel in einen kuhfladen, die krümel in gold verwandelt; gefährlich wird er nur, wenn man die springwurzel rauben will. durch die bergleute soll Rz. erst zum schatzhüter und damit zum wettermacher gemacht worden sein; als ein mittelglied glaubt deW. den namen 'Ronceval' für Rz. anführen zu dürfen: bergleute haben den bergwerksgeist des Rammelsberges mit dem Rz. des Riesengebirges gleichgesetzt und damit Rz.s art ganz wesentlich verändert. — deWyls buch bringt durch die quellenkritik die Rz.-forschung um ein gut stück weiter. ob er freilich Rz. als bergwerksgeist recht beurteilt, scheint mir doch zweifelhaft.

Moys b. Görlitz. **W. H. Vogt.**

Lykkemand og niding. vor folkeæt i oldtiden. von **Vilhelm Grønbech.** første bog. København, forlagt af V. Pios

boghandel 1909. 220 ss. 8°. — Grønbechs buch ist schön zu lesen, aber nicht leicht zu verstehn. schön zu lesen ist es, denn Gr. schreibt eine schöne, kraftvolle sprache. er gebraucht anschauliche bilder, und der deutsche leser glaubt zu fühlen, dass dieses dänisch aus der lebensfülle der dänischen bauernsprache geschöpft ist. wendungen des alten textes werden mit grofser treffsicherheit in die moderne sprache übertragen und scenen der sagas ungemein lebendig hingestellt. trotzdem ist das buch nicht leicht zu verstehn; denn der stoff ligt nach des verfassers meinung sehr weit von unserem verstehen ab, und Gr. will beileibe keine verwirrung zeitlich getrennter vorstellungen; wir müssen uns rein umkehren, wenn wir begreifen wollen, wie der alte Nordgermane in seiner sippe gestanden hat. die aufgabe des buches ist, die grundkräfte des sippenlebens der menschen der sagazeit darzustellen. und der verf. will nicht bei der feststellung und schilderung einer reihe von kräften stehn bleiben, sondern mit nicht ermüdender energie gräbt er immer tiefer, bis er im querschnitt des wurzelstockes alle späteren erscheinungen geschlossen vor sich liegen sieht. es kommt ihm alles darauf an, die völlige gebundenheit des menschen in seiner sippe unserem verstand und gefühl deutlich zu machen. tritt der mann aus der sippe heraus, so verliert er schlechthin seine menschlichkeit; nicht einmal die natur spricht zu ihm. 'friede', freude, ehre, tatkraft gibt nur das leben in der sippe, aus dem er weder heraus will noch kann. und die sippen stehn einander als festumrissene charaktere mit ganz besonderen eigenschaften, ganz besonderer ehre, ganz besonderem *lykke* — es darf wohl einmal ohne verbindlichkeit die übersetzung 'würkungsvermögen' gewagt werden — gegenüber. der bauer hat eine andere ehre, ein anderes feld seiner tatkraft, als der herse und der könig. genügt der sprössling den eigentümlichen forderungen seiner sippe, dann ruht ihr ganzer segen auf seinem wesen, so wie er seine sippe fördert; dann ist er *lykkemand*; genügt er ihnen nicht, dann ist er *niding*. das altertum kennt nur dies entweder — oder, eine feinere abtönung des urteils gibt es nicht. — ein zweiter band soll das staatsleben behandeln, das im gesamtleben als absolute gröfse dem sippenleben gegenüber steht und mit ihm ausbalanciert werden muss. so gibt der erste band nur eine seite des lebens, und die kritik hält sich daher billig zurück, bis der verf. ausgeredet hat. doch darf hier wol auf einiges mit wunsch und dank hingewiesen werden. sollte das werk nicht ohne schaden für den stoff leichter verständlich sein, wenn sich der verf. zuweilen auf moderne anschauungen beriefe? unser familienstolz, der sehr darauf hält, dass die söhne nicht unter die sociale stufe des vaters sinken, ist der alten auffassung der sippenehre sehr verwant, und durch die ehrenhändel deutscher studenten bläst noch ein geist von rache und ehre, der vom geiste jener alten zeiten ist, bes. wenn

die corporation wie die sippe oder gilde hinter dem fechter steht. ganz gewis aber kann dem leser bedeutend geholfen werden, wenn ihm durch fassliche capitelteilung und capitelüberschriften wegweiser gegeben werden. fünf capitel von je 30 bis 50 ss. mit den dunklen überschriften 'Fred' — 'Ære' — 'Ære' — 'Lykke' — 'Lykke', das heifst nicht, dem wanderer den pfad ebnen. als einzelheiten mögen hervorgehoben werden: die deutung von Egils Sonatorrek, die analyse des familienrats, in dem Olaf d. H. seine pläne vor mutter und pflegevater ausbreitet, die gegenüberstellung des Þórólf Kveldúlfsson und der Hildiríđssöhne, die verarbeitung der gildenbestimmungen und der rechte, die feststellung der bedeutung von an. *ráđ* ags. *spēd* ua. mögen diese und manche andere stücke beizeiten die augen der forscher auf sich und damit auf den ganzen gedankenzusammenhang lenken.

Moys b. Görlitz. **Walther H. Vogt.**

Maal og Minne. norske studier. utgit av Bymaals-laget ved **Magnus Olsen**. 1—4 hefte. Kristiania, H. Aschehoug & co. 1909 f. VIII + 164. 56 ss. 8°. 3 kr. für den jahrgang. — Unter dem titel 'Maal og Minne', d. i. 'Sprache und Erinnerung' erscheint in Kristiania seit 1909 eine neue zeitschrift, von der mir 4 hefte, der erste jahrgang und das erste heft des zweiten vorliegen. sie will nach der ankündigung beiträge zur beleuchtung des norwegischen geisteslebens bringen. sprache und sprachdenkmäler jeder art (wie zb. ortsnamen), die geschriebene litteratur, volksdichtung, volksmusik, bauernrecht, volksglauben und volksmedicin, alles was in wort und bild erinnerungen an alten brauch und alte lebensweise in sich schliefst, all dies soll in 'Sprache und Erinnerung' behandelt werden. stoffsammlnngen jeder art sind ausgeschlossen, die darstellung soll auch für einen weiteren kreis von gebildeten verständlich sein. die ersten hefte enthalten eine ganze reihe bedeutender und anregender beiträge, sie lassen uns zugleich einen erfreuenden blick auf die rege arbeit der norwegischen gelehrten tun. führer ist prof. Magnus Olsen, der schüler SBugges, seinem lehrer gleich an frische und wagemut. in seiner antrittsvorlesung, die er mitteilt, strebt er von noch nicht versuchten wegen aus einzudringen in das verständnis der Skírnismál; er nimmt seinen ausgang von einer runeninschrift auf der holzkirche zu Borgund, von einem ostfinnischen volkslied, von der bildlichen darstellung auf einigen als opfer niedergelegten goldtäfelchen. den reigen der beiträge eröffnet Moltke Moe mit einem feinen aufsatz über die 'mythische denkweise', die sinnlich-bildliche auffassung der dinge; höchst lehrreich werden darin mehrere volksrätsel erläutert. es wäre sehr zu wünschen, dass dieser aufsatz wie auch anderes von dem ausgezeichneten norwegischen volkskundler durch eine übersetzung etwa ins deutsche allgemeiner bekannt gemacht würde. HjFalk geht scharfsinnig der entwicklung der nordischen

'stube' nach und bemüht sich weiterhin um andre teile des altnordischen hauses. von den jüngeren forschern tritt der docent für volksdialekte Knut Liestøl mit zwei aufsätzen hervor; er teilt seine antrittsvorlesung mit über 'neunorwegische ausdrucksweise in rede und schrift im vergleich mit der altnorwegischen'. und er vergleicht die englischen und nordischen formen der folkevise von den zwei schwestern (= DgF 95 'Das redende saitenspiel'): die heimat der dichtung scheint England oder Schottland, von wo sie auf verschiedenen wegen nach Norwegen und nach Dänemark gekommen wäre. Amund BLarsen handelt über die präpositionen bei den norwegischen ortsnamen, Fredrik Grøn über volksmedicin in Setesdalen, Catharinus Elling über volksmelodieen zu dichtungen von Petter Dass. Paasche zeigt, wie Ibsen im Olaf Liljekrans aus sage und volkslied schöpft, Eitrem verfolgt den einfluss Wergelands auf Ibsen. als gast unter den Norwegern erscheint AOlrik; in einer kleinen arbeit bringt er geistreich und überzeugend die Irminsul der Sachsen mit der weltsäule die die Lappen neben dem opferaltar errichteten, und mit den hochsitzsäulen der Norweger und Isländer in verbindung.

Möge das neue unternehmen wol gedeihen und auch bei den deutschen fachgenossen die gebührende beachtung finden!

W. Ranisch.

Martinslieder. untersuchung und texte von dr **Wilhelm Jürgensen** [Wort und brauch 6 heft]. Breslau, M. & H. Marcus 1910. VI u. 174 ss. 5 m. — Der verf. bietet uns hier eine gründliche untersuchung der an Martini gesungenen lieder und und ihrer bedeutung für die volkskunde. nach einer kurzen erwähnung des Martinstages als alten jahresanfangs [1] geht er zu dem verbreitungsgebiet der lieder über, die er, mit ganz wenigen ausnahmen, nur im niederdeutschen gebiet nachweist. wichtig ist hierbei das wandern des liedes vom Martinsvögelchen mit der holländischen colonisation (s. 9 ff.). es folgt hierauf eine schilderung des kinderumzugs mit laternen, dem rummelpott und tiergestalten [2], ferner der spenden, verheißungen und verwünschungen (wobei die menschliche fruchtbarkeit eine besondere rolle spielt) und namentlich des Martinsfeuers, dessen gebiet sich heute nur noch über Flandern, Holland, das deutsche Rheintal bis Koblenz aufwärts, die prov. Hessen, die Eifel und Luxemburg erstreckt. (hiezu vgl. noch FSchmitz Volkstümliches a. d. Riesengebirge s. 14 ff). die bedeutung des Martinsfeuers als ritus wird eingehend erörtert und mit beiziehung alter belege auf den reinigungszauber der am feuer und bei andern gelegenheiten sich ab-

[1] die parallelität gewisser Martinsbräuche mit weihnachts- und neujahrsbräuchen ist jedoch kein beweis für den jahresbeginn an Martini; denn dieselben parallelen finden sich am Nikolaustag, an dreikönigen, fastnacht usw. [2] zur kuh als Martinstier vgl. das merkwürdige lied bei Hauffen Die sprachinsel Gottschee s. 211.



spielenden bräuche (stäupen, rituelle kämpfe u. a.) hingewiesen. das Martinsstäupen will J. nicht als 'schlag mit der lebensrute' betrachten (s. 35 anm. 3). es geht wol aber doch kaum an, diese sitte von der völlig gleichen an fastnacht oder ostern zu trennen; sei es nun, dass man sie als übertragung von fruchtbarkeit oder als dämonenauspeitschen deutet[1]. den schluss des ersten abschnittes bildet ein capitel über die stellung des heiligen Martin in den auf ihn bezüglichen kinderliedern.

Der zweite abschnitt ist den tisch- und weingesängen des Martinstages gewidmet, die ja teilweise in das frühe mittelalter zurückreichen, wenn auch das zeugnis aus canon v der diöcesansynode von Auxerre (a. 590) unsicher ist. an die litterarische betrachtung dieser unter kirchlichen einflüssen stehenden vagantenlyrik reiht der verf. eine recht interessante volkskundliche an über den bacchischen Martinscult und seine wurzeln, der, nach einer beachtenswerten stelle bei Gregor v. Tours, schon im 6 jh. einsetzt, also in Frankreich seinen ausgang genommen hat. auf germanischem boden tritt er dagegen erst im 12 jh., und zwar in Odd's vita des königs Olaf Trygyvason auf, während die Martinsgans zuerst in den Corveyer annalen des Anton von Schnakenburg († 1476) für d. j. 1171 erwähnt wird[2]. die gans als Martinstier sucht J. aus einer verwechslung Martins mit Mars, dessen opfertier die gans gewesen sein soll, zu erklären. ich halte das für unwahrscheinlich und glaube vielmehr, dass Martini als herbstlicher zinstag und schlemmtag in gänsereichen gegenden auch für die gans verhängnisvoll werden muste[3]. wir haben eine schlagende analogie an dem fastnachtshuhn, das in älteren quellen vielfach als frühjahrsabgabe erwähnung findet.

Ein dritter abschnitt über die beziehungen zwischen den kinder- und gesellschaftsliedern beschliefst den hauptteil des buches. der anhang enthält die texte und quellennachweise.

Die einschlägige litteratur ist fleifsig benüzt und es wird kaum möglich sein, schwerwiegende übergehungen nachzuweisen. die bräuche sind naturgemäfs lückenhafter als die lieder, die ja das hauptproblem der abhandlung bilden. für erstere wäre aus der neueren volkskundelitteratur noch manches interessante nachzutragen; denn seit Mannhardt, Pfannenschmid und Jahn ist die volkskundliche litteratur mächtig angeschwollen. davon findet verhältnismäfsig weniges und teilweise rein compilatorisches

[1] dass übrigens die Martinsgerte nur noch im liede fortlebe, ist nicht richtig; s. Kuhn Herabkunft des feuers s. 188, nach Panzer Beitr. z. d. myth. II 40 mit interessanten rutensprüchen aus Landau, die Jürgensen nicht erwähnt. ein anderer rutenspruch s. Zeitschr. f. myth. 4, 26. [2] Oswald von Wolkensteins *trink martein wein und gens iss* (im Cisiojanus) ist Pfannenschmid und Jürgensen entgangen. [3] in Gottschee ist es das huhn, s. Hauffen Gottschee s. 76. ebenso früher in der Schweiz; s. von Moos Kirchl. kalender f. Zürich II (1775) 225, der auch eine dissertation von ChrFrommann 'De ansere Martiniano' erwähnt.

(Reinsberg Festl. jahr) erwähnung. besonders sind Süddeutschland, die Schweiz und Österreich etwas stiefmütterlich behandelt worden. so ist zb. der Martini-umzug mit ausgehöhlten rüben (s. 14) auch in Richterswil am Zürichsee, das auswerfen von nüssen in Bern nachgewiesen, während J. vermuten lässt, diese bräuche beschränkten sich auf Nordwestdeutschland [1]. zum verbrennen der alten weiber ist ferner Schweiz. archiv f. volksk. 1, 178, zu den Martinipatronaten die arbeiten von Bilfinger [2] zu vergleichen. eine höchst interessante bildliche darstellung der Martinsmesse, bei welcher freiwein ausgeschenkt wird, bietet Peter Breughel in dem jetzt in Wien befindlichen bilde [3].

Unter den liedertexten vermissen wir namentlich die erwähnung der reichen sammlung (40 fassungen) von De Cock en Teirlinck, Kinderspel VII 115 ff., ferner die mehr oder weniger abweichenden versionen aus Noordwest-Overijsel: Driemaand, bladen I 86; aus Gloor: ebd. 108, aus Groenlo: ebd. 107; aus Twente: ebd. 3, 69; aus Heerenveen ebda 2, 108; aus Ostfriesland: Niedersachsen 10, 53; aus Osnabrück: Zeitschr. f. d. unterr. 15, 808; aus Göttingen: ebda 807; aus dem Harz: Pröhle Harzbilder (1855) 29.

Solche stoffliche monographieen wie die vorliegende sind nicht allzuhäufig, und wir dürfen es der leitung der Schles. gesellsch. f. volkskunde dank wissen, dass sie zu dieser gründlichen arbeit die anregung gegeben hat.

Basel. E. Hoffmann-Krayer.

Mečový (zbrojný) tanec na slovanské půdě [= Schwert- und waffentanz auf slavischem boden] von **Frant. Pospíšil.** sa. aus Národopisný věstník českoslovanský VII, Prag 1911. 32 ss. — In diesem verdienstvollen aufsatz, dem freilich in stilistisch-technischer beziehung noch hie und da die mängel einer erstlingsarbeit anhaften, werden behandelt: 1. nach quellen und mitteilungen die abarten des montenegrinischen symbolischen waffentanzes, 'oro' genannt: 2. ein oder zwei belege des polnischen (16 jh.) und diejenigen des čechischen ritterlichen schwerttanzes (15 jh.); 3. der mit dem weihnachtsfest 'rusalija' verbundene gruppenkampftanz der südmacedonischen Bulgaren; 4. als eigentliches thema und auf grund von autopsie der faschingssäbeltanz (*fašančáré* von deutschem *faschang*) des städtchens Strání im sö. Mähren, nahe der ungarisch-slowakischen grenze. dieser waffentanz der mährischen Slowakei steht in engster verbindung mit echt slowakischen faschingsgebräuchen und speciell mit eben solchen liedern (babkovníky), welche unter instrumentenbegleitung von maskierten jungen leuten beim dorfumzug gesungen und mit allerlei meist

[1] vgl auch den 'Nuss-Märtl' bei Hübler Bayerisch Schwaben s. 166.
[2] Beilage d. Staats-anz. f. Württemb. 1905, 159 und namentlich 1908, 244 ff.
[3] Brüsseler publication s. werke (1905) fasc. III.



essbaren geschenken belohnt werden. auch die bewaffnung mit holzsäbeln oder anspielungen darauf kommen in der übrigen mährischen Slowakei dabei vor, doch ein richtiger waffentanz in seiner vollen unversehrtheit ist nur in dem genannten städtchen Strání und als eine art nachahmung nur noch in dessen nächster umgebung bis heute nachzuweisen. allerdings seit dem jahre 1900 wird er als volkstümlicher tanz immer seltener und jetzt eher auf künstliche weise in übung erhalten; trotzdem gehört er mit dem obenerwähnten bulgarischen und einem von Pospíšil unterdessen nur gestreiften ungarisch-slowakischen keulen- und einem anderen beiltanze zu den jüngsten waffentänzen überhaupt, die also noch jünger sind als die deutschen Böhmerwaldtänze. kurz charakterisiert, wird jener mährische faschingstanz von 5 männern, darunter einem älteren verheirateten nachbar und einem dudelsackpfeifer, in vorwiegend weifser, rot und bunt bebänderter kleidung mit langen, rotangestrichenen, von lauter messingscheibchen bedeckten holzsäbeln unter rhythmischem gesang und gejauchze und stetem gerassel folgendermafsen ausgeführt:

Nach einem marschartigen anfang fasst jeder tänzer das auf dem rechten arm ruhende säbelende seines gefährten, und es folgt ein schnelles hüpfen im kreise; der zu boden gesenkte säbel wird dann vom nachbar übersprungen; die säbel, an der spitze stets von der linken hand des nachbarn gehalten, werden gekreuzt und unter eigentümlichem geklirr aneinandergeschlagen; endlich werden die säbel der reihe nach über den kopf gerückt, und ein tänzer nach dem andern schlüpft darunter hinweg. gewöhnlicher rundtanz mit den mädchen des hauses, bereits ohne säbel, bildet den schluss.

Dieser mährisch-slowakische, jedoch deutsch zubenannte tanz weist als tanz zahlreiche berührungspuncte, ja auffallende ähnlichkeiten mit dem oberdeutschen grundtypus des schwerttanzes auf bairisch-österreichischem und speciell südböhmischem boden auf; vf. wägt sie gewissenhaft ab und folgert dann richtig, dass wir in Strání nichts genuin slawisches vor uns haben, sondern eine übertragung aus jenen gebieten. ansprechend ist seine hypothese, dass das vermittelnde bindeglied deutsche glashüttenarbeiter zuvörderst aus dem Böhmerwald gewesen seien, die in der zweiten hälfte des 18 jh. vom fürsten Adolf Lichtenstein nach Květná (Blumenbach, 15 min. von Strání) verpflanzt wurden. über den germanischen schwerttanz überhaupt enthält sich vf. eines abschliefsenden urteils, stimmt aber LvSchroeder (Mysterium und mimus in Rigveda, 1908) bei, dass der ursprung des waffentanzes in die arische d. i. indoeuropäische urzeit hinaufreiche. daneben betont er bei nicht ganz scharfer sichtung den internationalen charakter der erscheinung und spricht von dem sog. urstadium. der gröste vorzug seiner arbeit ligt in den erschöpfenden aufzeichnungen der zahlreichen tanz- und fastnachts-

lieder, die nach phonautographisch an ort und stelle fixierten phonogrammen notiert sind.

Prag. **Josef Janko.**

Die Schenker herrenmundart von **A. Scheiner.** [Forschungen zur volkskunde der Deutschen in Siebenbürgen 2 heft]. Hermannstadt, W Krafft 1909. 42 ss. 8°. — Grofs-Schenk ligt östlich von Hermannstadt in Siebenbürgen und hat neben der volksmda. noch eine herrenmda., welche in den von den deutschen stuhlsbeamten, den stuhlsherren gegründeten häusern gesprochen wird und mit der Hermannstädter mda. sehr nahe verwant ist. die kennzeichnenden unterschiede verfolgt S. an einer anzahl von wörtern, sie liegen zumeist im vocalismus, der im siebenbürgischen in ungewöhnlicher buntheit vorhanden ist. unter den ursachen für diese sonderentwickelung glaubt S. auch die einwürkung keltisch-romanischer sprechweise auf die fränkische mda. der alten Moselheimat der Siebenbürger Deutschen annehmen zu können; vor allem sollen sich in der accentuierung noch keltische einflüsse erkennen lassen, demgegenüber seien die berührungen der Deutschen in Siebenbürgen mit den Rumänen usw. nicht von bedeutung. mir ist das problem, wie es S. fasst, zu verwickelt und in den ergebnissen zu wenig sicher. er glaubt auch ostmitteldeutsche elemente im siebenbürgischen zu finden, die von einem längern aufenthalt der nach Ungarn auswandernden Moselfranken im östlichen Deutschland erklärbar wären. — auch diese schrift gibt zeugnis von der emsigen arbeit, welche die Siebenbürger der durchforschung ihrer sprache seit langem und erfolgreich gewidmet haben. **J. Schatz.**

Die deutschen ortsnamen im nordostdeutschen colonialgebiet von **F Curschmann.** [= Forschungen zur deutschen landes- und volkskunde XIX band, 2 heft] Stuttgart, J Engelhorn 1910. 93 ss. 8°. 5 m. — Das buch gewährt einen recht guten überblick über die verschiedenen namenschichten, die in diesem gebiete von Deutschen gegeben worden sind. es werden vier siedelungsperioden unterschieden. aus der ersten, der altgermanischen zeit, stammen namen wie *Schlesien*, *Elbe*, *Oder*, *Havel*, *Elster* uaa., die bereits in Müllenhoffs Deutscher Altertumskunde klargelegt worden sind; sie giengen auf die slavischen einwanderer über, welche (in der zweiten siedelungsperiode) die zahlreichen slavischen benennungen gegeben haben. die hauptmasse der deutschen namen geht in die zeit der dritten siedelungsperiode zurück, in der nieder- und mitteldeutsche stämme über die Elbe vorrückten; ihnen ist der gröfsere teil der schrift gewidmet. der verf. scheidet hier die unecht deutschen namen aus, die aus fremden übersetzt oder ins deutsche umgestaltet worden sind, z. b. *Aldenburg* = *Starigard*, *Dammgarten* = *Dam-gur* (Eichberg). dann folgt die ausführliche erörterung der seit dem 10 jahrh. neugebildeten ortsnamen, die in übersichtlicher gruppierung durchgenommen werden. in

diesem zeitraume sind auch manche ortsbenennungen von den colonisten aus der alten heimat in die neue übertragen worden. im letzten abschnitt sind die namen aus den letzten jahrhunderten, der vierten siedelungsperiode behandelt, die sich scharf von den ältern abheben: *Beaulieu, Gravelotte, Terranova, Havanna* sind für moderne namengebung ebenso charakteristisch wie die in schriftdeutscher form auftretenden *Amalienhof, Friedrich Wilhelmstal, Bismarckdorf.* die fußnoten bringen reichlich nachweise von ortsnamenlitteratur und urkundlichen belegen.

J. Schatz.

R. Dohse Gefahr im verzuge! [= Von deutscher sprache und art 2 bd.] Leipziger verlags- und kommissions-buchhandlung 1911. 66 ss. — Unter diesem titel hat der durch viele veröffentlichungen über die moderne niederdeutsche litteratur bekannte Frankfurter oberlehrer dr Dohse drei broschüren: 'Ein wort zur erhaltung des plattdeutschen', 'Der heutige stand der niederdeutschen dichtung', 'Moderne bestrebungen zur pflege der niederdeutschen sprache und litteratur' vereinigt. sie sind zur vorjährigen Reuterfeier erschienen. D. stellt in dem ersten aufsatze zunächst fest, dass für die 'neuplattdeutsche bewegung' 'eine segens- und erfolgreiche blütezeit' angebrochen ist. mit Klaus Groth hat die erneuerung eingesetzt — und jetzt träumen bereits einige enthusiasten von der erhebung des niederdeutschen zu dem rang einer schriftsprache. D. weist besonnen solche phantastereien zurück, anderseits aber wendet er sich ebenso entschieden gegen die auffassung, die dem niederdeutschen gegenüber nur noch die pflicht der erhaltung von resten kennt. er will das plattdeutsche am leben erhalten aus 'liebe zum gemeinsamen grofsen deutschen vaterlande'. der zweite aufsatz zeigt, was geschehen ist und noch getan werden kann. die hauptarbeit haben die vereine geleistet — D. verlangt aber vor allem lebendigen gebrauch des plattdeutschen in der familie! — die ersten sind in der Schweiz entstanden, und fluss in die bewegung hat erst die gründung eines 'Allgemeinen plattdeutschen verbandes' in Leipzig 1876 gebracht. eine reihe von zeitschriften leisten gutes. aber auch die norddeutsche tagespresse sollte regelmäfsige plattdeutsche feuilletons bringen. heimatfeste sollten bei ihren vorführungen noch mehr die mundart ausnutzen. die arbeit der forscher auf niederdeutschem sprachgebiet scheint jetzt durch die errichtung einer niederdeutschen professur in Hamburg gekrönt zu werden. die bestrebungen, das niederdeutsche wider in kirche und schule einzuführen, können vorsichtig gefördert werden. für die versuche, die schätze der nhd. schriftsprache in übersetzungen darzubieten, hat D. mit recht nichts übrig. — der dritte aufsatz wirft einen blick auf die neuniederdeutsche litteratur. man wird dem vf. im ganzen gern folgen, wenn sich auch an einigen stellen etwas gar zu überschwenglich

klingende worte finden. in der prosaerzählung möchte er vor allem auf milieu- und charakterschilderungen wert legen. sodann empfiehlt er die form des petit conte, wie sie Fehrs und Timm Kröger verwenden. die höchste blüte hat in der gebundenen rede die lyrik, darunter die mit glück erneuerte ballade, erreicht, während die ernste dramatik verhältnismäfsig wenig gepflegt worden ist und ein niederdeutsches epos überhaupt nicht vorhanden ist. ein eigentliches lustspiel fehlt auch.

Steglitz. **H. Teuchert.**

Ecbasis captivi. die flucht eines gefangenen. das älteste tierepos des mittelalters. im versmafs der urschrift übersetzt von **Emil Gressler.** Dresden und Leipzig, EPierson 1910. XII u. 72 ss. 8°. 2 m. — Nachdem EGressler schon 1894 in der jubiläumsfestschrift des königl. realgymnasiums in Erfurt einen ausschnitt einer Ecbasisübersetzung veröffentlicht hat, bietet er jetzt den freunden unserer älteren litteratur eine übersetzung des ganzen werkes dar. mir war jener ältere versuch unbekannt geblieben, und ich gieng mit spannung an die lectüre. wenn ich auf dem umschlage das übliche 'im versmafs der urschrift' sehe, heg ich stets von vornherein bedenken, und diese sind bei dem uns beschäftigenden gedicht doppelt berechtigt. eine dichtung die sich dem verständnis nicht leicht erschliefst, die vielfach gradezu den charakter des centos trägt, soll nun vers für vers, also doch naturgemäfs ziemlich wortgetreu übertragen werden? ich fürchte, die aufgabe birgt unlösliche schwierigkeiten in sich. und wie mir scheint, werden diese bedenken durch die vorliegende übersetzung bestätigt. ich nehme nur ein paar beispiele. zb. Ecb. 434. der parder hat den fuchs rechtzeitig gewarnt, und dieser schenkt ihm zum lohne eine summe goldes. das drückt der dichter — mit bewuster oder unbewuster komik? — mit den worten Virgils Aen. XI 845 so aus:

Non tamen indecorem sua se regina reliquit.

der leser des lateinischen textes stutzt, aber ein blick in den apparat belehrt ihn, wie die stelle aufzufassen ist. bei Gressler list man die übersetzung

Aber nicht ohne belohnung verliefs den parder sein könig.

wer soll denn das ohne commentar oder ohne zuhilfenahme der lateinischen ausgabe verstehn? der fuchs der könig des parders? nun, dieser könig des parders geht 'klopfenden herzens', garnicht königlich, weiter und kommt zu dem würklichen könig, der ihn anfährt v. 440

Führt dich des sterbenden anblick her, vielköpfiges untier?

was soll sich denn der arme leser bei diesem vielköpfigen untier denken? wird ihm nicht der dreiköpfige höllenhund oder dergl. einfallen?

Das sind nur ein paar charakteristische stellen, man findet solche anstöfse auch sonst überall. eine wortgetreue übersetzung der Ecbasis ist eben eine contradictio in adjecto. der versuch Gresslers ist mislungen, von einer solchen dichtung ist nur eine sinngemäfse, nicht wortgetreue übertragung möglich.

Aber was mich veranlasst diese zeilen zu schreiben, ist noch etwas anderes. der übersetzer schliefst sich recht eng an Voigts ausgabe an. diese war höchst verdienstvoll, aber an vielen stellen hatte der herausgeber doch arg daneben gehauen. die besprechungen des buches haben das verständnis vielfach erst erschlossen, aber der übersetzer scheint nur den allerdings höchst wichtigen aufsatz von Zarncke gelesen zu haben, jedenfalls folgt er in auffallender weise Voigt auf seinen irrwegen. dies wollte ich an einigen stellen zeigen.

v. 3 f *nil cogitans sanum, tempnens consortia fratrum,*
nectebar neniis, nugis quia totus in illis.

der grotesken erklärung von Voigt: 'er wurde unter klageliedern in den klosterkerker gesperrt' scheint Gressler doch nicht ganz zu trauen (vgl. die anmerkung), aber was er bietet:

Ganz verblendet ertrug ich, der klostergemeine verächter,
Possen allein ausbrütend, mit klagen die hemmenden bande

ist wol kaum besser. es kann doch keinem zweifel unterliegen, dass zu verstehn ist, 'ich verstrickte mich ganz in allerlei kindereien'.

v. 50 ff Voigts grobes misverständnis ist nach Zarncke corrigiert, aber was ist v. 61 f

mesti fel cordis reparabam more medentis
partim cauterio partim medicamine puro,

das ist verdeutscht:

Suchte ich teils mit der fessel des fufses den inneren aufruhr,
Teils mit lauterem trank nach arztes weise zu heilen?

der sinn dieser rede ist mir dunkel. ich denke, ärzte heilen durch äufsere eingriffe oder innere mittel. Voigt hat freilich im glossar die bedeutung 'brenneisen' für *cauterium* abgelehnt, das war aber doch noch kein grund, um dem leser solche rätsel aufzugeben. natürlich bedeutet es hier 'brenneisen'.

v. 87 ff die 'lässigen' treiber der schweine und die andern hirten 'durchstreifen wachsam der feldmark aue', nur das arme 'fest an pfähle gebundene kälbchen' ist im stall zurückgelassen und blökt vergeblich um befreiung:

Aber kein ausweg bietet sich dar, es starret das euter.

das versteh wer kann! ich will die erklärung, die man in Voigts glossar s. v. *tollitur* finden kann, lieber gar nicht erst widerholen, sie ist zu schrecklich, sondern gleich das richtige geben: hinter *uber* ist ein komma zu setzen, und *tollitur* hat die ganz gewöhnliche bedeutung 'wegnehmen': ihm wird das volle euter der mutter entzogen, darum sinnt es auf flucht.

v. 97 *forstrarius* ist ja unser *Förster*, aber in der übersetzung erweckt es doch eine falsche vorstellung.

v. 137 'mich zu bewahren': auch hier scheint Voigts erklärung der freilich recht misratenen stelle für richtig gehalten zu werden.

v. 146 ff der wolf fordert das gefangene kälbchen auf, platz zu nehmen und sich noch einmal gütlich zu tun, er hole lattich, rettich usw.

155 Heiter also geniefse des glückes, solang es vergönnt ist.
Schmunzelnd nun streckt er sich nieder und kostet, was alles er aufträgt.

Der erste 'er' ist nach dem folgenden der wolf, der zweite (druckfehler für 'es', das kälbchen?) das kalb. ich habe mich schon öfter gewundert wie Voigt, und jetzt Gressler, die stelle so falsch verstehn konnte.

Noch ein paar stellen aus späteren partieen.

v. 392 Einst als sich zornigen mutes die könige huben zum streite.

so kann nur eine erzählung beginnen, die diesen streit etwa zum hintergrund hat. *tempore quo vadunt* heifst 'zur zeit wo die könige . . sich heben'. ist der frühling gemeint?

v. 404 'ihn zu verraten bedacht' ist falsch und, wenn ich nicht irre, längst richtig erklärt: 'dass der fuchs ihn, den könig, verraten wolle', vgl. v. 740.

v. 468 'circator' scheint nicht verstanden zu sein, es erklärt sich aus dem klostermilieu.

v. 524 'Ungeladen vom richter auch sei der fehlende schuldig' gibt ebensowenig sinn wie Voigts ausgabe. er hätte drucken müssen

'absens damnetur', nisi legibus ante vocetur.

v. 508. worüber ist denn der bär 'zornig'? *motus est* = 'er erhob sich'.

v. 554. 'Gar ein raufbold lasse sich finden in dieser versammlung'.

das hätte allerdings grade noch gefehlt! am schmerzenslager des königs! *calcitrare* versteht man aus Act. apost. 9, 5: es wird dir schwer werden gegen den stachel zu löcken. v. 582 ist derselbe gedanke durch *murmurare* ausgedrückt.

v. 565 Aber mit winken bedeutet den leoparden der pfalzgraf.

wo kommt denn dieser pfalzgraf her? in dem lateinischen satze muss das komma nicht hinter *comes*, sondern hinter *ille* stehn.

v. 587. dass die jungfrau Einhorn den speisenden die vita Malchi vorsingen soll, ist auch nicht übel. dass hier genau nach der regula SBenedicti verfahren wird, ahnt der uneingeweihte leser nach dieser übersetzung kaum. auf v. 599 *audiet et lirice modulamina celsa puelle* darf sich der über-

setzer natürlich nicht berufen, das ist citat aus Prudenz, dadurch wird unsere stelle nicht alteriert.

Die vorstehnden stellen, und noch andre die ich übergeh, hab ich bei flüchtigem blättern gefunden, und ich fürchte, dass es leicht wäre sie zu vervielfachen. ich bin tatsächlich erschrocken, dass die Ecbasis noch so wenig verstanden wird. sie ist ja schwer, und einzelne verse sind würklich dunkel, aber so etwas sollte doch eigentlich nicht mehr vorkommen.

Berlin. **K. Strecker.**

Die artillerie des mittelalters. nach den angaben der zeitgenossen dargestellt von **Rudolf Schneider.** mit 6 textbeilagen und 8 bildertafeln. Berlin, Weidmann 1910. x u. 183 ss. 8°. 8 m. — Die geschütze des altertums arbeiteten in der weise, dass ein durch geflochtene stränge unter rechtem winkel hindurchgesteckter arm nach einer seite gedreht wurde, dann wider losgelassen infolge der elasticität der stränge mit gewaltiger kraft in die frühere lage zurückkehrte und diese kraft zugleich den pfeil oder den stein fortschleuderte. im späteren mittelalter dagegen wurden geschosse dadurch getrieben, dass ein emporstehnder, eine schleuder tragender arm eines hebels herabgezogen wurde und dann losgelassen und mit wucht in die ursprüngliche gleichgewichtslage zurückkehrend dem geschosse die beschleunigung verlieh. weder die Goten noch die Franken zur zeit Karls des Großen, noch die truppen die 984 die wolvorbereitete belagerung von Verdun ausführten, hatten geschütze; das weist der verf. aus den quellen nach und folgert, dass die kunst, torsionsgeschütze, wie sie noch Belisar benutzte, herzustellen und zu verwenden, im mittelalter verloren gegangen ist. dagegen wird bei der belagerung von Paris 886 durch die Normannen ein geschütz erwähnt, das nach der beschreibung als ein hebelgeschütz der vorbezeichneten art anzusprechen sein dürfte. dieses neue artilleriesystem, das dann auch in den kreuzzügen auf beiden seiten zur verwendung kommt, könnte nach des verf. einleuchtender vermutung wol von den schiffahrt treibenden und mit hebeln arbeitenden Normannen erfunden sein. es ist — führt er weiter aus — das einzige artilleriesystem des mittelalters. denn sowol der gutunterrichtete theoretiker cardinal Aegidius Romanus (Gille de Rome, gestorben 1316) in seiner dem französischen kronprinzen gewidmeten schrift De regimine principum, von der die capitelüberschriften und der 3 teil des III buches nach einer Berliner und einer Bamberger handschrift s. 105—182 unsres werkes abgedruckt werden, wie ein erfahrener praktiker, der Venezianer Marinus Sanutus († 1329) in seinen ganz genauen, nach dem rate von sachverständigen aufgestellten vorschlägen zur widergewinnung des Heiligen landes (Liber secretorum fidelium crucis super Terrae Sanctae recuperatione) erwähnen bei eingehendster besprechung der belagerungswerkzeuge

lediglich hebelgeschütze. nur solche werden auch, soweit man sieht, in mittelalterlichen handschriften abgebildet, zb. in dem — vom verf. nicht benutzten — codex Balduineus, der Heinrichs VII Romfahrt darstellt.

Früher hat man auf grund einer bemerkung des 1908 vom verf. neu herausgegebenen 'Anonymus de rebus bellicis', den Seeck ins 4 jh. n. Chr. geb. setzt, dem mittelalter noch ein anderes artilleriesystem zuweisen wollen, bei dem ein 'stahlbogen' — die textworte 'arcus ferreus' bezeichnen nur einen eisenbogen — die treibende kraft hergeliehen habe. um diese annahme zu widerlegen, hat der verf. versucht nachzuweisen, dass der anonymus erst am ausgange des mittelalters gelebt und geschrieben habe. diese auch von Manitius im Lit. zentr.-bl. 1910 s. 313 empfohlene auffassung wird nach den ausführungen Müllers (Berl. philol. wochenschr. 1911 s. 229 ff) und Nehers[1] schwerlich zu halten sein; zu den von beiden vorgebrachten sprachlichen und sachlichen gründen kommt noch der hinzu, dass die den handschriften des Anonymus beigegebenen bilder reiter ohne steigbügel darstellen. das fehlen der steigbügel, ohne die der reiter des späteren mittelalters nicht zu denken ist, erscheint nur dann begreiflich, wenn die bilder und der text, den sie begleiten, vor dem üblichwerden der steigbügel entstanden sind, also etwa 550 n. Chr. geb. eben diese zeit aber, die Justinians, macht Neher als entstehungszeit des Anonymus wahrscheinlich. indes auch wenn dieser an den ausgang des altertums — und nicht mit dem verf. an den des mittelalters — zu setzen ist, so wird doch aus angaben des sonderbaren projectenmachers, als der der Anonymus anzusehen ist, ein schluss auf würklich vorhandene kriegswerkzeuge nur dann zu ziehen sein, wenn andere zeugnisse bestätigung liefern. da dies bei dem arcus ferreus nicht der fall zu sein scheint, so möchten wir doch Schneiders hauptergebnis annehmen, dass das mittelalter nur ein artilleriesystem, das der hebelgeschütze, gehabt habe. dem verdienten gelehrten, dem die geschichte des kriegswesens viel verdankt — eins seiner letzten werke behandelt 'Die antiken geschütze der Saalburg' — ist leider inzwischen vom tode die feder aus der hand genommen worden.

Cassel. **M. Baltzer.**

Auswahl aus Abraham a S. Clara hg. von **Karl Bertsche** [Kleine texte für vorlesungen und übungen hsg. v. HLietzmann heft 76] Bonn, Marcus & Weber 1911. 47 ss. 1 m. — Bei der wichtigkeit die der sprache Abrahams in der geschichte der nhd. schriftsprache zukommt, ist eine zusammenstellung von text-

[1] in der Schrift 'Der Anonymus de rebus bellicis' (Tübingen, Heckenhauer 1911), auf die hr professor Bölte in Frankfurt a. M. mich freundlichst aufmerksam machte. Nehers Ansicht tritt neuerdings auch Manitius bei (Lit. zentr. bl. 1911, 1119).



proben für vorlesungs- und übungszwecke mit dank aufzunehmen, zumal da Bertsche in glücklicher weise geschick in der auswahl und sorgfalt im abdruck sowie in der mitteilung von varianten späterer ausgaben vereinigt. vielleicht hätten freilich einzelne rein graphische varianten unterdrückt werden können, um diejenigen besser hervortreten zu lassen, die würklich für die grammatik von wichtigkeit sind. aufserdem empfehl ich noch die besserung einiger sprachlichen worterklärungen: *Herrle* s. 4, 29 ist im munde des narren doch nur eine koseform für *Herr*, aber nicht gleich *Herrje*! — *Trachten* s. 6, 6 bedeutet die einzelnen 'gänge' einer mahlzeit, nicht 'schmaus'. — in der redewendung *das Parolla gebrochen* s. 7, 22 steckt sicher das ital. *parǫla* 'wort'. — *Löffelholz* s. 18, 36 hat nichts mit engl. *love* zu tun, und *Schaubenknabe* s. 45, 13 bedeutet wol nur 'muttersöhnchen' (eigtl. 'stutzer', vgl. *Schaubenträger* DWB XIII 2300) und fügt sich dann gut zu *Mann* und *Jüngling* im folgenden vers.

Freiburg i. B. **Hans Schulz.**

Ernst Traumann. Zu Goethes leben und werken [= Ausgewählte abhandlungen, kritiken und betrachtungen 1]. Berlin, EFelber, 1909. VIII, 161 ss. 3 m. — Es sind aufsätze aus der Frankfurter zeitung, die T. seinen lesern gesammelt vorlegt. da es nicht wol angeht, bücherbesprechungen wider zum gegenstand einer besprechung zu machen, beschränk ich mich auf die selbständigen aufsätze, die mit einer ausnahme dem Faust gelten. so gern ich den ausführungen des kenntnisreichen und selbständig denkenden verfassers gefolgt bin, muss ich doch gestehn, dass ich mir seine ergebnisse fast nie zu eigen machen kann. der aufbau des ursprünglichen Faustplanes ruht auf so unsicherer grundlage, dass er nur den wert einer vermutung hat. die datierung des vorspiels auf dem theater, das auf grund einiger briefstellen und des aufsatzes über das Weimarische hoftheater ins jahr 1802 gesetzt wird, ist nicht so überzeugend wie die von Karstens in der Festgabe für ESievers (Halle 1896). den vielumstrittenen vers *Vom Himmel durch die Welt zur Hölle* will T. lediglich auf den ersten teil beziehen, wo Mephisto in der walpurgisnacht, am rabenstein und auf dem felde hersche und wo unter den stufen des kerkers die hölle siede und der böse mit furchtbarem grimme tose. aber genügt der offene höllenrachen des zweiten teiles nicht, um den vers verständlich erscheinen zu lassen? und deutet das paralipomenon 1 nicht auf einen plan, zu dem er noch besser gepasst hätte? einen wichtigen punct berührt T., wenn er nach den *zwei Seelen* Fausts und dem *einen Triebe* Wagners fragt. mit ihm bezieh ich die *Gefilde hoher Ahnen* auf den himmel, aber in der erklärung der hauptstelle weich ich von T. ab. Minor hält den 'einen trieb' Wagners für den erkenntnisdrang, Kuno Fischer für den lebens-

drang, beides überzeugt nicht recht; T. sucht sich nun damit zu helfen, dass er einen gegensatz zwischen 'trieb' und 'seele' annimmt, der schwerlich dem sinne der verse entspricht. 'Wagner besitzt nur einen trieb: es ist der zum toten wissen ... Faust hingegen besitzt zwei seelen ... nicht nur die doppelzahl der kräfte, sondern auch deren art unterscheidet Faust von Wagner'. die 'eine seele' ist nach ihm die welt- und sinneslust, die andere Fausts stiller jenseits- und unsterblichkeitsglaube. ich möchte den gegensatz noch anders bezeichnen: beschränkung 'innerhalb der lieblichen grenzen dieser schönen welt' — bei Wagner wird sie zur beschränktheit — und streben ins unendliche, über die schranken des individuums, ja über die schranken der menschheit hinaus, wofür das sehnen in die 'gefilde hoher ahnen' nur ein dichterisches bild ist. diesen gegensatz hat Goethe in den jahren 1774/5 tief empfunden; bald erscheint ihm das glück im engsten kreise des daseins (Werthers brief vom 27 mai 1771, 'Der Wandrer'), bald sehnt er sich danach, seine existenz auszudehnen, zu erweitern zu einer welt (Prometheus), 'übermensch' zu werden. für dieses auf und ab zwischen schroffen gegensätzen hat er in den berühmten Faustversen den tiefsten ausdruck gefunden. bei dieser erklärung macht es keine schwierigkeit, zu sagen, welchen trieb Wagner allein kennt. irreführend hat bisher der auch sonst viel zu stark hervorgehobene gegensatz von lebens- und erkenntnisdrang gewürkt; für Faust besteht er so garnicht: das erleben ist für ihn zugleich die tiefste und fruchtbarste erkenntnis.

Darmstadt. **Karl Alt.**

Carlo Goldoni auf dem deutschen theater des XVIII jahrhunderts. **von Ludwig Mathar.** Montjoie, PWeiß Erben, 1910. 218 s. 8°. 3 m. — Der verfasser dieser Münchener dissertation hat seine aufgabe, zu der er vor allem die nötigen italienischen kenntnisse mitbringt, fleißig und wie es scheint mit grofser vollständigkeit gelöst. die art aber wie das material angeordnet oder vielmehr aufgestaut ist, kann nur auf geringen beifall zählen. auf lesbare darstellung verzichtend, gibt M. dem stoff mehr die form eines bibliographischen nachschlagewerks, dem aber die praktische einteilung und vor allem das register fehlen. die bis ins kleinste durchgeführte numerierung der abschnitte ist recht ungeschickt und unübersichtlich in der wahl der zahlen und buchstaben (s. 28f trifft man hintereinander drei überschriften numeriert: 7.—42.—3). an material wird des guten viel zu viel gegeben; oft hat man den eindruck, dass nicht über Goldoni in Deutschland, sondern über den dichter an sich gehandelt würde: inhaltsangaben sind in solchem zusammenhange doch nur dann gerechtfertigt, wenn ausführlich über die in dieser hinsicht ändernde arbeit des übersetzers gehandelt wird, während M. auf die blofse tatsache hin, dass ein stück wörtlich übertragen worden

ist, immer eine analyse gibt. — zur kennzeichnung der aufnahme Goldonis in Deutschland gehören unzweifelhaft die stimmen der kritik: aber bei jedem stück zu hören, was Nicolai oder ein anderer darüber gesagt hat, ist schliefslich ohne interesse. die zerlegung der zeit von 1751—1815 in sechs abschnitte ist nicht durch zusammenfassende charakterisierung des in jeder epoche verschiedenen stadiums der Goldonifreundschaft in Deutschland gerechtfertigt, und innerhalb der einzelnen gruppen folgen sich berichte über sämtliche ausgaben, übersetzungen, bearbeitungen, aufführungen, besprechungen, von denen M. sich kenntnis verschafft hat, ziemlich unsystematisch. — dagegen vermißt man (mit ausnahme eines dürftigen ansatzes bei Lessing) die doch gewis lohnende untersuchung, ob Goldoni den deutschen original-lustspieldichtern dieser oder der nächstfolgenden zeit, sei es in der technik, sei es in einzelnen motiven, lehrmeister war. — stilistisch ist auch manches auszusetzen, vor allem eine reihe lästiger widerholungen. (alle bearbeiter werden 'nicht müde' oder 'sind rastlos' das theater zu bereichern; man liest das s. 52. 53. 65. 68. 110. 139 usw.). schade, dass M. sich nicht die mühe genommen hat, seinen gründlichen zusammenstellungen einen gefälligeren rahmen zu geben.

Berlin. **H. Schneider.**

KLEINE MITTEILUNGEN.

Das getöse des sonnenaufgangs. Tacitus German. cap. 45: Trans Suionas aliud mare, pigrum ac prope immotum, quo cingi claudique terrarum orbem hinc fides, quod extremus cadentis jam solis fulgor in ortum edurat adeo clarus, ut sidera hebetet, sonum insuper emergentis audiri formasque deorum [equorum] et radios capitis persuasio adjicit. illuc usque, et fama vera, tantum natura'.

Tacitus berichtet nach sagen aus dem höchsten norden, was der mönch Carpini im 13 jh. vom zeltlager des Mongolenkhans Dschingiskhan aus mitteilt, cap. 5, s. 43. 44 in der ausgabe von Bergeron. der mann und die frau des nordischen höhlenvolkes, die man zu Dschingiskhan bringt, antworten auf die frage, warum dieses volk unter der erde wohne, also: ils disent que c'étoit parce qu'en un certain temps de l'année, au lever du soleil, il se faisait un bruit si grand, et un son si violent, qu'ils ne pouvaient le supporter en aucune manière, si bien, qu'ils étoient contraints de battre des tambours et autres instruments de grand bruit pour n'entendre point cet autre son'.

Die beim wideraufgang der sonne erhobene musik erklärt sich sehr einfach aus dem freudengeschrei, das im hohen norden

beim neuaufgang der sonne, sei es im wintersolstitium, sei es im frühlingsäquinoctium, dem aufsteigenden gestirn entgegenhallte. LSchermann hat in seiner verdienstlichen schrift Die philosophischen hymnen aus der Rig- und Atharvaveda-sanhitâ (Strafsburg 1887, s. 82) auf Vedastellen hingewiesen, die von dem jubelgeschrei beim neuaufgang der sonne zeugnis geben. zunächst Atharvaveda II 1: 'dies (universum) molk Priçni (die weltmutter) heraus, geboren jubelten auf die den himmel erlangenden scharen'. dazu gehört nun auch die Chandogya-upanishad III 19, 3 (Schermann aao.): 'und was nun entstand, das war âditya (die sonne), seiner entstehung folgte freudengeschrei und alle wünsche'.

Schermann hätte noch auf Rigv. v 45, 8 aufmerksam machen können, wo die angiras (die priestersänger der grauen urzeit) zusammen mit den rindern der aufgehnden sonne entgegen singen. vgl. Hillebrandt Vedische mythologie II 32 und 81.

Wahrscheinlich haben zu dem bericht des Tacitus, sowie zu dem der höhlenbewohner Carpinis noch naturerscheinungen beigetragen, über welche der Tübinger arzt Gmélin, der in den jahren 1738—1741 im auftrage der kaiserin Katharina II Sibirien bereiste, in seiner Reise durch Sibirien, bd 3 (1752) s. 135, wertvolle mitteilungen macht: 'Vom anfange des weinmonats bis um weihnachten sind viele nordlichter, welche überaus gleichförmig, und vornehmlich von zwei hauptarten sein sollen. bei der einen art ist zwischen nordwesten und westen ein heller bogen zu sehen, daraus viele helle säulen herauf, wiewol nicht sonderlich hoch steigen, sie breiten sich auch nimmer nach vielen himmelsgegenden aus. unter dem bogen ist der himmel pechschwarz; doch siehet man zuweilen durch diese schwärze die sterne scheinen. die leute dieser gegenden (vom Jenisei bis zur Lena) meinen, dass meistens auf dergleichen nordlichter grofse sturme (sic) folgen. bei der andern art zeigen sich anfänglich gegen norden einzelne helle säulen und fast zu gleicher zeit eben dergleichen im nordosten, die sich nach und nach verschmelzen und einen grofsen raum am himmel einnehmen, mit unglaublicher geschwindigkeit hin- und herfahren, und endlich fast den ganzen himmel bis in das zenith hinauf gleichsam bedecken. da siehet man die strahlen in dem zenith zusammenkommen, und es lässt, als wenn in dem himmel ein grofses gezelt ausgespannt wäre, dessen zeug von golde, rubin und saphir schimmerte. für das gesicht kann nichts schöneres gemalt werden. wer aber ein solches nordlicht zum erstenmal zu sehen bekommt, wird nicht ohne schrecken dabei sein. so schön auch die davon entstehende grofse erleuchtung dem gesicht immer vorkommen mag, so ist doch, wie ich aus der erzählung dieser leute vernommen habe, dabei ein solches zischen, krachen und geräusche in der ganzen luft, als wenn das gröfseste feuerwerk abgebrannt würde. viel-

leicht wären sie glücklich, wenn sie sich eben diese vergleichung machen könnten; sie würden solchergestalt den schrecken nicht haben, welchen sie bei einem jeden solchen nordlichte ohnfehlbar empfinden müssen. um dasjenige auszudrücken, was sie alsdann hören, sagen sie: *spolochie chodyat,* d. i. 'das wütende heer gehet'. man soll es sogar den tieren anmerken, dass sie sich ungemein davor entsetzen. die jäger, welche den weifsen und blauen füchsen, die sich in der gegend des eismeeres aufhalten, nachstellen, werden öfters auf ihren jagden von solchen nordlichtern überfallen. die hunde sollen darüber in die gröste bangigkeit geraten, nicht weiter aus der stelle fortwollen, sondern sich so lange auf die erde legen und sitzen bleiben, bis das getöse völlig vorbei wäre. auf dergleichen nordlichter soll gemeiniglich klares und stilles wetter folgen'.

Zu der textconjectur *equorum* für das traditionelle *deorum,* die von Jacob Grimm und Müllenhoff vorgeschlagen wurde, ist zu bemerken, dass der vedische gott des morgenrötlichen tau- und reiffalles unter dem bilde eines rosshauptes vorgestellt wird, das sich offenbar auf den umlauf der sonne bezieht. in denselben vorsellungskreis gehört die sage: kaiser Heinrich VII habe einmal nach sonnenuntergang ein riesenhaftes pferd in der luft gesehen, worauf er bald gestorben sei; Menzel Odin s. 218.

Hermann Brunnhofer,

Das erste zeugnis für die bekanntschaft mit Marlowes 'Dr. Faustus' in Deutschland. Die älteste notiz über die aufführung des 'Doctor Faustus' durch englische comödianten in Deutschland (in Graz, sonntag den 10 februar 1608) stammt bekanntlich aus einem brief der erzherzogin Magdalena an ihren bruder Ferdinand vom 21 februar 1608 (vgl. Joh. Meifsner Die englischen comödianten zur zeit Shakespeares in Österreich s. 78; Alexander Tille Faustsplitter nr 64; facsimile nach dem original im haus-, hof- und staatsarchiv in Wien in Payers facsimiledruck von Weidmanns allegorischem drama Johann Faust, Wien 1911, verlag brüder Rosenbaum).

Soweit ich sehe, ist es unbemerkt geblieben, dass eine stelle in Jakob Ayrers in die barocke form eines processes Lucifers gegen Jesus eingekleidetem selbstadvocaten 'Historischer Processus Juris' (Frankfurt a. M. 1597) eine bekanntschaft mit Marlowes Faustdrama voraussetzt. hier heifst es (s. 475, Tille Faustsplitter nr 47b): *Mephostopheles sprach / ich habe mich lange zeit bey Doctor Fausto gehalten / bey jme vnd viel Doctoribus aller facultet vil gesehen also / das ich mich selbst gar für ein klugen Teuffel gehalten / wie es dann auch ein künstlichs Teuffels meisterstück gewest / das ich denselben gelerten Weltweisen Doctorem mit meinem blawen dunst / vnnd blossen laruenwerck / so künstlich vmb den Genfsbrey geführt / . . . Nun hab ich in obgedachtes Fausti Juristen Büchern gelesen / das ein fatal ein gantzes jar sey / darinnen*

einer seine appellation prosequirn könne / vnd das es dennoch nicht in defs Richters a quo Machten stehe / solches im Rechten gesetzt fatal dem appellanten abzukürtzen / . . .

Die deutschen volksbücher kennen Faust nur als theologen und mediciner; dass er sich auch mit rechtsgelehrsamkeit beschäftigt habe, davon wissen sie nichts. erst Marlowe lässt ihn in dem berühmten eingangsmonolog seines dramas alle facultäten durchlaufen, und zwar in der normalen reihenfolge: philosophie, medicin, jus, theologie. wie vorher Aristoteles und Galen, nachher die Bibel des heiligen Hieronymus, so hat er bei der betreffenden stelle des monologs das Corpus juris des Justinian aufzuschlagen: daher die vorstellung von '*Fausti Juristen Büchern*'. bei dem einfluss den die englischen comödianten erwiesener mafsen auf Ayrers dramatische tätigkeit ausgeübt haben, ligt der schluss nahe, dass er den der deutschen sagenüberlieferung fremden zug von ihnen übernommen habe.

Marlowes Faust ist am 30 september 1594 zum erstenmal im Londoner Rosentheater aufgeführt worden: mit so grofsem beifall, dass das stück in der nächsten zeit allmonatlich zwei- bis dreimal widerholt werden muste (vgl. Faustsplitter nr 42). den Faust spielte Shakespeares kunstgenosse Edward Alleyn, den Mephostophilis ein schauspieler von langer hagerer gestalt, die sich dem gedächtnis der zuschauer einprägte, so dass in Shakespeares Lustigen Weibern von Windsor junker Slender wegen seiner abschreckenden magerkeit mit Mephostophilis verglichen wird. die redensart *as great as the devil and dr Foster* wurde nach Daniel Defoes zeugnis sprichwörtlich (Faustsplitter nr 214, s. 515). das hauptaufsehen (bei den puritanern aber auch den grösten anstofs) erregte das auftreten der teufel auf der bühne.

Wenn Mephostopheles anspielung auf '*Fausti Juristen Bücher*' bei Ayrer, wie wir annehmen, aus Marlowe stammt, dann muss das stück bald nach seiner Londoner erstaufführung und noch vor seiner drucklegung (1601) nach Deutschland gekommen sein. englische comödianten spielten in Nürnberg — Ayrer könnte freilich eine aufführung auch in einer andern stadt gesehen haben, was aber an der sache selbst nicht viel ändert — 1593, 1596, 1597. mit rücksicht auf das erscheinungsjahr (1597) des 'Processus Juris' kommt nur 1596 in betracht.

In diesem jahr gaben die beiden englischen comödiantentruppen, die damals Deutschland durchzogen, durch auffallend lange zeit, also unter besonderem beifall der behörden und der bürgerschaft, ihre vorstellungen in Nürnberg: Thomas Sackville, der schöpfer des Jan Bouset, damals wahrscheinlich schon in braunschweig-lüneburgischen diensten, spielte vom 26 april bis 23 mai; sechs wochen später, am 5 juli, begann die in hessischen diensten stehnde truppe des Robert Brown ein vierzehntägiges gastspiel (vgl. Trautmann Schnorrs Archiv 14, 113f).

welche von diesen beiden banden den 'Dr Faust' mitgebracht hat, lässt sich leider nicht mehr feststellen.

Ayrer hätte in seinem volkstümlichen buch einen einzelnen zug der fabel des englischen dramas wol nicht verwerten können, wenn das stück nicht auch in Deutschland aufsehen gemacht hätte. hängt es nun etwa damit zusammen, dass man erst jetzt von lutherischer seite durch die Fausttradition *die schule und kirche zu Wittenberg geschmehet vnd verleumdet* fühlt und sich zur abwehr anschickt: 1597 durch die scharfe kritik an dem deutschen Faustbuch in der 3 auflage von Lercheimers 'Christlich Bedencken vnd Erinnerung von Zauberey', 1599 indem G. R. Widmann an die stelle der alten 'Historia' seine 'Wahrhafftigen Historien' setzt?

Der stelle bei Ayrer ist noch mehr als die tatsache der aufführung zu entnehmen. Mephostopheles hebt hervor: *das ich mich selbst gar für ein klugen Teuffel gehalten.* in der ältesten inhaltsangabe eines Faustdramas — wahrscheinlich des repertoirestückes des principals K. A. Paul — durch den Danziger ratsherrn Schröder 1669 (vgl. WCreizenach Volksschauspiel vom dr Faust s. 5 f; Bolte Gesch. d. Danziger theaters s. 110 f) wird der dem Faust dienstbare teufel überhaupt nur als der 'Klugheit-Teufel' oder der 'kluge Teufel' bezeichnet. will man in diesem zusammentreffen keinen blofsen zufall sehen, so ist der schluss gestattet, dass bereits die fassung, in der Marlowes Faust in Deutschland bekannt geworden ist, diesen zug enthalten, also wol auch durch das von Schröder bezeugte vorspiel in der hölle exponiert hat[1].

Die bedeutung von Ayrers zeugnis für die geschichte der Faustsage ligt nach alledem auf der hand: in die lücke zwischen den erscheinungsjahren des 1 und 2 Faustbuches 1587 und 1599 tritt nun die aufnahme des stoffes in der gestalt, die ihm zum erstenmal ein wahrer poetischer genius gegeben hatte und durch die er daher unverwüstlich und unverwelklich geworden ist.

Eduard Castle.

Zum Erlösungsspiel. Das erscheinen der Marburger dissertation von CSchmidt über die textkritik der Erlösung und fast gleichzeitig die nachricht von der auffindung umfangreicher von 1342 datierter fragmente des gedichtes (die hoffentlich bald hier zur veröffentlichung gelangen) erinnern mich daran, dass ich vor jahren der bibliothek des alten Marburger professors Conr.Bachmann nachgegangen bin, in der sich das merkwürdige Erlösungsspiel, aber auch noch andere wertvolle altdeutsche codices befunden haben. ich stiefs damals in der grofsherzogl.

[1] man mag den einwand erheben, dass die englischen comödianten ihre stücke wol in englischer sprache aufgeführt hätten, daher vorerst ein wort kaum könne übernommen worden sein. aber vermutlich haben sie, wie dies für die fremdsprachigen schulaufführungen vielfach bezeugt ist, deutsche einladungsschriften ausgegeben, und von daher kann der name 'Klugheit-Teufel' fest geworden sein.

universitätsbibliothek zu Giefsen auf ein exemplar von Jo.Conr. Dieterichs Specimen antiquitatum biblicarum (Marbg. 1642), jenes werk also, aus dem allein wir ein bruchstück des Erlösungsspieles kennen (danach widerholt von DvStade und später von vdHagen in s. Germania 7, 349 ff). Dieterich dankte die kenntnis des stückes (nicht blofs die mitteilung dieser 58 verse, was CSchmidt für möglich hält) seinem collegen Conr.Bachmann: das Giefser exemplar von Dieterichs werk hinwider ist dasjenige Bachmanns, und er selbst hat nachträglich den p. 122 mitgeteilten ausschnitt mit seiner handschrift verglichen und danach den gedruckten text corrigiert. ich teile diese correcturen mit, obwol sich nur eben eine besserung darunter findet, die nicht schon vdHagen erkannt hat. Bachmann corrigiert also v. 4 *hin* in *her*, 9 *Luten* in *Lûten*, 11 *har* in *han*, 15 *ruhe* in *riche*, 17 *Wert* in *Wirt*, 31 *Welt* in *Werlt*, 33 *clange* in *ſlange*, 34 *vbfuz* in *vbˢfuz*, 38 nach *weſzith* scheint noch ein *t* angefügt, 38 *ſechen hat* in *ſech enhat*, 40 *ub* in *ubˢ*, 41 *Dz* in *Jz*, 56 *Wochent* in *Wochin*. — dazu füge ich zwei kleine fehler vdHagens: v. 16 steht bei D. *Hymel*, 21 *Allir*. E. S.

Zu den federproben Anz. xxxiv 305 f hat ein aufmerksamer leser aus Wolfenbüttel s. z. alsbald bemerkt, dass es sich bei dem scheinbaren kauderwälsch *Taregamar ramagerat maga* ... (306) nur eben um ein anagramm, um eine buchstabenspielerei mit dem namen *Margareta* handele. E. S.

ERKLÄRUNG. Die im Anz. xxxiv 145 ff erschienene besprechung meines buches über Berg-, flur- und ortsnamen, welche durch die behauptung, ich habe mich um die lautlehre der Tiroler mundart nicht gekümmert, den glauben erwecken könnte, meine namendeutungen seien unzuverlässig, nötigt mich zur erklärung, dass die angabe in der einleitung, das Lechtal spreche ua für ahd. ei, lediglich auf einem bei der correctur der druckbogen stehen gebliebenen versehen beruht. dies wird dadurch bewiesen, dass ich in der arbeit, was die Lechtaler namen betrifft, in voller übereinstimmung mit Schatz, überall mundartlich *ua* als althochdeutsch *ō* oder *o* vor *r* aufgefasst habe. man vergleiche zb

s.	18	nr	10,	wo	*ahuare*	zu hd.	ahorn	(häselgehr
"	31	"	112	"	*bluass*	" "	bloss	(" ")
"	51	"	317b	"	*vuader*	" "	vorder	(bach)
"	58	"	385	"	*gruass*	" "	grofs	"
"	66	"	436	"	*huach*	" "	hoch	(häselgehr)
"	95	"	690	"	*uart*	" "	ort	" "
"	101	"	736	"	*ruase*	" "	rose	(holzgau)
"	102	"	739	"	*ruat*	" "	rot	(bach)
"	112	"	831	"	*schuass*	" "	schoss	(holgau)
"	137	"	1044	"	*zuare*	" "	zorn	(steg)

gestellt wird. — zahlreiche andere stellen lassen erkennen, dass

mit meiner auffassung eben ahd. *ei* nicht *ua*, sondern *oa* entspricht; zb.

s. 33 nr 137, wonach hd. breit = *broat*,
s. 55 nr 345, wonach der name *Goasswoadtoal* (Elbigenalfe) soviel ist als Geifs-weiden -teile,
s. 88 (*Moass* aus meifs) usw.

Amberg. **dr A. Kübler.**

Druckfehler in dem aufsatz 'Gicht' (oben Zs. 53, 101 ff): s. 141, z. 16 v. o. lis 'géht' für 'geht'. — ebda z. 22 v. o. lis 'blófse' für 'blofse'. — s. 162, z. 4 v. u. lis 'kraft haben' für 'kn, baarthef'.

PERSONALNOTIZEN.

Am 17 juli 1911 starb im 60 lebensjahre der begründer des Sprachatlas des Deutschen Reiches, Georg Wenker zu Marburg, nahe dem ziele der vollendung seines rühmlichen lebenswerkes.

Am 25 august beschloss sechzigjährig Anton E. Schönbach sein leben; seine auf dem gebiete der geistlichen litteratur des mittelalters von niemandem übertroffene gelehrsamkeit hat einer langen reihe von bänden der Zeitschrift wertvolle beiträge gespendet. — am 24 october folgte ihm im tode Václav E. Mourek, der ausgezeichnete kenner der germanischen syntax und der vornehmste vermittler unserer wissenschaft bei seinen čechischen volksgenossen.

Der 1 november raubte den Monumenta Germaniae historica den leiter der abteilung Scriptores Oswald Holder-Egger, der in 35 jahren ein gewaltiges stück editionsleistung vollbracht und darunter wahre musterbeispiele geliefert hat.

Auf das ordinariat der ältern deutschen sprache und litteratur an der deutschen universität Prag wurde prof. Primus Lessiak von Freiburg i. d. Sch. berufen. — nachfolger Schönbachs in Graz wurde prof. Konrad Zwierzina von Innsbruck.

Prof. dr Robert Petsch in Heidelberg übernahm den lehrstuhl für deutsche sprache und litteratur an der universität Liverpool.

Prof. dr Björn Magnússon Ólsen in Christiania folgte einem rufe als ordentlicher professor der altnordischen philologie an die neugegründete universität Reykjavík und wurde deren erster rector.

Die privatdocenten an der Münchener universität drr Julius Petersen, Rudolf Unger und Friedrich Wilhelm wurden zu ao. professoren ernannt.

REGISTER.

Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

